

Zeitschrift: Beiträge zur nordischen Philologie
Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Skandinavische Studien
Band: 36 (2003)

Artikel: Der kontingente Text : zur schwedischen Poetik in der Frühen Neuzeit
Autor: Sabel, Barbara
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-858229>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

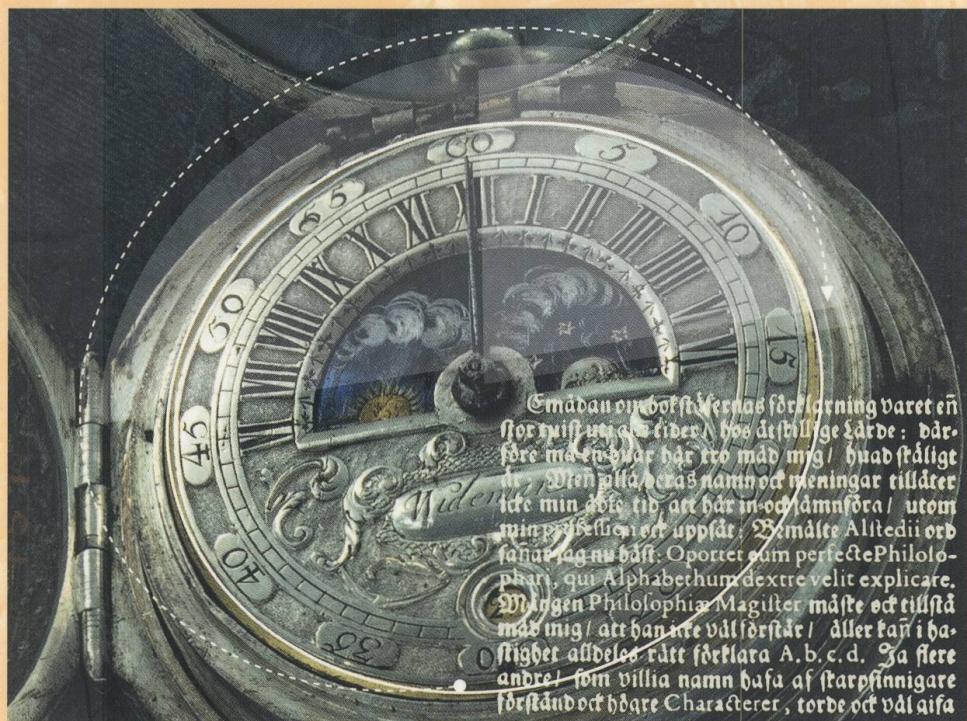
Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Barbara Sabel

Der kontingente Text

Zur schwedischen Poetik in der Frühen Neuzeit



A. FRANCKE VERLAG TÜBINGEN UND BASEL

Der kontingente Text

Beiträge zur Nordischen Philologie

Herausgegeben von der Schweizerischen Gesellschaft
für Skandinavische Studien

Redaktion:

Oskar Bandle, Jürg Glauser, Silvia Müller, Hans-Peter Naumann,
Barbara Sabel, Thomas Seiler

Beirat:

Michael Barnes, François-Xavier Dillmann,
Annegret Heitmann, Andreas G. Lombnæs, Stefanie Würth

Band 36 · 2003

A. FRANCKE VERLAG TÜBINGEN UND BASEL

Barbara Sabel

Der kontingente Text

Zur schwedischen Poetik in der Frühen Neuzeit

A. FRANCKE VERLAG TÜBINGEN UND BASEL

Titelbild: Taschenuhr von Johan Wideman d.ä., hergestellt um 1700 (Nordiska museet, Stockholm, NM 159.668); Text von Nils Tiällmann, *Grammatica Suecana*, Stockholm 1696, S. 138. Graphik von Jürg Peter Hunziker unter Verwendung einer Photographie von Mats Landin, Nordiska museet.

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <<http://dnb.ddb.de>> abrufbar.

Gedruckt mit Unterstützung des Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung und der Schweizerischen Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften.

Die vorliegende Arbeit wurde von der Philosophischen Fakultät I der Universität Zürich im Wintersemester 1999/2000 auf Antrag von Prof. Dr. Jürg Glauser als Dissertation angenommen.

© 2003 · A. Francke Verlag Tübingen und Basel
Dischingerweg 5 · D-72070 Tübingen

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.
Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Werkdruckpapier.

Internet: www.francke.de
E-Mail: info@francke.de

Bandredaktion: Barbara Sabel, Jürg Glauser
Druck: Gulde, Tübingen
Verarbeitung: Nädele, Nehren
Printed in Germany

ISBN 3-7720-3099-8

Inhaltsverzeichnis

Einleitung	3
Die Organisation von <i>res</i> als <i>verba</i> : Andreas Arvidi	25
Geschichte wird geboren: Johannes Sleidanus	57
Zeitarbeit: Johannes Messenius	81
Produktion des Signifikanten als Signifiziertes: Samuel Columbus	111
Die Farbe der Seele: Jesper Swedberg.....	135
Bibliographie	157

Einleitung

*Jeder Text fängt an, beginnt, und – ist.
Er fängt an und ist nicht, wo er angefangen hat:
das ist alles, was sich sagen lässt.
Er ist nicht, was vor ihm ist.¹*

Das vorliegende Buch *Der kontingente Text* hat eine lange, wechselvolle und keineswegs widerspruchsfreie Geschichte hinter sich. Seine Anfänge gehen auf eine Seminararbeit an der Universität Tübingen zurück, in der ich mich erstmals mit der schwedischen Poetik in der frühen Neuzeit beschäftigte. Dieses Thema betreffende Quellentexte² fanden sich zu Beginn der 1990er Jahre nur sehr vereinzelt und in älteren Darstellungen dokumentiert und gedeutet; keiner war als Neuausgabe greifbar. Gegenstand eingehender literaturwissenschaftlicher Analysen bildete gar nur ein einziger poetologischer Text, Andreas Arvidis *Manuductio ad poesin svecanam*, auf die ich selbst noch ausführlich zu sprechen kommen werde.

Zwei weitere schwedische Quellen tauchten in den damals vorliegenden Untersuchungen meist resp. ausschließlich in Nebensätzen auf: Petrus Lagerlöfs Vorlesung *Inledning till det Svenska Poeteriet* als Zeugin für den späten schwedischen Übergang vom quantifizierenden zum akzentuierenden Metrum und Lars Fornelius' lateinische *Poetica tripartita* – als Zeugin dafür, daß es 1631 in Schweden noch keine muttersprachliche Lehre von der muttersprachlichen Dichtung gab. Das frühere Forschungsinteresse an der schwedischen Poetik galt, wie ich schnell herausfand, deren Mängeln gemessen an Maßstäben der kontinentaleuropäischen Poetik. Beispielsweise geht es in den ersten Studien zu Arvidis *Manuductio* nur um Einflußnachweise; der Text wird verglichen mit früheren Dichtungslehren aus dem Kreis der dänischen Poetiker und der deutschen Fruchtbringenden Gesellschaft. Da sich in ihm wortwörtliche Übersetzungen aus diesen Vorlagen finden lassen, wurde er für ‘nicht original’ befunden.

Weder mit der mageren Quellenlage noch mit der in meinen Augen einseitig entwertenden Unterscheidung zwischen originalen und epigonalen Texten konnte ich mich arrangieren. Mein erster Vorsatz für die Seminararbeit war deshalb ein materialmäßiger und lautete, alle bisher unbekannten, in öffentlichen und privaten Archiven vergessenen schwedischen Poetiken des 17. und 18. Jahrhunderts aufzuspüren, was ich mit Hilfe von Isak Collijns Bibliographie,³ Katalogrecherchen, dem Studium der Fachliteratur und umfangreichen interbibliothekarischen Leihvorgängen

¹ Schällibaum, Urs. Alles sagen. Anfang und Horizont philosophischer Texte. *Verflechtungen. Die Textlichkeit des Originären. Aufsätze zur Philosophie für Jean-Pierre Schobinger*. Hg. Jean-Claude Höfliger. Zürich: Howeg, o.J. [1997]. 98-128: 98.

² Wie die skandinavischen Literaturen zwischen Mittelalter und Aufklärung insgesamt.

³ Vgl. Collijn, Isak. *Sveriges bibliografi 1600-talet. Bidrag till en bibliografisk förteckning*. Uppsala: Svenska litteratursällskapet, 1942-46. 2 Bde.

an die Hand nahm. Mein zweiter, inhaltsmäßiger Vorsatz lautete, die Gesamtheit der so zu Tage geförderten schwedischen Poetiken in einen komparatistischen Zusammenhang mit der Geschichte der westlichen Poetik überhaupt (!) zu setzen. Dann, so meine damalige Erwartung, würden sich nicht nur bisher ungeahnte geistige Verbindungslien zwischen Schweden und der restlichen westlichen Welt herausprofilieren. Es wäre darüberhinaus auch ein Einfaches, in den schwedischen Poetiken die eigenständigen, nicht von irgendwo sonst herstammenden Passagen zu finden, die die ältere Forschung eines Besseren belehren würden. Auf dem Weg zu diesem Ziel unternahm ich Streifzüge in der volkssprachlichen Poetik Europas, ging auch über den nordgermanischen Kreis hinaus zu elisabethanischen Dichtungslehren, Dante, Aristoteles, Horaz u.a.

Das alles kostete einige Zeit. Die Arbeit war in meiner Vorstellung inzwischen von einem Seminar- zu einem Magisterprojekt angewachsen. Doch um eine lange Geschichte kurz zu machen: ich scheiterte sowohl mit meinem ersten wie auch mit meinem zweiten Vorhaben. Am Ende meiner Materialrecherchen hatte ich zwar zahlreiche hochspannende, noch nie untersuchte frühneuzeitliche schwedische Texte zusammengetragen – lateinische Dissertationen zur Rhetorik aus dem frühen 17. Jahrhundert, diverse lexikographische und grammatologische Lehrbücher, historiographische Texte. Das Feld der Dichtung berührten diese aber nicht, so daß nach wie vor die drei bis vier mir bereits bekannten poetologischen schwedischen Quellen alleine dastanden. Und was den inhaltlichen Vorsatz angeht, so fand ich in Arvidis *Manuductio* wie schon andere vor mir eine Menge Opitz, eine Menge Ravn, etwas Zesen und ein bißchen Harsdörffer; was an Sentenzen von Scaliger, Horaz und Aristoteles auch bei Arvidi zu lesen war, hatte dieser wohl eher von den genannten nordgermanischen Vorlagen übernommen. Überraschende neue poetologische Konzeptionen ließen sich in der *Manuductio* nicht finden. Auch meinen Wunsch nach einer authentischen, oder wie ich es später nennen werde, originären schwedischen Poetik sah ich also enttäuscht. Ich beschränkte mich für den Seminarschein auf einen Vergleich von Arvidis Text mit seinen Vorlagen und schloß mein Studium mit einer Magisterarbeit zu Ibsen ab.

Doch auch in den nächsten Jahren, ich war inzwischen Assistentin in Zürich, hielten die Begriffe Frühneuzeit und Poetik mir (und ich ihnen) die Treue. An verschiedenen Orten und durch verschiedene Lehrerinnen und Lehrer kam ich mit neueren Texttheorien in Berührung, die meinen Blick auf das Thema veränderten. Bald sah ich ein, daß es eines anderen als rezeptionsgeschichtlichen Fokus bedurfte, um die schwedische Poetik als Forschungssujet zu legitimieren, wie auch, daß mehr als die drei in den engen Gattungsgrenzen der Poetik versammelten Texte die Untersuchungsbasis bilden mußten. Es wurde mir des weiteren klar, daß in meinem ersten Testlauf mit dem Thema bestimmte Grundannahmen die Erhebung und Evaluation der Daten geleitet hatten, welche ich aus der Poetikforschung⁴ und überhaupt der mir

⁴ Ich beziehe mich hier u.a. auf folgende poetologiegeschichtlichen Artikel und Handbuchtexte:

während meines Studiums zugänglichen Literaturwissenschaft hatte. Diese Grundannahmen verstellten mehr Phänomene in den Quellentexten als sie enthüllten, weil sie normativ und letztlich mythisch waren. Ich möchte das im folgenden ausführen.

Die wichtigste normativ-mythische Fußangel im poetologiegeschichtlichen Diskurs schien mir und scheint mir die Dichotomie ‘original-epigonal’ zu sein und der dahinterliegende Mythos vom ‘originären’ Text als allen anderen Texten vorausgehender, selbst voraussetzungsloser und deshalb autoritativer Text. In der späteren Phase meiner Dissertation beschäftigte ich mich v.a. mit neueren literaturtheoretischen und sprachphilosophischen Überlegungen, die die in der westlichen Welt latente Sehnsucht nach dem originären Text auf ihre Voraussetzungen und Folgeerscheinungen hin analysieren. Als Folge dieser theoretischen Lektüren, die ich wo möglich in meine Interpretationen habe einfließen lassen,⁵ rückte für mich der Mythos des Originären in bezug auf die schwedische Poetik der Frühneuzeit zu einer Leitfrage auf. An dieser Stelle kam auch die Bezeichnung ‘kontingenter Text’ ins Bild. Ich muß etwas ausholen, um die Bedeutung dieses Terminus für die vorliegende Untersuchung zu klären, und stütze mich dabei auf die Erträge meiner Arbeit mit den verschiedenen frühneuzeitlichen Texten meines Korpus.

Einfach formuliert, bildet im Sprachgebrauch der vorliegenden Untersuchung ‘kontingent’ das negative Gegenüber von ‘originär’. ‘Originärer Text’ habe ich eben übersetzt als ‘allen anderen Texten vorausgehender, selbst voraussetzungsloser und deshalb autoritativer Text’. Einem ‘kontingenten Text’ geht also mindestens ein anderer voraus, er ist abhängig von bestimmten Voraussetzungen und deshalb nicht autoritativ. Diese zunächst privaten Festlegungen treffen eine Auswahl aus der

Lieske, Stephan. „Poetik.“ *Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. Ansätze – Personen – Grundbegriffe*. Hg. Ansgar Nünning. Stuttgart und Weimar: Metzler, 1998; Kühnel, Jürgen. „Poetik.“ *Metzler Literatur Lexikon. Begriffe und Definitionen*. Hgg. Günther u. Irmgard Schweikle. 2. überarb. Aufl. Stuttgart: Metzler, 1990; Meier, A. „Poetik.“ *Grundzüge der Literaturwissenschaft*. 2. Aufl. Hgg. Heinz Ludwig Arnold und Heinrich Detering. München: dtv, 1997. 205-18; Wiegmann, Hermann. „Poetik.“ *Fischer Lexikon Literatur*. Hg. Ulfert Ricklefs. 3 Bde. Frankfurt a.M.: Fischer, 1996; Brogan, T. V. F., und Miner, Earl. „Poetics, Western.“ *The new Princeton encyclopedia of poetry and poetics*. Princeton: Princeton UP, 1993; Weimar, Klaus. „Poetik.“ *Enzyklopädie der Literaturwissenschaft*. 2. Auflage. Von Weimar. München: Francke, 1980. 93-162. – Überblicksdarstellungen zur Geschichte der Poetik bieten: Braak, Ivo. *Poetik in Stichworten. Literaturwissenschaftliche Grundbegriffe. Eine Einführung*. 3. Aufl. Kiel: Hiert, 1969; Körner, Josef. *Einführung in die Poetik*. 3. Aufl. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1968; Markwardt, Bruno. *Geschichte der deutschen Poetik*. 1., 2. u. 3. Aufl. 5 Bde. Berlin: de Gruyter, 1964 (3Bd. 1), 1967 (1Bde. 4-5), 1971 (2Bde. 2-3); Wiegmann, Hermann, *Geschichte der Poetik. Ein Abriß*. Sammlung Metzler 160. Stuttgart: Metzler, 1977. – Zur antiken, mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Poetik s. Klopsch, Paul. *Einführung in die Dichtungslehren des lateinischen Mittelalters*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1980; Plett, Heinrich F., Hg. *Renaissance-Poetik. Renaissance Poetics*. Berlin, New York: de Gruyter, 1994; Fuhrmann, Manfred. *Dichtungstheorie der Antike. Aristoteles – Horaz – ‘Longin’*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1992.

⁵ Und deshalb an dieser Stelle nicht einzeln erwähne.

theologisch-philosophischen Bedeutungsgeschichte des Wortes ‘kontingent’,⁶ die sich in der frühen Neuzeit mit der Geschichte der Sprachtheorie kreuzt und damit mittelbar auch Teile der frühneuzeitlichen Poetik betrifft. Diese historischen Bedeutungsnuancen von ‘kontingent’, wie auch seine gegenwärtigen fachsprachlichen Verwendungen, die im umgangssprachlichen Gebrauch des Wortes heute verschüttet sind, haben mir oft geholfen, bestimmte Phänomene in den untersuchten Texten zu deuten. Schon deshalb möchte ich sie an dieser Stelle nicht übergehen. Ich stütze mich zur Klärung der Bedeutungsgeschichte auf die entsprechende Fachliteratur.

Beginnen wir mit der Herkunft einer der heutigen Bedeutungen von ‘kontingent’, nämlich ‘zufällig’. In seinen antiken griechischen und lateinischen Konnotationen meint das Wort zunächst: ‘es geschieht, es tritt der Fall ein, es bietet sich die Gelegenheit, es gelingt, es ergibt sich, etwas widerfährt jemandem.’⁷ Alternative klassische Definitionen des Terminus lauten:

‘Contingens est, quod nec est impossibile, nec necessarium’, oder: ‘Contingens est, quod potest non esse’ bzw. ‘contingens est, quod potest aliud esse’. Kontingen ist

⁶ Vgl. zum Kontingenzbegriff allgemein: Brugger, Walter. „Kontingen.“ *Historisches Wörterbuch der Philosophie*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1976. 10 Bde.; Luyten, Norbert A. Das Kontingenzproblem. Das Zufällige und das Einmalige in philosophischer Sicht. *Zufall, Freiheit, Vorsehung*. Hg. Norbert A. Luyten. Freiburg, München: Alber, 1975. 47-64; Poser, Hans, Hg. *Formen teleologischen Denkens. Philosophische und wissenschaftshistorische Analysen. Kolloquium an der TU Berlin, WS 1980/81*. TUB Dokumentationen, Kongresse und Tagungen 11. Berlin: TUB, 1981; Sachsse, Hans. *Kausalität – Gesetzlichkeit – Wahrscheinlichkeit. Die Geschichte von Grundkategorien zur Auseinandersetzung des Menschen mit der Welt*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1979; von Graevenitz, Gerhart, u. Odo Marquard i. Zusammenarbeit m. Matthias Christen, Hgg. *Kontingenz. Poetik und Hermeneutik XVII*. München: Fink 1998; Heuss, Alfred. „Kontingenz in der Geschichte.“ *Neue Hefte für Philosophie*. 24/25 (1985): 14-43. – Zum antiken Kontingenzbegriff vgl. Frede, Dorothea. *Aristoteles und die Seeschlacht – das Problem der Contingentia Futura in ‘De interpretatione’*. Hypomnemata 27. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1970; Wetz, Franz Josef. Die Begriffe ‘Zufall’ und ‘Kontingenz’. *Graevenitz und Marquard* 1998. 27-34: 27-30. – Zum Wechsel vom vormodernen zum modernen Kontingenzbegriff vgl. Kamlah, Wilhelm. *Utopie, Eschatologie, Geschichtsteologie. Kritische Untersuchungen zum Ursprung und zum futuristischen Denken der Neuzeit*. BI-Hochschultaschenbücher 461. Mannheim und Zürich: Bibliographisches Institut, 1969; Holz, Hans Heinz. Leibniz. Die Konstruktion des Kontingenten. *Erkenntnisgewißheit und Deduktion. Zum Aufbau der philosophischen Systeme bei Descartes, Spinoza, Leibniz*. Hgg. Hans Heinz Holz et al. Marburger Beiträge zur Philosophie und Gesellschaftstheorie 1. Darmstadt und Neuwied: Luchterhand, 1975. 129-178; Manuel, Frank E. *The eighteenth century confronts the gods*. Cambridge, Mass.: Harvard U P, 1959; Schmucker, Josef. *Das Problem der Kontingenz der Welt. Versuch einer positiven Aufarbeitung der Kritik Kants am kosmologischen Argument*. Quaestiones Disputatae 43. Freiburg und Basel: Herder, 1969; Makropoulos, Michael. *Modernität und Kontingenz*. München: Fink 1997; Van den Daele, Wolfgang. Kontingenzerhöhung. *Die Modernisierung moderner Gesellschaften*. Hg. Wolfgang Zapf. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1990. 584-603.

⁷ Vgl. Wetz. ‘Zufall’ und ‘Kontingenz’. 27. Meine Darstellung der Begriffsgeschichte folgt diesem Beitrag, bes. S. 27, 29.

also das Nichtnotwendige: das, was auch hätte nicht sein können oder auch hätte anders sein können.⁸

Zurück gehen diese Festlegungen auf die aristotelische Philosophie, in der das Kontingente in dreierlei Vorstellungen existierte:

erstens das Nicht- oder Andersseinkönnen von Etwas, da es zuvor die zweifache Möglichkeit gab, zu sein und nicht zu sein; zweitens das Nicht- oder Andersseinkönnen von Etwas, weil dessen Nicht- oder Anderssein grundsätzlich gedacht werden kann; schließlich drittens das unvorhersehbare Zusammentreffen unverbundener Kausalketten.⁹

„[A]ufs Ganze gesehen“ vertrat Aristoteles allerdings „die Auffassung, daß das räumlich begrenzte, aber zeitlich unbegrenzte Weltall unentstanden und unvergänglich sowie von immer gleichbleibender Struktur“ sei und verwies „die Möglichkeit des Andersseins“ in den „Bereich menschlicher Handlungen“ und „irdischer[r] Naturvorgäng[e], da diese doch nur meistenteils in derselben Art und Weise ablaufen“.¹⁰ Obwohl bereits hier die Idee des Kontingenzen mit der des Zufälligen zu verschmelzen scheint, wird ihre explizite Verbindung erst durch die Latinisierung des Wortes durch Marius Victorinus im 4. Jahrhundert hergestellt. Sehr viel später wird von Kant (in der Unterscheidung von „empirischer, intelligibler und logischer Zufälligkeit“)¹¹ ‘contingere’ mit ‘zufällig’ übersetzt. Hinter dem heutigen Wortverständnis ‘kontingent’=‘zufällig’ stehen so zusammengefaßt folgende Übereinkünfte über die Eigenschaften des Kontingenzen, die mir für meine weitere Argumentation wichtig sind: das Zufällige ist *anders* und *unvorhersehbar*; das Zufällige ist *entstanden*; das Zufällige ist *zeitlich begrenzt*; das Zufällige ist mit der *natürlichen Welt* und *menschlichen Handlungen* verknüpft.

Ich gehe nun weiter zur nächsten Bedeutungslinie des Terminus. In der heutigen englischen Wendung ‘to be contingent upon’ meint er ‘abhängig sein von’. Diese habe auch ich weiter oben in meiner privatsprachlichen Übersetzung von ‘kontingerter Text’ verwandt. In dieser Bedeutung bezeichnet ‘kontingent’ ein kausallogisches Verhältnis:

Consider any object and let us call it x. To say that x is contingent or that x exists contingently is to say that x is contingent upon y, where y has to be some other object or set of objects in the world which causes or brings about the existence of x.¹²

⁸ von Graevenitz, Gerhart, und Odo Marquard. Vorwort. *Graevenitz und Marquard* 1998. XI-XVI: XI.

⁹ Wetz. ‘Zufall’ und ‘Kontingenz’. 29.

¹⁰ Wetz, Franz Josef. Kontingenz der Welt – ein Anachronismus? *Graevenitz und Marquard* 1998. 81-106: 82.

¹¹ Wetz. ‘Zufall’ und ‘Kontingenz’. 29.

¹² Platt, David. *The gift of contingency*. American university studies 120. New York etc.: Lang, 1991. 21.

Die ursachenlogische Abfolge impliziert auch eine zeitliche Anordnung: wenn x von y abhängig ist, dann existiert y schon vor x. Oder auf meine Konstruktion vom originären und kontingenten Text bezogen: dem kontingenten Text geht der originäre als Ursache auch zeitlich voraus. In dieser logischen Auslegung des Terminus ist allerdings noch nichts von den Wertungen zu spüren, die im mythologischen Begriffspaar ‘originär-kontingent’ enthalten sind.¹³ Wie kommt es nun dazu, daß das eine Adjektiv in unserer Vorstellung einen positiven und das andere einen negativen Klang bekommt, sobald es aus dem Vokabular der Philosophie in ein anderes (ästhetisches oder theologisches) Vokabular übertragen wird? Eine wichtige Voraussetzung dieses Phänomens stellt die im Begriff ‘kontingent’ enthaltene Zeitdimension dar. Da das Kontingente immer von etwas anderem verursacht wird, hat es einen Anfang. Wenn es einen Anfang hat, war es irgendwann einmal nicht da, und es wird auch irgendwann einmal ein Ende haben. Mit anderen Worten, es ist nicht ewig.

When we say that x exists contingently or that x is contingent, we also mean that it exists at some time or other, but not at all times. Any object or collection of objects is caused to exist at particular times and will cease to exist at some future time.¹⁴

Um zu verstehen, wie die uns bis heute erhaltenen Wertungen innerhalb des Begriffspaares ‘originär-kontingent’ zustande gekommen sind, bedarf es jetzt eines Blicks auf die vormoderne christliche Kreationstheologie und die dortige Verwendung des Terminus ‘kontingent’.¹⁵ In diesem (genauer gesagt, im scholastischen) Vokabular hat ‘kontingent sein’ die Bedeutung von „erschaffen sein“.¹⁶ Diese Begriffsauslegung ist wertend, weil in ihr die Variablen x und y des kausallogischen ‘kontingent’=‘verursacht von’ auf eine bestimmte Vorstellung (den christlichen Schöpfungsmythos) bezogen und in einem mythischen Deutungsrahmen determiniert werden (x=Schöpfung und y=Gott).

¹³ Dieses Begriffspaar taucht noch in zahlreichen weiteren, nicht nur literaturästhetischen, Paarbildungen mit gewissen Bedeutungsänderungen auf (z.B. original-epigonal resp. imitierend, authentisch-künstlich, wahr-falsch, natürlich-gekünstelt). Vor allem im ersten Kapitel der Untersuchung werde ich hierauf eingehen.

¹⁴ Platt. *Gift of contingency*. 22.

¹⁵ Vgl. zum vormodernen christlichen Kontingenzbegriff: Barth, Heinrich. *Alttertum und Mittelalter*. 2. Aufl. Basel u. Stuttgart: Schwabe, 1966. Bd. I von *Philosophie der Erscheinung. Eine Problemgeschichte*. Von Barth. 2 Bde.; Blumenberg, Hans. „Kontingenz.“ *Religion in Geschichte und Gegenwart. Handwörterbuch für Theologie und Religionswissenschaft*. 3. überarb. Aufl. Tübingen: Mohr, 1957-65. 6 Bde.; Konrad, Joachim. „Vorsehung.“ *Religion in Geschichte und Gegenwart*; Mörtl, Ingo. Zur Konstitutionsanalyse religiöser Phänomene. Kontingenz und Konsistenz der Lebenswelt. *Religionsoziologie als Wissenssoziologie*. Urban-Taschenbücher 636. Hgg. Wolfram Fischer und Wolfgang Marhold. Stuttgart: Kohlhammer, 1978. 21-37; Scheffczyk, Leo. Der christliche Vorsehungsglaube und die Selbstgesetzlichkeit der Welt (Determinismus – Zufall; Schicksal – Freiheit). *Luyten* 1975. 331-53; Schulz, Walter. *Der Gott der neuzeitlichen Metaphysik*. 5. Aufl. Pfullingen: Neske, 1974.

¹⁶ Wetz. Anachronismus. 84.

Ich werde später im Zusammenhang mit der frühneuzeitlichen Zeichen- und Sprachtheorie noch verschiedentlich auf die moralischen Implikationen dieses Mythos eingehen. An dieser Stelle sei festgehalten, daß in christlicher Perspektive das Kontingente (die Schöpfung) im Vergleich mit seiner Ursache oder seinem Schöpfer nicht vollkommen ist. Über die im christlichen Heilsmythos zentralen menschlichen Verschuldungsereignisse (Sündenfall, Turmbau zu Babel) hinaus, die jeweils moralische Abwertungen des Menschen nach sich ziehen, ist das Geschaffen-sein selbst für den Menschen und die Schöpfung ein „homogenes Strukturstigma“.¹⁷ Die Welt ist „geworden und vergänglich“.¹⁸ Gott hingegen als erste Ursache, von der alles Gewordene abhängt, ist selbst „ungeworden und ewig“.¹⁹ Alles Geschaffene ist „existentia“, d.h. „vergängliche[s] Abbil[d]“ der allgemeinen und ewigen ‘essentia’.²⁰

Ich habe oben in meiner privatsprachlichen Terminologie ‘kontingent’ auch als ‘nicht autoritativ’ übersetzt. Diese Auslegung, die für meine späteren poetologischen Lektüren besonders wichtig ist, entnehme ich ebenfalls dem christlichen Kontingenzbegriff. Er konstruiert das Kontingente als „Werk der schöpferischen *Macht* Gottes“.²¹ Das Verhältnis der Schöpfung zu ihrem Schöpfer wird in der christlichen Vorstellung also auf den autoritären Akt des Schöpfers zurückgeführt. Dadurch wird die Beziehung zwischen dem Kontingenten und seiner Ursache zu einem Herrschaftsverhältnis: das einzelne Kontingente ist Zeuge für die Autorität des Herren und bleibt dessen Autorität unterworfen.

Ich komme jetzt zur Anwendung des Terminus ‘kontingent’ auf Texte und deren Poetik. Als ersten Schritt möchte ich meine Arbeitsdefinition von ‘kontingenter Text’ noch um das Moment der *Zeitlichkeit* ergänzen, das in allen oben aufgeführten Begriffsauslegungen enthalten ist. Daß das Kontingente zeitlich ist, bedeutet, daß es sich verändert resp. verändert wird und vergänglich ist. ‘Zeit’ existiert zunächst einmal nur auf einer symptomalen Ebene von beobachtbaren Veränderungen gleich welcher Art, die das Verstreichen der Zeit implizieren. In der christlichen Mythologie und allen auf ihr aufbauenden Deutungssystemen wird nun ‘Zeit’ genau wie ‘Kontingenz’ in ein negatives Licht gesetzt, da sie primär mit Vergänglichkeit (und nicht Veränderlichkeit) assoziiert wird. Diese Deutung schafft (auch in bezug auf das Thema ‘Poetik’) nachhaltige Blindheiten. In einer exemplarischen religionsphilosophischen Darstellung der christlichen Kontingenzauffassung möchte ich nun eine

¹⁷ Blumenberg. „Kontingenz“. 1794.

¹⁸ Wetz. Anachronismus. 84.

¹⁹ Wetz. Anachronismus. 84.

²⁰ Wetz. ‘Zufall’ und ‘Kontingenz’. 30. ‘Essentia’ definiert Wetz an gleicher Stelle als „wandellos[e] Wesensformen [...], die innerhalb der festen Seinsordnung einen wesensgemäßen Platz und eine wesensnotwendige Bedeutung haben.“

²¹ Wetz. Anachronismus. 84. Meine Hervorhebung, B.S.

blinde Stelle aufzeigen, deren Aufhellung den Ansatzpunkt meiner Perspektive auf frühneuzeitliche ‘kontingente’ Texte und ihre Poetik bildet.

We have attempted in vain to hold on to what we like, to arrest the flow of time by seeking permanence and stability for what we value. We erect monuments of various kinds to preserve and hold on to our dear ones and what they represent. In the face of the corrosive passage of time, we have embraced various doctrines of immortality. With all of our attempts, time continues to devour, not only individuals, but great civilizations as well. Temporal passage is the mark of the contingent *per se*. In our philosophies and religions, we have searched for certainty, something that will ensure stability and permanence against the flux of change. In the Judeo-Christian West, God has generally been seen as this certain mark of permanence in a sea of change. Saint Augustine set the tone of Christian theology in the early church by his belief that God is completely outside of time and thus removed from the dangers of temporal contingency.²²

Verkürzt ausgedrückt ist diese vom christlichen Mythos geprägte Perspektive blind für den Möglichkeitsaspekt der Kontingenz, der in der kantschen Übersetzung ‘kontingent=zufällig’ enthalten ist – und das, obwohl in der zitierten Passage gerade auch von diesem Möglichkeitsaspekt gesprochen wird. Denn obwohl hier die Zeit (als Veränderung) in verschiedenen dramatischen Wendungen als bedrohlich dargestellt wird – sie wird als ‘Gefahr’ bezeichnet, mit den Bildern von ‘Korrosion’ und ‘Verschlungenwerden’ und den Vorstellungen von Verlust, ‘Sterblichkeit’, ‘Instabilität’ in Verbindung gebracht –, wird zugleich auch eine ganze Reihe von positiv gewerteten Phänomenen genannt, die nur durch das Verstreichen von Zeit (d.h. durch Veränderungen) entstehen können: Subjektkonstitution, Gefühle, Wert- und Glaubenssysteme, kulturelle Leistungen, Zivilisation. Man kann auch sagen, daß die hier zum Tragen kommende christliche Kontingenzauffassung, die ja eine klare Trennung zwischen dem vollkommenen, ewigen ‘Originären’ und dem unvollkommenen, zeitlichen ‘Geschaffenen’ vornimmt, den menschlichen Aktionsraum begrenzt und die menschliche Kreativität und ihre Produkte übersieht. Im obengestehenden Zitat werden die menschlichen Handlungen ausschließlich als Maßnahmen im Kampf gegen die Kontingenz thematisiert. Da dieser Kampf vergeblich ist, wirken die Handlungen sinnlos, was letztlich ihrer Entwertung gleichkommt.

Im Terminus ‘kontingenter Text’ möchte ich diese Konnotation keineswegs verabschieden, sie jedoch in ein Begriffsverständnis integrieren, das für die Ambivalenz der Kontingenz sensibilisiert ist und neben ihrer destruktiv-bedrohlichen auch ihre produktive Seite wahrnimmt. Damit komme ich zum frühneuzeitlichen Text, den ich in diesem ambivalenten Sinne als ‘kontingent’ bezeichne. Vorab noch ein Wort zum Gebrauch von Adjektiven in dieser Untersuchung. Ich habe oben u.a. von ‘Eigenschaften des Kontingenten’ gesprochen und schreibe durchweg vom ‘kontingenten Text’. Das ist in dieser Form irreführend. Kontingent *sind* Texte genauso wenig wie originär, d.h., mit diesen (und anderen) Adjektiven sind keine ontologischen Aussagen möglich.

²² Platt. *Gift of contingency*. 40.

logischen Register gezogen, sondern Vokabeln aus dem Inventar der Mythen zitiert, die den Texten zugrundeliegen und auf die diese Vokabeln verweisen.

Zur Festlegung der Bedeutung des Begriffs ‘Mythos’ in meiner Untersuchung greife ich auf seine heute eingebürgerten Verwendungsweisen in soziologischen, psychoanalytischen und systemtheoretischen Diskursen zurück. Danach sind Mythen „autopoietisch“ (d.h. „selbstreproduzierend“), haben die Funktion, Komplexität zu reduzieren, Bedeutung zu stiften und gleichzeitig (unerwünschte) Bedeutungen zu verdecken. Sie wirken ordnungs- und sicherheitsschaffend und erzeugen dabei Bilder, „deren Konnotierbarkeit dann jenen gesellschaftlichen Konventionen entspricht, um derentwillen sie in die Welt gesetzt wurden“.²³ Dadurch, daß Mythen „das Nahe im Fernen“²⁴ absichern, bewirken sie, daß das Individuum historisch bedingte Verhältnisse als natürlich empfindet. „Der Mythos verwandelt Geschichte in Natur.“²⁵

Wenn im folgenden von ‘kontingenzen Texten’ die Rede ist, dann heißt das, daß innerhalb dieser Texte Kontingenz – und zwar Kontingenz in der Bedeutungsvielfalt, die ich herausgearbeitet habe – ein besonders starkes Thema ist, welches sich wörtlich, umschrieben und in Bilder übersetzt finden läßt. Der Mythos der Kontingenz läßt sich an verschiedenen Textverfahren ablesen. Diese zu beschreiben und mit dem mythischen Deutungsrahmen der Texte in Verbindung zu setzen, ist Ziel meiner Untersuchung. Um den Bogen zum Anfang der Einleitung zurückzuschlagen: nachdem ich dieses Ziel entwickelt und damit mein inhaltliches Problem gelöst hatte, ließ sich auch das Materialproblem lösen. Und zwar schien es mir nun sinnvoll, unter ‘Poetik’ nicht länger allein die Textgattung der Dichtungslehren zu verstehen, die sich (laut Handbuch) durch ihre spezifischen Frageinteressen auszeichnet – nämlich „[w]ie unterscheiden sich die verschiedenen Formen der Poesie, die Gattungen, voneinander, was ist ganz allgemein Dichtung, und schließlich, welche Funktion hat sie, was ist ihr Sinn?“²⁶ Die drei oben genannten frühneuzeitlichen schwedischen Texte zur Poetik (hier verstanden als Gattung) werden vielmehr einen wichtigen, aber nicht den einzigen Bestandteil der Materialbasis bilden; die anderen (linguistischen, polemischen und historiographischen) Textsorten habe ich gewählt, da sich an ihnen besonders deutlich die Gesichter der kontingenzen Poetik zeigen lassen, insofern sie sich mit Geschichts- und Zeitkonzepten resp. der Sprachgeschichte und -theorie auseinandersetzen.

²³ Hoffmeister, Dieter. *Mythos Familie. Zur soziologischen Theorie familialen Wandels*. Opladen: leske + budrich, 2001. 267.

²⁴ Luhmann, Niklas. *Die Gesellschaft der Gesellschaft*. Frankfurt: Suhrkamp, 1997. 669. Zitiert nach Hoffmeister. *Mythos Familie*. 270.

²⁵ Borer, Christine, und Katharina Ley. *Und sie paaren sich wieder. Über Fortsetzungsfamilien. Soziopsychanalytische und ethnopsychanalytische Forschungen 1*. Tübingen: discord, 1992. 117.

²⁶ Mainusch, Herbert. „Dichtung als Nachahmung. Ein Beitrag zum Verständnis der Renaissancepoetik.“ *Germanisch-Romanische Monatsschrift* N.F. 10 (1960): 122-138: 124.

Im Vokabular der vorliegenden Untersuchung sind mit ‘Poetik’ (und dem häufiger gebrauchten Ausdruck ‘Poiesis’, auf den ich gleich noch eingehen werde) die Gesamtheit aller Verfahren in Texten gemeint, die auf die mythischen Grundannahmen der Texte verweisen, und diese Grundannahmen selbst. Qualifiziere ich diese Poetik mit dem Eigenschaftswort ‘kontingent’, so bedeutet dies, daß es sich um den Mythos der Kontingenz handelt, der die Verfahren strukturiert. Verfolgt man den Begriff ‘Poetik’ auf seine griechische Wurzel ‘Poiesis’ zurück, die ihm die Bedeutung ‘herstellendes Tun’²⁷ mit auf den Weg gibt, wird seine Verwendung in diesem Buch in Verbindung mit der Thematik der Kontingenz klarer. Denn im neutralen Wort ‘Tun’ ist Raum für die destruktiv-bedrohlichen wie auch die produktiv-kreativen Aspekte des Mythos von der Kontingenz. Beide sind an der Herstellung eines Textes, der uns vorliegt und den wir lesen können, beteiligt. Aus dem so übersetzten Begriff ‘Poiesis’ geht auch hervor, daß für die kontingente Poetik zeitliche Prozesse konstitutiv sind. Und schließlich kommt noch in einer Negation der Mythos vom Originären zum Tragen: ‘Herstellen’ konnotiert die menschliche Handlung im Gegensatz zur göttlichen, das Kulturelle im Gegensatz zum Natürlichen und die (Zeit)ökonomie der Produktion im Gegensatz zum als außerzeitlich gedachten Akt der Schöpfung. Der Ausdruck ‘Herstellen’ hat überdies einen direkten Bezug zu den Inhalten der frühneuzeitlichen Gattungspoetik und dem Vokabular, mit dem in den folgenden Jahrhunderten über sie gesprochen wurde. Ich komme hierauf vor allem im ersten Kapitel meiner Untersuchung zurück.

‘Kontingent’ sind nun natürlich alle Texte, wenn der ‘originäre’ Text, wie ich eben gezeigt habe, ein Mythos ist. In der Literatur der Frühneuzeit spielt die Kontingenz aber eine besonders große Rolle. Bevor ich Belege für diese These anführe, hier noch einmal zur Erinnerung die oben erarbeiteten Attribute der kontingenten Poetik: nicht-originär, nicht-autoritär, unvorhersehbar, zufällig, entstanden, geschaffen, endlich, erosiv, destruktiv, kreativ, zeitlich/historisch, ökonomisch, menschlich. Wie zeigen diese Eigenschaften sich in Texten der frühen Neuzeit, und warum in diesem Zeitraum besonders häufig? Ich beginne mit der zweiten Frage zu den Strukturbedingungen der Kontingenz in der frühen Neuzeit und einigen kultur- und literaturwissenschaftlichen Annahmen über diese Epoche, die ich als Mitvoraussetzungen meiner Untersuchung sehe. In der frühen Neuzeit vollzieht sich in der westlichen Welt allmählich der Übergang vom mittelalterlichen zum aufklärerischen Weltbild. Der Epistemenwechsel erfolgt im Kielwasser des rasanten Wissenszuwachses in allen kulturellen Bereichen, der in diese deshalb auch ‘Zeitalter der Entdeckungen’ genannte Periode fällt. Eine allgemein verstärkte Wahrnehmung für Geschichtlichkeit und Zeitprozesse und das Interesse an deren wissenschaftlich-technischer Erfassung ist ein das Kontingenzbewußtsein im speziellen begünstigender Teil dieser Entwicklung.²⁸ Zum wichtigsten Moment des Epistemenwechsels

²⁷ Zapf, Hubert. „Poiesis.“ *Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie*. 429.

²⁸ Um einige Beispiele zu nennen: während des europäischen Mittelalters ist eine differenzierte zeitliche Verortung noch nicht wichtig für die Geschichtsschreibung, es können je nach regiona-

Mittelalter-Neuzeit insgesamt gehören jedoch wohl die geographischen Neuentdeckungen.²⁹ Diese stellten eine massive Erschütterung des metaphysischen Rahmens dar, in dem das Individuum sich bewegte, und bedeuteten Kontingenzerfahrungen in verschiedenen Bereichen der frühneuzeitlichen Wirklichkeit. Die neuen Völker, die im Zuge der Entdeckungsreisen plötzlich auftauchten, waren aus der Bibel nicht bekannt und in der auf dem biblischen Text aufbauenden mittelalterlichen OT-Kartierung nicht eingetragen. Die Einsicht, daß die historische Wirklichkeit mit der biblischen Völkergeschichte und mit dem christlichen Mythos über die Herkunft der Völker nicht übereinstimmte, bedeutete eine Infragestellung der Autorität (oder Originarität) des biblischen Mythos, seiner Bilder und seines Vokabulars, des Bibeltextes. Sie bedeutete ferner die Einsicht in die Geschichtlich-

ler Herkunft der Historiographen variierte Jahreszahlen für bestimmte Ereignisse angenommen werden; im Alltag wird die großräumige liturgische Zeitzählung (nach kirchlichen Feiertagen und Monaten) verwandt. Erst zu Beginn des 14. Jahrhunderts können kleinere Zeiteinteilungen gemessen werden und Beachtung finden, als die mechanische Uhr Richard of Wallingfords die astronomischen, Wasser- und Sanduhren ablöst. 1370 wird in Paris ein Stundentläuten, das sich nach der Palastuhr richtet, eingeführt. Nicht nur werden Augenblicke des Arbeitslebens – wie die Eröffnung von Märkten, der Beginn der Arbeit und der Feierabend – dadurch präzise signalisierbar, sondern rückt die verstreichende Zeit auch als solche immer stärker ins Bewußtsein. Die Winden, die seit dem 15. Jahrhundert Gewichte im mechanischen Uhrwerk ersetzen, ermöglichen zudem die Herstellung von Haus- und Taschenuhren, wodurch der private und der öffentliche Raum zunehmend zusammenrücken. Indem gleichzeitig die Geldvor die Güterökonomie tritt, entsteht ein Markt, der zunehmend dem Gebot des ‘Zeitsparens, Zeitzählens und Zeiteinteilens’ unterworfen wird: Zeitkontrolle im Sinne von Nutzung der richtigen Gelegenheit wird neben dem Besitz an Land und Gütern zur mächtigsten wirtschaftlichen Praktik. Und mit der Änderung der medialen Darstellung von Zeit – durch die ausdifferenzierte mechanische Messung – geht die Veränderung der künstlerischen Repräsentationsformen und -praktiken in der frühen Neuzeit Hand in Hand, insofern auch hier Beschleunigung den größten ökonomischen Vorteil darzustellen beginnt. Zum Beispiel ist die Ersetzung der Fresco- durch die Trockenmalerei eine direkte Folge des marktwirtschaftlichen Tempowechsels, der die lange Ausbildungsdauer der Frescomaler gegen die hohen Auftragszahlen ausspielt. Auch gesamthaft wird in der Architektur zunehmend Abstand von generationsübergreifender Produktion – man denke an die Sakralbauten – genommen, während zugleich das kulturelle Leben selbst seinen Bezugspunkt immer weniger in Gemeinschaftstraditionen als in Individualpraktiken findet. Vgl. Withrow, Gerald James. *Time in history. The evolution of our general awareness of time and temporal perspective.* Oxford und New York: Oxford U P, 1988. 109-11. Auch in frühneuzeitlichen Texten lassen sich zahlreiche Symptome von Zeit- resp. Produktionsdruck ablesen, wie ich verschiedentlich nachweisen werde.

²⁹ Seit den Asienreisen Marco Polos um 1200 unternehmen zahlreiche Nationen Entdeckungs- resp. Eroberungsfahrten: 1417 betreten Chinesen Ostafrika, 1445 nehmen portugiesische Delegationen erste Sklaven in Cap Verde; seit 1465 erkunden russische Forscher Sibirien und Indien. Der Entdeckung Amerikas durch Kolumbus 1492 schließt sich 1498 der Landgang Vasco da Gamas in Kalkutta und 1500 die Entdeckung Brasiliens an. 1519 beginnt die Unterwerfung Mexikos durch Hernan Cortez, 1531 die Zerstörung des Inka-Reiches durch Francesco Pizarro. Arabien treibt um die gleiche Zeit in der Sahara intensiven Sklavenhandel, 1581 werden die ersten afrikanischen Sklaven nach Amerika verschleppt. Institutionalisiert wird die imperialistische Bewegung durch die Einrichtung der Ostindienkompanien – 1600 in Großbritannien, 1602 in Holland. Vgl. zu diesen Angaben den chronologischen Überblick in Ferro, Marc. *Colonization: a global history.* London und New York: Routledge, 1997. 361-9.

keit der Schöpfung – neue Völker hatten sich jenseits der Ränder der mythischen Geographie unbemerkt entwickelt –, und in die menschliche Fähigkeit, diese Entwicklungen zu entdecken und (beispielsweise in der Form von Globus und Weltkarte)³⁰ in neue, menschliche Texte zu integrieren, die das biblische Vokabular ergänzten resp. ersetzen. Für das Individuum zeichnet sich mit dem Autoritätsverlust des biblischen Textes also einerseits das ‘Ende einer großen Geschichte’ oder (in meinem Vokabular) das Ende eines zentralen Mythos, des Mythos von der Originarität, ab, was als existentielle Bedrohung wahrgenommen worden sein mag. Andererseits aber setzt diese Veränderung das frei, was ich als ‘Poiesis’ bezeichnet habe: der Mensch läßt sich von der Kontingenzerfahrung zu einem Tun anregen, das letztlich in die Herstellung eines neuen (in diesem Fall topographischen) Textes mündet.

Ich habe die Entstehung der kontingenten Poetik oben auf eine sprachphilosophische Grundlage zurückgeführt, als ich die Entdeckung eines nichtvorhandenen wesensmäßigen Zusammenhangs zwischen Wirklichkeit und der sie darstellenden Sprache am Beispiel der Topographie beschrieben und als eine der Ursachen für das frühneuzeitliche Kontingenzbewußtsein bezeichnet habe. Man erkannte in der frühen Neuzeit, daß die Beziehung zwischen Wort und Sache nicht notwendig, sondern zufällig (oder, um einen modernen zeichentheoretischen Begriff zu benutzen, konventionell) ist. Damit sage ich nicht, daß sprachliche Konventionalität nicht schon früher bemerkt worden wäre – die mittelalterliche Grammatik handelt ausführlich davon. Aber anders als z.B. im 17. Jahrhundert wird diese Konventionalität im Mittelalter nicht als linguistisches, sondern als theologisches Phänomen diskutiert, in den funktionierenden christlich-mythischen Erklärungsrahmen eingebunden und von diesem unter Kontrolle gehalten: der Text dieses Mythos – das Wort Gottes in Gestalt der Bibel – wird als von der Kontingenz unberührt gedacht. In den mittelalterlichen westlichen Grammatiken ist Kontingenz immer sprachliche Kontingenz und wird festgemacht am Phänomen der Sprachenvielfalt. In der christlich-mythischen Interpretation wird die Entwicklung der Sprachen der Völker auf ein menschliches Verschuldungsereignis (Turmbau zu Babel) zurückgeführt, also ausschließlich als Zeichen der sündigen Natur des Menschen verstanden.³¹ In der originären, nicht kontingenten Sprache – der Sprache des Paradieses – bestand gemäß diesem Mythos eine Einheit von Zeichen und Bezeichnetem, die erst nach dem ‘zweiten Sündenfall’ des Menschen aufgesprengt wird und deren Geschichte gleichbedeutend mit der

³⁰ 1492 fertigt Martin Behaim den ersten Globus, aus dem Jahr 1413 datiert die *Imago Mundi* von Pierre d’Ailly.

³¹ Vgl. Reynolds, Suzanne. *Medieval reading. Grammar, rhetoric and the classical text*. Cambridge studies in medieval literature 27. Cambridge: Cambridge U P, 1996. 49.

Heilsgeschichte ist: nach dem jüngsten Gericht ist die menschliche Schuld gesühnt und auch die Sprache wieder ‘göttlich’, ‘heil’, ‘originär’.³²

In der frühen Neuzeit bedeutet demgegenüber ‘Kontingenzerfahrung’ noch etwas mehr als den Umgang mit dem Autoritätsverlust der ‘gefallenen’ Sprache. In dieser Epoche beginnt man, wie ich oben beschrieben habe, die Kontingenz des christlichen Mythos selbst zu erahnen, kommt zum Bewußtsein, daß die empirische Wirklichkeit der biblischen Wirklichkeit widerspricht. Auf das Thema dieser Untersuchung bezogen heißt das: der biblische Mythos wird zunehmend als Mythos, der Text der Bibel als Text wahrgenommen – als kontingenter Text, der auf einer sich verändernden Sprache beruht, Zeugnis einer geschichtlichen Überlieferung ist und seine Existenz zumindest teilweise dem menschlichen ‘herstellenden Tun’ (d.h. einer Poiesis) schuldet. Eine weitere wichtige reale Voraussetzung dieses Bewußtwerdens sind deshalb die immer zahlreicheren *sprachlichen* Fremheitserfahrungen in der frühen Neuzeit, die den latenten Mythos von einer ‘originären’ Sprache in Frage stellen. Diese werden zum einen im Gefolge der expansiven imperialistischen Politik der verschiedenen Großmächte gemacht:

Die große und heterogene Masse der Sprachfunde aus den überseeischen Kolonien ließ die Hoffnung schwinden, die Reste des bei Babylon in Hunderte von Idiomen zerstörten Hebräisch noch in der Gegenwart zu identifizieren. Dank der Anordnung der Vokabeln nach der lateinischen Vorgabe wird auch ein anderer Sachverhalt mehr und mehr deutlich: Da nicht in sämtlichen Sprachen Äquivalente zu den lateinischen Bedeutungen benannt werden können, erweist sich aus dieser Inkongruenz [...] daß die verschiedenen semantischen Raster der Sprachen nicht immer exakt kompatibel sind.³³

Zum anderen lässt sich gerade am Beispiel Schwedens zeigen, wie in der frühen Neuzeit auf Grundlage ökonomischer und territorialer Gestaltungsprozesse auch innerhalb nationaler Grenzen die Sprachenvielfalt immer größer wird. Im Vergleich mit jenen Imperien, die sich zeitgleich im ostindischen Raum konstituieren, sind

³² Vgl. die Darstellung des mythischen christlichen Narrativs über die Entstehung der Sprachen in Borst, Arno. *Der Turmbau von Babel. Geschichte der Meinungen über Ursprung und Vielfalt der Sprachen und Völker.* Bd. 1. Stuttgart: Hiersemann, 1957-63. 6 Bde. 6: „Gott schuf den Menschen und gab ihm die Sprache; diese Sprache deckte sich mit den Dingen genau; Gott redete mit Adam hebräisch. Aus Adams Familie erwuchsen viele Stämme, die alle ein Volk mit einer Sprache blieben. Erst in Babel wurde durch den frevelhaften Turmbau die Einheit des Menschengeschlechts zerrissen, es entstanden durch Gottes wunderbares Eingreifen 72 Sprachen und 72 Völker, die alle mit der hebräischen Ursprache und Adams Volk verwandt waren und blieben. Von ihnen stammen die ‘heutigen’ Sprachen und Völker unmittelbar ab, noch immer 72 an der Zahl. Bei der Sprachenteilung blieb es bis Pfingsten; seither ist die Differenzierung durch die göttliche Stiftung der Kirche, durch die den Aposteln vom Heiligen Geist geschenkte Kenntnis aller Sprachen überwunden; die drei am Kreuz Christi angebrachten Sprachen, Hebräisch, Griechisch und Latein sind, zugleich als Bibelsprachen, über alle anderen Idiome hinausgehoben und geheiligt. In ihnen werden sich die getrennten Völker versammeln, und am Ende der Zeiten werden alle Stämme dem Herrn im Himmel auf hebräisch ihr Halleluja singen.“

³³ Klein, Wolf Peter. *Am Anfang war das Wort. Theorie- und wissenschaftsgeschichtliche Elemente frühneuzeitlichen Sprachbewußtseins.* Berlin: Akademie Verlag, 1992. 308-9.

die schwedischen Territorialgewinne zwar vergleichsweise bescheiden.³⁴ Doch ist die sprachliche Kontingenzerfahrung im schwedischen Imperium der 1660er Jahre nicht weniger eindrücklich als die der nach Übersee expandierenden Nationalstaaten: Auf schwedischem Territorium werden auch Russisch, Estnisch, Lettisch, Deutsch und Dänisch gesprochen und stellt – wenn überhaupt – nicht das Schwedische, sondern allenfalls das Deutsche eine *lingua franca* dar; es herrscht insofern eine Sprachsituation, die sich durchaus als „Bable of tongues“ beschreiben lässt, also strukturelle Nähen zum christlichen Mythos der Sprachverwirrung aufweist und entsprechend wahrgenommen und gedeutet werden konnte.³⁵ Hinzu kommt die im Verwaltungs-, Bildungs- und Literatursektor immer stärker zu Tage tretende Konkurrenz zwischen den europäischen Nationalsprachen und Dialekten und dem Neulateinischen, die – in der Literaturgeschichtsschreibung meist unter dem Stichwort ‘Sprachpatriotismus’ verhandelt – in Schweden genauso wie in allen anderen Ländern des frühneuzeitlichen Europas eine nachhaltige Auseinandersetzung mit der Muttersprache als kontingentem Phänomen zur Folge hat.

³⁴ Die neuen Provinzen sind klein im Vergleich mit der ursprünglichen Ausdehnung Schwedens, die schwedischen Territorialgewinne in der frühen Neuzeit hauptsächlich auf Europa beschränkt. Vgl. Roberts. *Imperial experience*. 83. – Die im 17. Jahrhundert von Schweden nach internationalem Vorbild gebildeten Kolonien, darunter Nya Sverige im heutigen Delaware (1638) und Cabo Corso an der Goldküste (um 1650), haben keine ökonomische Bedeutung und werden teilweise noch im gleichen, spätestens aber bis zum 19. Jahrhundert, aufgegeben bzw. von anderen Parteien erobert. Erst 1731 wird die schwedische Ostindiska Kompagniet gegründet und setzt eine gleichermaßen naturwissenschaftlich wie ökonomisch motivierte Entdeckertätigkeit auf verschiedenen Kontinenten ein, in der Carl von Linné und seine Schüler federführend sind. Vgl. hierzu Rosén, Jerker. *Tiden före 1718*. Bd. 1 von *Svensk Historia*. 3. Aufl. Stockholm: Svenska bokförlaget, 1970. 2 Bde. Ich möchte hier als Beleg für die Übersetzung einer kolonialen Kontingenzerfahrung in einen Text einen 1696 veröffentlichten indianisch-schwedischen Katechismus anführen, der Zeugnis der kurzen nordamerikanischen Kolonisationsgeschichte Schwedens ist. Sein Verfasser Campanius beschreibt dort auch die Grammatik der indianischen Sprache und bemüht sich, in den indianischen Dialekt Spuren der hebräischen Ursprache hinzulesen. Campanius Ziel ist es, auf diesem Weg „eine energische und ausdrückliche Versicherung der bisher geltenden Grundannahmen der frühneuzeitlichen Sprachwissenschaft zu leisten“ (Klein. *Am Anfang war das Wort*. 311). Er zieht nämlich die Schlußfolgerung: „Der til med kommer ock deße Barbarers Språk öfwerens med Judarnas.“ (Campanius, J. *Lutheri Catechismus i Öfversatt på American-Virginiske Språket*. Stockholm 1696. – Zitiert nach Jacoby, Michael. *Historische Lexikologie zum nordgermanischen Raum: Lexika als Kultur- und Sprachdokumente zwischen Mittelalter und Neuzeit. Einflüsse von Toledo bis Paris, von London bis Berlin*. Wiesbaden: Harrassowitz, 1990. 108. ‘Damit kommt auch die Sprache dieser Barbaren übereins mit jener der Juden.’) Campanius’ Strategie, mit dem sprachlich Neuen resp. Fremden (‘Barbarischen’) umzugehen, besteht darin, die herkunftsmäßige Differenz zwischen indianischer und hebräischer Sprache zu leugnen und dadurch das als bedrohlich empfundene Fremde dem Alten und Vertrauten – der mythischen Übereinkunft, daß vor dem Sündenfall die Menschheit eine einzige originäre, gottgegebene Sprache hatte – zu assimilieren. Die Bedrohung wird in eine Affirmation gekehrt. Instrument dieser Strategie ist bei Campanius eine in der damaligen Zeit anerkannte und verbreitete sprachwissenschaftliche Methode, der etymologische Sprachvergleich.

³⁵ Roberts, Michael. *The Swedish imperial experience 1560-1718*. The Wiles lectures given at the Queen’s University of Belfast. Cambridge etc.: Cambridge U P, 1979. 83.

Die Geschichte der Poetik in der frühen Neuzeit nimmt m.E. von der Grundbedingung ihren Ausgang, daß zunehmend den nicht mehr als autoritär-originär gedachten Texten in diesem Zeitraum andere Texte entgegengesetzt werden, die ein starkes Bewußtsein ihrer eigenen Kontingenzen haben. Diese neuen Texte spiegeln das Wissen um den Verlust des originären Textes, sind sich aber zumindest teilweise auch ihrer eigenen, nicht mythischen, sondern pragmatischen Autorität bewußt. Pragmatische bzw. kontingente Autorität entsteht dann, wenn der betreffende Text mit einem angemessenen Vokabular über die kontingente Wirklichkeit spricht. Seine Kontingenzen äußert sich u.a. darin, daß auch er, der neue Text, jederzeit ersetzt werden kann von einem anderen Text, der ein der kontingenten Wirklichkeit angemesseneres Vokabular verwendet.³⁶ Hier noch ein Wort zum Begriff ‘Bewußtsein’: Texte sind natürlich keine Subjekte, sie haben daher auch kein Bewußtsein. Sie können lediglich für uns lesbare Spuren ihrer Entstehungsursachen und ihres Entstehungsprozesses aufweisen. Zu diesen Spuren gehören aber u.a. eine Reihe von Personifizierungsverfahren, die ich z.B. in den Kapiteln 3 und 5 behandle und meinerseits in der personalisierenden Rede vom ‘handelnden Text mit Bewußtsein’ als Spuren in meine eigene Untersuchung überführt habe.

³⁶ Mit dieser letztlich postmodernen Perspektive auf die Kontingenzerfahrung gebe ich auch an, daß das frühneuzeitliche Problem der Kontingenzen in der heutigen Zeit weiterbesteht, wenn auch in anderen Kontexten. Vgl. hierzu Graevenitz und Marquard. Vorwort. XI-II, die annehmen, daß die textuellen ‘Krisenbewältigungsmechanismen’ des Menschen im Zusammenhang mit Kontingenzerfahrungen geschichtlich immer schon existiert haben und noch existieren, die Kontingenzen aber nur da selbst Thema ist, wo diese Mechanismen nicht funktionieren: „Wo – einerseits – der Mensch als ‘Subjekt’ und ‘Macher’ seiner Welt primär nicht mehr mit dem, was nicht anders werden kann, sondern primär mit dem, was anders werden kann poietisch bzw. technisch umgeht, indem er es umarbeitet d.h. anders macht, nützt er das Kontingente als Material zur ‘Faktur’ einer künstlichen Welt der Artefakte. [...] Wo – andererseits – die Zentralstellung des ‘Subjekts’ fällt und der Mensch nicht mehr nur als handelndes Wesen, sondern auch und vor allem als ‘homo patiens’ begriffen wird, dem etwas – als ‘Faktizität’ – zustößt und ‘widerfährt’, das er verarbeiten muß (‘Kontingenzbewältigung’), wird der Kontingenzbegriff aktuell.“ Alles in der Welt als „zufällige Hervorbringung der Natur“ oder alternativ als ‘kontingent’ zu bezeichnen, gehört zum Vokabular einer in der Postmoderne-Diskussion situierten Kontingenzdebatte, die das ‘Kontingenzbewußtsein’ zu ihrem primären Interesse macht. Ob rückgeführt auf den ‘Tod Gottes’ im 17.,¹ auf den ‘Verlust metatextueller Klammerfunktionen’² im 19. oder auf das ‘Ende der großen Erzählungen’³ im 20. Jahrhundert: Prämissen zahlreicher postmoderner Untersuchungen ist es, daß die progressive menschliche Bewußtwerdung vom eigenen ‘Geworfensein’ in die Welt, von „Wirklichkeitszerfall“, enttäuschter „Totalitätserwartung“, radikaler „Möglichkeitsoffenheit“ und von der Existenz im „[o]ntologischen Nirgendwo“⁴ in der Literatur gespiegelt werde, die gleichsam in einer „Artefaktwelt“⁵ die Krise einholen solle. – ¹Graevenitz und Marquard. Vorwort. XI; ²vgl. Rorty, Richard. *Contingency, irony, and solidarity*. 7. Aufl. Cambridge etc.: Cambridge U P 1991. Dt.: *Kontingenz, Ironie und Solidarität*. Üs. Christa Krüger. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1989; ³vgl. Lyotard, Jean-François. *La condition postmoderne. Rapport sur le savoir*. Paris: Minuit, 1979. Dt.: *Das postmoderne Wissen. Ein Bericht*. Üs. Otto Pfersmann. Edition Passagen. Graz, Wien: Böhlau, 1986; ⁴Makropoulos, Michael. *Moderne und Kontingenz*. 101, 110, 122, 136; ⁵Frick, Werner. *Providenz und Kontingenz. Untersuchungen zur Schicksalssemantik im deutschen und europäischen Roman des 17. und 18. Jahrhunderts*. 2 Bde. Hermäa N.F. 55. Tübingen: Niemeyer, 1988. Bd. 1: 2.

Damit bin ich am Ende der Diskussion der Strukturbedingungen der kontingenten Poetik und bei den konkreten textuellen Kontingenzphänomenen angelangt. Alle von mir oben zur Definition von ‘kontingent’ verwandten Attribute – nicht-originär, nicht-autoritär, unvorhersehbar, zufällig, entstanden, geschaffen, endlich, erosiv, destruktiv, kreativ, zeitlich/historisch, ökonomisch, menschlich – lassen sich nun, wie ich bereits andeutete, in der je spezifischen Poiesis der einzelnen Beispiele meiner Materialbasis wörtlich, umschrieben oder in Bilder übersetzt wiederfinden. Explizit und implizit weisen die verschiedenen Texte die Angst vor dem destruktiv-bedrohlichen Mythos der Kontingenz aus wie auch den Nutzen, der sich aus dem kreativ-produktiven Kontingenzmythos für die Textherstellung ergibt. Letztlich sind alle nachstehend erörterten Texte Macher, Poietiker, Praktiker, die sich bestimmten Darstellungsaufgaben gegenüber sehen und diese auf der Grundlage der ihnen zur Verfügung stehenden Mittel umsetzen. Die miteinander konkurrierenden mythischen Vorstellungen äußern sich dabei in konkurrierenden Verfahren der Textherstellung, die oft bis zum Ende des Textes in einem ungelösten Spannungsverhältnis stehen, was oft zu unerwarteten und nicht immer gewollten Wendungen und Resultaten führt, deren Kompensation dann ihrerseits wieder neue poetische Kniffe und Tricks nach sich zieht. In meinen sehr textnahen Lektüren werde ich insbesondere versuchen, die Dynamik der verschiedenen Strebungen aufzudecken. Die Textauswahl ist geleitet vom Wunsch, für bestimmte typische Realisierungen der kontingenten Poetik in der frühen Neuzeit jeweils besonders markante Beispiele zu finden.

Gegenstand des ersten Kapitels sind, wie bereits erwähnt, die frühneuzeitlichen schwedischen Dichtungslehren. Im Mittelpunkt steht für mich hier die kontingente Poetik der *Manuductio ad Poesin svecanam* von Andreas Arvidi. Hier werde ich nachweisen, daß der Text gekennzeichnet ist durch sein starkes Interesse und seinen ebenso starken Einsatz von poetischen Aspekten der Dichtung (wie technische Fingerfertigkeit, Findigkeit, Flexibilität angesichts zufälliger Gelegenheiten u.a.) und durch sein Desinteresse an allgemeinen poetologischen Fragen (z.B. nach dem Wesen der Dichtung). Die diesbezüglich in Arvidis Text wichtigste Technik und das wichtigste Konzept, die *imitatio auctoris*, steht in direktem Zusammenhang mit dem Kontingenzbewußtsein des Textes. Dieses läßt sich vornehmlich an zwei Phänomenen ablesen: der häufigen Erwähnung von Zeit und Prozessen (in bezug auf den Schreibprozeß des Textes selbst und in bezug auf die Kürze und Länge, mit der einzelne Themen im Text verhandelt werden)³⁷ und der apologetischen Grundhaltung

³⁷ Im Zuge der postmodernen Kontingenzdebatte ist auch die Zeit vermehrt zum Gegenstand von ökonomischen, sozial-, kultur- und naturwissenschaftlichen Untersuchungen geworden, während sie des philosophischen Interesses – in diesem Jahrhundert beispielsweise verbunden mit den Namen Bergson, Heidegger und Derrida – immer versichert war. Einen hilfreichen Überblick über die kulturhistorische Entwicklung verschiedener Zeitvorstellungen bietet etwa Gerald

des Textes, der sich selbst als ein (kontingentes) Mangelwesen ausweist, weil dies und jenes an ihm fehle. Die beiden Aspekte hängen wiederum zusammen, da Arvidi diese Mängel darauf zurückführt, daß er als vielbeschäftigte Kirchendiener keine

Withrow.¹ Diese Studie bleibt jedoch ebenso auf das Thematische und Medienhistorische beschränkt wie die zahlreichen Untersuchungen, die inzwischen zu den materiellen Bedingungen der Zeitmessung entstanden sind.² Sind die Auswirkungen von konkreter Geschichte auf Literatur durch die Text-, Buch- und Medienwissenschaften gut untersucht, haben sich hingegen nur wenige Untersuchungen damit befaßt, Temporalität und Textualität zusammenzudenken. Neuere Forschungen sind entweder eindeutig philosophisch ausgerichtet,³ an der Geschichte der Ästhetik interessiert⁴ oder ermangeln einer prägnanten Fragestellung.⁵ Eine der wenigen ergiebigen temporal-poietischen Konzeptionen legt Nicolaus Lohse vor, der Poiesis, Zeit und Kreationsbegriff miteinander in Einklang zu bringen versteht: „Von poetischer Zeit zu handeln, meint nicht dasselbe, wie von der ‘gewöhnlichen’, der uns vertrauten Zeit zu sprechen [...]. Präsentisches, Gegenwärtiges ist nicht in der gleichen Weise anwesend und Abwesendes nicht in der gleiche Weise abwesend, wie es unserem Bewußtsein geläufig und antrainiert ist. [...] Die Kennzeichnung ‘temporal’ kommt [den Verhältnissen im Text] deswegen zu, weil die sprachliche Gestaltung wesentlich im Vollzug erfolgt, heraustritt aus einem Zustand vorsprachlichen Seins, zuhält auf ein Ideal absoluter Gegenwart, dazwischen aber sich in der Zeit entfaltet. Solche Zeit wäre mithin eine Zwischenzeit, der Übergang zu einem Werk, das als immer noch ausstehendes zu denken und damit wesentlich zukünftiger Art wäre. Dem entspricht es durchaus, wenn die thematisierte Vergangenheit in eine mythische Dimension gerückt ist, in eine Art Vor-Zeit [...]. So gesehen fungiert dann der Prozeß des Schreibens selbst als Klammer, als Verbindungsglied zwischen Herkunft und Zukunft, die erkennbar nicht mehr als historisches Kontinuum zu nehmen sind, eher im existenziellen Sinn [...] als ‘Ekstasen der Zeit’. [...] [D]er poetische Schöpfungsakt ist einmalig und permanent zugleich und das poetische ‘Gebilde’ dessen Reflex.“ An anderer Stelle führt Lohse explizit den Begriff Poiesis zur Beschreibung des Prozesses der Textherstellung ein und macht auf die Möglichkeitsvielfalt aufmerksam, die sich durch die zeitliche Bedingtheit (in meinen Worten: die Kontingenz) von Texten ergibt: „Erst im poetischen Prozeß, im Prozeß der Poiesis selbst erweist sich, wohin die Geschichte unterwegs ist und daß ihr tieferes Geschehen weniger eine Frage des auktorialen Kalküls ist als vielmehr eine Frage der latenten Organisation des Stoffs.“⁶ In Skandinavien liefert Hans Hagedorn Thomsen eine wichtige Fallstudie zum Verhältnis von Zeit und Textgenese in ausgewählter dänischer Prosa des 19. und 20. Jahrhunderts, in der er von der gegenseitigen Bedingtheit von Zeitbegriff und Entstehungs- resp. Überlieferungszusammenhang von Texten ausgeht.⁷ Die immer noch maßgeblichen literaturtheoretischen Anstöße zum Problemkomplex liegen schließlich mit den Arbeiten Paul de Mans zum Verhältnis von Zeit und rhetorischer Trope vor.⁸ – ¹Vgl. Withrow. *Time in history*; ²vgl. z.B. Macey, Samuel L. *Clocks and the cosmos. Time in Western life and thought*. Hamden: Archon, 1980; Cipolla, Carlo M. *Gezählte Zeit. Wie die mechanische Uhr das Leben veränderte*. Berlin: Wagenbach, 1997; ³vgl. Wood, David. *The deconstruction of time*. Atlantic Highlands, N. J.: Humanities Press International, 1989; ⁴vgl. Warnock, Mary. *Imagination and time*. Oxford und Cambridge, USA: Blackwell, 1994; ⁵vgl. Jacobs, Carol. *Telling time. Lévi-Strauss, Ford, Lessing, Benjamin, de Man, Wordsworth, Rilke*. Baltimore and London: The Johns Hopkins U P, 1993; ⁶Lohse, Nicolaus. Dichterische Inspiration? Überlegungen zu einem alten Topos und zur Frage der Entstehung von Texten. *Die Genese literarischer Texte. Modelle und Analysen*. Hgg. Axel Gellhaus et al. Würzburg: Königshausen & Neumann, 1994. 287-309: 305, 302; ⁷vgl. Thomsen, Hans Hagedorn. *Litterær tid. Øjeblik og gentagelse som æstetiske og eksistentielle strukturer*. Odense: Odense Universitetsforlag, 1990; ⁸vgl. de Man, Paul. Die Rhetorik der Zeitlichkeit. Üs. Jürgen Blasius und Peter Grotzer. *Die Ideologie des Ästhetischen*. Von de Man. Hg. Christoph Menke. edition suhrkamp N.F. 682. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1993. 83-130. Engl.: The rhetoric of temporality. 1969. *Blindness and Insight. Essays in the rhetoric of contemporary criticism*. 2. überarb. Ausg. Hg. Wlad Godzich. Theory and history of literature 7. Minneapolis: University of Minnesota Press, 1995. 187-228.

Zeit zur vollständigen (originären) Darstellung seiner Materie gehabt habe. Dies ist eine sehr verbreitete frühneuzeitliche kontingenzpoetologische Selbstpositionierung, in der die Herstellung von Texten als ein primär (zeit)ökonomischer Vorgang gewertet wird, wie es deutlich auch aus der Klage des Sprachwissenschaftlers und Priesters Nils Tjällmann hervorgeht:

Menn hade jag förr vetat, dett jag nu vet; näppeligen hafer jag här om mig så högt besvärat, ja mäd stor tid spilla, nattvakande, ock omkostnad, uti mitt ringe vilkor ock tillstånd. [...] [A]lltsa måste ock jag mig här ödmiukligast ursäkta, både för *materia* ock *genere scriptureae*. Dett är: för min enfallige och hastige pänna, uti meningarnas band, huilke mine öferhopade ämbetes syslor förbudet ombryta till nättare *method*, styl ock högre prålande ordesätt.³⁸

Auch im zweiten Kapitel, der Lektüre einer frühneuzeitlichen Weltchronik in schwedischer Übersetzung, Johannes Sleidanus *Commentarii de statu religionis et rei publicae Carlo V Cæsare*, offenbart sich der Wunsch eines Textes, das Ideal der Originarität zu erreichen. ‘Originär’ bedeutet für diese spezifische Poiesis die autoritative, erschöpfende, wahre Darstellung der gesamten Weltgeschichte. In dem Text findet sich die christliche kreationstheologische Kontingenzvorstellung explizit thematisiert, denn die Chronik versucht sich in der wahrheitsgemäßen Wiedergabe der Menschheits-, d.h. Schöpfungsgeschichte, und setzt sich zum Ziel, den Darstellungen der Bibel, die als originärer Text gedacht wird, etwas Gleichwertiges entgegenzusetzen. Den Zielsetzungen sind, wie schon bei Arvidi, zahlreiche v.a. darstellungsökonomische Techniken anhängig. Um die Weltgeschichte auf 300 Seiten abbilden zu können, verwendet der Text umfang- und deutungsmäßige Reduktions-, Synthese- und Selektionsleistungen. Die verschiedenen Vorgehensweisen des Textes aber liegen, wie ich zeigen möchte, im Konflikt und behindern sich gegenseitig, so daß die autoritative Darstellung der Weltgeschichte gefährdet wird. Durch die geschickte Zusammenführung der widerstreitenden Gegebenheiten des poetischen Prozesses im Verfahren der Chronologie jedoch gelingt es dem Text letztlich doch, in einer kontingenten Form (*Chronos* = Zeit) sein Darstellungsideal – die Nachahmung der originären Darstellungsleistung des göttlichen, biblischen Textes – einzulösen.

³⁸ Tiällmann, Nils. *D. D. | Grammatica | Suecana, | Äller: | Enn Svensk | Språk= | Ock | Skrif=Konst.* Stockholm: Keiser, 1696. 5^r-5^v. ‘Doch hätte ich vorher gewußt, was ich jetzt weiß, kaum hätte ich mich so damit geplagt, mit großem Zeitverlust, Nachtwachen und Kosten trotz meiner geringen Mittel und Aussichten. [...] Und ich muß mich auch demütigst für sowohl den Gegenstand als auch die Art der Schrift entschuldigen. D.h.: für meine einfältige, hastige Feder im Satzgefüge, das meine überbordenden Amtsgeschäfte mir in schönere Methode, besseren Stil und höhere, glanzvollere Ausdrucksweise umzuändern verbieten.’

Die im dritten Kapitel analysierte anti-dänische Streitschrift von Johannes Messenius, *Sanfärdigt och Rättmägtig Geenswar*, bildet in bezug auf seine Haltung zur Kontingenzfrage das genaue Gegenüber von Sleidanus' Chronik. Es handelt sich um eine Darstellung, die sich selbst und auch Texte ganz allgemein als durch und durch contingent betrachtet, sich des kreativen Kontingenzmythos affirmativ bedient und mit allen technischen Tricks und Kniffen der contingenten Poiesis arbeitet. Das vorliegende schwedische *Geenswar* zeigt selbst geradezu paradigmatisch, was ein geschichtlich-kontingenter Text sein kann: durch verschiedene transmissionsbedingte Gegebenheiten seiner achtzigjährigen Entstehungsgeschichte (darunter v.a. sprachliche, kulturelle und mediale Gestaltwechsel des Textes), über die der Text sorgfältig Rechenschaft ablegt, ist sein Ursprung multi-kausal, diachron und alles andere als der kreationstheologischen Originaritäts-Konzeption entsprechend autoritativ, singulär und außerzeitlich. Im polemischen Streit gegen die anti-schwedischen Geschichtsdarstellungen des Dänen Peder Lille tut das *Geenswar* nun nichts anderes, als die Zufälligkeiten, Mißverständnisse, Lücken, Fehlübersetzungen textueller Transmission als günstige Gelegenheiten für seine eigene Darstellung zu nutzen. Mit Hilfe von Quellenkritik, argumentativer Ausnutzung von Überlieferungsgegebenheiten und dem Spiel mit Signifikanten und Vokabularien arbeitet der Text so auf sein Ziel hin, eine pro-schwedische historische (kontingente) Wahrheit textuell herzustellen. Er wird, wie ich zu zeigen hoffe, letztlich aber doch vom destruktiven Aspekt des Kontingenzmythos eingeholt, der seine Autorität untergräbt.

Das Thema sprachlicher Kontingenz ist in frühneuzeitlichen Arbeiten zu sprachwissenschaftlichen besonders oft und unverbrämt zu finden. Immer wieder tauchen in den Darstellungen, v.a. im Zusammenhang mit sprachvergleichenden etymologischen Methoden, Aussagen zur menschlichen Ursprache (der 'Sprache des Paradieses') und zu Ursache, Bedeutung und Folgen der babylonischen Sprachverwirrung auf. Das sich nach christlicher Vorstellung aus dieser Verwirrung entwickelnde Phänomen Sprachgeschichte, die sich zum Beispiel in den frühmodernen Volkssprachen zeigt als deren Differenz zum Gelehrtenlatein, als Differenz auch der jeweiligen Sprache zu sich selbst (ablesbar an Dialekt-, Fremd-, Lehnwörtern und -formen, Anachronismen, Neologismen etc.) sowie die wachsenden Ansprüche an die Volkssprachen, die signifikationsmäßig und ästhetisch immer mehr leisten sollen, werfen das neue Problem der sprachlichen Normierung und Standardisierung auf. In der hier anhängigen Frage nach den autoritativen Standards, von denen präskriptive sprachpflegerische Normen, beispielsweise für die Orthographie, abgeleitet werden können, zeigt sich wiederum der Mythos des Originären, der im Glauben an eine vorbabylonische Natur- oder Ursprache Gestalt annimmt. Im vierten Kapitel untersuche ich ein markantes Beispiel der Gattung, Samuel Columbus' sprachpflegerisches Werk *En Swensk Orde-Skötsel*. In diesem Text drückt sich Kontingenzzangst in xenophobisch gefärbten Analysen der schwedischen Gegen-

wartssprache aus, doch werden zugleich Kontingenzphänomene (z.B. dialektale Formen, ausspracheorientierte Orthographie) als sprachliche Standards vorgeschlagen und verschiedene kontingente Darstellungsverfahren (z.B. essayistisch-extemporierendes Schreibverfahren) eingesetzt. Anhand des produktiven Spannungsverhältnisses der gegensätzlichen poetischen Kräfte des *Orde-Skötsel* möchte ich zeigen, wie der Mythos von der originären Sprache und der Mythos von der kontingenten Sprache gemeinsam an der versuchsweisen Herstellung einer frühneuzeitlichen schwedischen Standardsprache beteiligt sind.

Im fünften Kapitel steht ein weiterer sprachwissenschaftlicher Text, Jesper Swedbergs Grammatik *Schibboleth*, im Mittelpunkt. In keinem anderen Text meiner Materialbasis zeigt sich die Wirksamkeit einer als bedrohlich gewerteten Kontingenz so vielfältig wie hier: in der ständig geäußerten Furcht, die Sprache und mit ihr die Bedeutung könne in ‘Wirrnis’ geraten, im darstellungsökonomischen Vollständigkeitswahn, in einer fast traumatischen Verlustangst, welche sich im wiederkehrenden Bild der brennenden Bibliothek äußert, in der auffälligen Auseinandersetzung mit der Textgeschichte und insbesondere dem Anfang des *Schibboleth* selbst, in der Thematisierung der Autorität des göttlichen Autors, in der Wahl der ersten schwedischen Bibelübersetzung als einzige Quelle für Sprachbeispiele, in der vehementen Ablehnung aller sprachlichen Neuerungen, in der Bevorzugung der schriftlichen Form der Äußerung vor der mündlichen, in der Diskussion von mediengeschichtlichen Phänomenen etc.

Ziel von Swedbergs Darstellung ist ganz eindeutig die Stillstellung der Sprachgeschichte und die Installation einer neuen Ordnung, um dem drohenden sprachlichen Chaos vorzubeugen. Doch in der poetischen Umsetzung benutzt auch dieser Text immer wieder Gesten und Deutungen, die aus dem Repertoire der pragmatischen, kontingenten Poetik stammen. Am Ende wird das *Schibboleth* von seinen Ängsten eingeholt; und zwar so endgültig, daß in ihm, das schon auf der Schwelle zur Aufklärung steht, aber noch zurückblickt, der neuzeitliche Verlust des metaphysischen Signifikats – der ‘Tod Gottes’ – bereits vollzogen scheint.

*

Ohne die folgenden Personen wäre dieses Buch nicht zustande gekommen. Ich danke deshalb herzlich:

Meinem Lehrer, Prof. Dr. Jürg Glauser, für den Anstoß zu diesem Thema und die langjährige und vielfältige Unterstützung, die ich von ihm erhalten habe.

Meinen Eltern, die mich zum Studium ermuntert und mir große Teile meiner Ausbildung ermöglicht haben.

Meinem Mann André Bucher.

Christoph Digel, der mich als Freund begleitet hat.

Meiner Freundin und Lektorin Sabine Schilling, die in einer entscheidenden Phase mit mir am Manuskript gearbeitet und mich vieles über mein Schreiben gelehrt hat.

Jürg Peter Hunziker für das Titelbild.

Frank Schleich für die Lateinübersetzung.

Herbert Wäckerlin für letzte Korrekturen und sorgfältigen Umbruch der Druckvorlage.

Dem Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung SNF und der Schweizerischen Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften SAGW für ihre Beiträge zum Druck dieses Buches.

*Trycket ock tiden biuda mig nu mycket utsluta, dock sluta.
Far väl, må väl, ock döm väl gunstige Läsare.*³⁹

Zürich, Juli 2003
Barbara Sabel

³⁹ Tiällmann. *Grammatica suecana*. [8v]. ‘Der Druck und die Zeit gebieten mir, vieles auszuschließen, doch jetzt zu schließen. Gehab Dich wohl, lebe wohl, und urteile wohl, günstiger Leser.’

Die Organisation von *res* als *verba*: Andreas Arvidi

Ein Singvogel muß in seinem Tageslauf unter anderem fressen, aber auch seinen bestehenden Revieranspruch verkünden. Um Futter zu finden, braucht er viel Licht; für den Reviergesang nicht. Unter Zeitdruck wird er deshalb schon im ersten Morgengrauen singen, wenn auch mit hungrigem Magen.⁴⁰

In diesem ersten Kapitel wende ich mich den drei schwedischen Dichtungslehrern der Frühneuzeit zu. An ihnen werde ich verschiedene Aspekte der Poiesis frühneuzeitlicher Texte herausarbeiten. Zuvor aber möchte ich nochmals auf einige Voraussetzungen meiner exemplarischen Lektüren zurückkommen und sie in einen literaturtheoretischen Rahmen setzen. Ich habe bereits in der Einleitung von poetischen Verfahren der Textgenese gesprochen, die sich innerhalb von Texten gegenseitig konkurrenzieren. Damit ist gemeint, daß ein Text beispielsweise auf einer expliziten Ebene Autoritäten für seine Glaubwürdigkeit aufbaut, diese jedoch implizit wieder demontiert, oder daß er Erkenntnisse formuliert, die er gleichzeitig wieder hinterfragt, oder daß er Lektürewege weist, die er sofort wieder blockiert. Produktion und Konsumption gehören zu den Schlüsselbegriffen, mit denen sich die Funktionsweisen der Poiesis beschreiben lassen: ein Text produziert und akkumuliert sozusagen nicht nur Kapital, z.B. Sinnkapital, sondern konsumiert es auch. Poiesis bedeutet deshalb gleichermaßen Textgenese wie Texterosion. Rückbezogen auf meine Ausführungen zum kreationstheologischen Kontingenzverständnis läßt sich in der Poiesis des frühneuzeitlichen Textes die in diesem Verständnis angelegte ambivalente Grundhaltung der Kontingenz gegenüber feststellen, welche in den einzelnen Texten als bedrohlich-destruktiv und als befreiend-kreativ dargestellt wird.

Auf der Ebene der Realisierung ist nun das poetische Spiel, das zwischen Setzungen und Rücknahmen des Gesetzten in einem Text abläuft, zumeist auch eines, das sich zwischen manifesten oder expliziten und latenten oder impliziten Praktiken im Text abspielt. Die Lektüre wird oft erst dann darauf aufmerksam, wenn auf einer expliziten und manifesten Ebene eine Gegenbewegung, eine Korrektur ablesbar ist, die die untermittelnden Textaktionen auffangen und der manifesten Ebene der Darstellung einverleiben soll. Das für diese Problemzusammenhänge differenzierteste theoretische Inventar bietet die großangelegte Studie des Historikers Michel de Certeau, *L'invention du quotidien*. Deren erster Teil, auf deutsch *Die Kunst des Handelns*, entwickelt eine Poetik der Alltagskultur, die in vielem der kontingenten Poetik von Texten entspricht, um die es mir geht. Als ‘Künste des Handelns’ bezeichnet de Certeau die schwer kontrollierbaren Praktiken, deren sich der Durchschnittsmensch bedient, um seinen Alltag zu bewältigen. Es geht ihm

⁴⁰ Wickler, Wolfgang. Zeit als Aufgabe für die Lebewesen. *Zeitbegriffe und Zeiterfahrung*. Hg. Hans Michael Baumgartner. Grenzfragen 21. Freiburg und München: Alber, 1994. 75-101: 83.

dabei um Nutzanwendungen und Aktualisierungen von Inventarien, Ordnungen und Systemen jeder Art. Was tut ein Fernsehzuschauer, während er fernsieht? Wie realisiert ein Einwanderer neue Gesellschaftsnormen? Mit welchen Aktivitäten reagiert ein Angestellter auf ein Pflichtenheft? Wie geht ein Großmarkteinkäufer mit dem Warenangebot um?

De Certeau entwirft diesbezüglich eine deskriptive Poetik nicht der ‘populären Künste’, sondern des poietischen Aktes in konkreten Situationen. Seine Prämissen sind damit die gleichen, die ich für die frühneuzeitliche Poiesis geltend mache. ‘System’ und ‘Benutzer’ entstehen in de Certeaus Perspektive erst durch den Dialog, in den sie miteinander treten. Das entspricht der poietischen Konzeption vom Verhältnis manifester, produzierender Praktiken zu erodierenden, latenten Praktiken. Beide ändern sich fortlaufend, indem sie sich gegenseitig taxieren und kommentieren und mit entsprechender Änderung ihrer Verfahren aufeinander reagieren. Erst aus diesem Zusammenspiel, aus der Poiesis, entsteht der Text als Ganzes.

In de Certeaus Perspektive besteht keine wirkliche Vorhersagbarkeit bezüglich einzelner Praktiken; die konkreten Aktionen – des Systems gegenüber dem Benutzer, des Benutzers gegenüber dem System – stellen immer Aktualisierungen von fast unbegrenzten Handlungspotentialen dar. Um die in der Einleitung geführte Diskussion um die Herkunft der Mythen vom originären und kontingenten Text ins Spiel zu bringen, vertritt – natürlich nur auf einer vorstellungsmäßigen und wiederum mythischen Ebene – der originäre Text in bezug auf die Poetik de Certeaus System und der kontingente Text seinen Benutzer. Wie sich dieses Verhältnis in der poetischen Umsetzung gestaltet, werde ich gleich am Beispiel der imitatorischen Praktiken des kontingenten Textes ausführen. Für die Praktiken, die System und Konsumenten miteinander in Beziehung setzen, hält de Certeaus Studie nun zwei Termini bereit, ‘Strategie’ und ‘Taktik’, die ich auf die Verfahren der Poiesis übertragen möchte. Die Strategie, die die manifeste Ordnung im Text festschreiben soll, ist

die [...] Manipulation [...] von Kräfteverhältnissen, die in dem Moment möglich wird, wenn ein mit Willen und Macht versehenes Subjekt (ein Unternehmen, [...] eine Stadt [...])ausmachbar ist. Sie setzt *einen Ort* voraus, der als etwas *Eigenes* beschrieben werden kann und somit als Basis für die Organisierung von Beziehungen zu einer *Exteriorität* dienen kann [...] (Kunden oder Konkurrenten, Feinde [...] etc.). Wie beim Management ist jede ‘strategische’ Rationalisierung vor allem darauf gerichtet, das ‘Umfeld’ von dem ‘eigenen Bereich’, das heißt vom Ort der eigenen Macht und des eigenen Willens, abzugrenzen.⁴¹

Die Taktik hingegen ist, so de Certeau, charakterisiert „durch das Fehlen von etwas Eigenem“; sie ist nicht autonom, sondern hat „nur den Ort des Anderen“⁴² Wo die Strategie spatial ist, ist die Taktik temporal, denn da sie nur aktualisierend auf

⁴¹ de Certeau, Michel. *Kunst des Handelns*. Üs. Ronald Voullié. Berlin: Merve, 1988. 87-88. Franz.: *L'invention du quotidien. 1. Arts de faire*. Paris: Union Générale d'Editions, 1980.

⁴² de Certeau. *Kunst des Handelns*. 89.

bereits Vorhandenes zugreifen kann, liegt ihr einziger Vorteil gegenüber der Systemstrategie in ihrer Fähigkeit, günstige Gelegenheiten nutzen zu können. Genau dies ist der Fall hinsichtlich der implizit-latenten poietischen Verfahren: diese müssen nämlich notwendigerweise vom Ort des Systems (der manifesten Aussage) aus diesen Ort hinterfragen. Die Taktik

profitiert von ‘Gelegenheiten’ und ist von ihnen abhängig; sie hat keine Basis, wo sie ihre Gewinne lagern, etwas Eigenes vermehren und Ergebnisse vorhersehen könnte. [...] Dieser Nicht-Ort ermöglicht ihr zweifellos die Mobilität [...], um im Fluge die Möglichkeiten zu ergreifen, die der Augenblick bietet. Sie muß wachsam die Lücken nutzen, die sich in besonderen Situationen der Überwachung durch die Macht der Eigentümer auftun. Sie wildert darin und sorgt für Überraschungen. Sie kann dort auftreten, wo man sie nicht erwartet. Sie ist die List selber.⁴³

Der kleine Vogel z.B., der frühmorgens die Gelegenheit nutzt, um durch seinen Gesang die etablierte Revier- und Hackordnung wenigstens kurzfristig zu unterminieren, ist ein Taktiker. Und insofern in frühneuzeitlichen Texten, wie ich in den folgenden Studien zu belegen hoffe, zeitliche Praktiken ebenfalls dominieren, handelt es sich auch bei ihnen um Taktiker. Diesbezüglich werde ich mich beispielsweise mit jenen frühneuzeitlichen Taktiken beschäftigen, die auf die Darstellungsschwierigkeit reagieren, auf begrenztem Raum, in dienlicher Frist das Darstellungsobjekt zur Darstellung zu bringen. Dabei werde ich eine enge Verbindung von Poiesis, Zeit und Ökonomie herausarbeiten, die ich vorab mit einer wirtschaftswissenschaftlichen Konzeption von Kreativität und Kontingenz, wie sie z.B. Helmut Dietl in seinem Buch *Institutionen und Zeit* vorschlägt, spezifizieren möchte.

In dem aus den Praktiken der Wirtschaft abgeleiteten Verständnis ist Kontingenz für die wirtschaftliche Praxis ebenso konstitutiv, wie es vorliegende Untersuchung in ihrem Poiesisbegriff für die textuellen Verfahren der Frühneuzeit annimmt: ökonomische Entscheidungen, so Dietl, richten sich immer auf eine Zukunft, die insofern ‘offen’ ist, als sie nur durch die Aktualisierung gleichzeitig gegenwärtiger und sich gegenseitig ausschließender Möglichkeiten entsteht, wobei die Konsequenz der Entscheidungen noch unbekannt ist. Wären sie bekannt, entstünde kein Entscheidungsproblem, da die angemessene Handlungsweise bereits bekannt wäre. Deshalb ist die Wirtschaftsökonomie von einer ‘schöpferischen’ Entschlußpraxis geprägt; im Gegensatz zur sog. ‘Alertness’ bedient sie sich nicht nur zum rechten Zeitpunkt bereits vorgefundener Gelegenheiten, sondern schafft sich diese erst selbst.⁴⁴ Bezug auf die oben erwähnte Darstellungsschwierigkeit von Texten gilt demnach: gerade die poietische „Freiheit bei der Zuordnung knapper Mittel auf zukünftige Ziele zerstört alle Ambitionen theoretischer Prognosemodelle“, weshalb die Poiesis des jeweiligen Textes mit einem „Auswahlproblem“ zu tun hat,

⁴³ de Certeau. *Kunst des Handelns*. 89.

⁴⁴ Vgl. Dietl, Helmut. *Institutionen und Zeit. Die Einheit der Gesellschaftswissenschaften* 79. Tübingen: Mohr, 1993. 19-20.

das aber erst durch die Zeit in Form unerwarteter Veränderung (und Dauer), Freiheit sowie Offenheit der Zukunft zu einem echten Entscheidungsproblem wird. Zwischen dem Entschluß des Mitteleinsatzes und seinen ökonomischen Auswirkungen liegt stets ein mehr oder minder langer Zeitraum.⁴⁵

Anläßlich von Arvidis Poetik werde ich v.a. die Praktiken der Kombinatorik und der Imitatio unter ökonomischen Gesichtspunkten beurteilen, wobei der Kombinatorik – d.h. der Verknüpfung von Elementen eines vorhandenen Thesaurus nach bestimmten Regeln – die in Dietls Kreativitätskonzeption angenommenen Eigenschaften der Entschlußfähigkeit angesichts knapper (z.B. seitenmäßiger) Mittel und der Unvorhersagbarkeit des Resultats zukommen, der Imitatio das Attribut der *alertness* angesichts schon vorgefundener Gelegenheiten.

Auch zwei der populären Praktiken, die de Certeau analysiert, können die Funktionsweisen der frühneuzeitlichen Darstellungstaktiken Kombinatorik und Imitatio verdeutlichen, nämlich die Praktik der Verknüpfung heterogener Elemente zu neuen Strukturen und die Praktik der Umfunktionierung von bereits Vorhandenem. Ein Beispiel der kombinatorischen Handlung etwa liefert die Hausfrau im Supermarkt, die „die Vorräte im Kühlschrank, die Geschmäcker, Vorlieben und Launen ihrer Gäste, die preiswertesten Produkte und ihre mögliche Verbindung mit dem, was sie bereits zu Hause hat“⁴⁶ miteinander kombiniert. Eine weitverbreitete Umwidmungs-handlung hingegen ist die im französischen Slang als *la perruque* bekannte Praxis, während der Arbeitszeit privaten Tätigkeiten nachzugehen. Ein Arbeiter, der dies tut,

entzieht der Fabrik Zeit (und zwar mehr als Rohstoffe, da er in der Regel nur Reste verwertet), um frei, kreativ und vor allem nicht für den Profit zu arbeiten. Gerade an den Orten, welche von der Maschine, der er dienen muß, beherrscht werden, mauschelt er, um sich das Vergnügen zu verschaffen, zwecklose Produkte zu erfinden.⁴⁷

Ich gehe nun zur Realisierung der Praktiken in der frühneuzeitlichen Poiesis über. Andreas Arvidis *Manuductio ad poesin svecanam* aus dem Jahre 1651⁴⁸ bietet

⁴⁵ Dietl. *Institutionen und Zeit*. 30.

⁴⁶ de Certeau. *Kunst des Handelns*. 24.

⁴⁷ de Certeau. *Kunst des Handelns*. 23-4; 71-2. Ich möchte hinzufügen, daß es sich in den von de Certeau verwandten Beispielen in meinen Augen selbstverständlich auch um eine Arbeiterin und einen Hausmann handeln könnte. Die Rolle, welche das Geschlecht für die Praktiken des Alltags spielt, läßt de Certeau betrüblicherweise undiskutiert.

⁴⁸ Arvidi, Andreas. *Manuductio ad poesin svecanam, thet är, en kort handledning til thet swenske poeterij, versz- eller rijmkonsten*. Strängnäs: Zacharias Brocken, 1651. [=Arvidi. *Manuductio*.] – Vgl. auch die Neuausgabe Arvidi, Andreas. *Manuductio ad poesin svecanam, thet är, en kort handledning til thet swenske poeterij, verß- eller rijm-konsten*. 1651. Hg. Mats Malm. Einl. Mats Malm und Kristian Wåhlin. Svenska Författare N.S. Stockholm: Svenska Vitterhetssam-fundet, 1996. [=Arvidi 1996.] – Der Titel lautet übersetzt: ‘Manuductio [...], das ist, eine kurze Anleitung zur schwedischen Poeterei, Vers- oder Reimkunst.’ – Vgl. zu Textgeschichte und Auto-renbiographie Tuneld, John. „Till Andreas Arvidis ‘Manuductio ad poesin svecanam’.“ *Samlaren* N.F. 14 (1933): 244-8; Wieselgren, Otto. „Andreas Arvidi.“ *Svenskt biografiskt lexikon*. Bd. 1. Stockholm 1918. 764-8; –, „Till Andreas Arvidis biografi.“ *Personhistorisk tidskrift* 20 (1919): 28-36; Malm, Mats, und Kristian Wåhlin. Inledning. *Arvidi 1996*. VII-XLV; Levertin, Oscar. Andreas Arvidis ‘Manuductio’. *Samlaren* 15 (1894): 79-96.

diesbezüglich besonders reichhaltiges Material, was sich v.a. aus der großen Präsenz imitatorischer Verfahren im Text herleitet. Für die einzige muttersprachliche Poetik des 17. Jahrhunderts in Schweden hat man – eben wegen ihrer Anhänglichkeit zu kombinierenden und umwidmenden Textverfahren – bislang auch nicht viel der guten Worte gefunden.⁴⁹ Das ältere Diktum, „[s]åsom uttryck för tiden är han helt enkelt förträfflig“,⁵⁰ klingt noch in der neuesten und differenzierertesten Darstellung zum Text nach, wenn ihr Herausgeber Mats Malm urteilt:

Det originella med Andreas Arvidis poetik är inte de metriska principer som presenteras, heller inte att de är avsedda för den folkspråkliga diktningen eller att de presenteras på folkspråket. Verket är en del af en bred europeisk tradition som ger avtryck i de olika nationalspråken, och det som gör *Manuductio Ad Poesin Svecanam* intressant för oss är just det att det är den första svenska poetiken.⁵¹

Wertungen wie diese machen sich an den vielen intertextuellen Zugriffen fest, die von der *Manuductio* auf andere Dichtungs- und Prosodielehren unternommen werden. Ein genauerer Vergleich zeigt, daß die schwedische Poetik nicht nur „i stora partier blott en översättning av dansken H.M: Ravn-Corvinus' kort förut utgivna arbete Ex rhythmologia danica“ darstellt.⁵² Sie belehrt vielmehr im einzelnen den Gattungskatalog, die Bestimmungen des Ornatus, die sprachpuristischen Ausführungen und morphologischen, syntaktischen und tropologischen Abschnitte in Martin Opitz *Poeterey*, die teilweise in direkter Übersetzung aufgenommen werden;⁵³ ferner die Passagen zu Interpunktions- und Rechtschreibung aus Georg Philipp Harsdörffer, *Poetischer Trichter*,⁵⁴ konstruiert drittens ein Reimlexikon mit Anklängen an Philipp von Zesens *Helicon*⁵⁵ und verwendet schließlich Merkregeln

⁴⁹ Einen Überblick über die wenigen, meist älteren Forschungsbeiträge zur Poetik bieten Malm und Wåhlin. Inledning. VIII.

⁵⁰ Sylwan, Otto. *Till frihetstidens slut*. Bd. 1 von *Den svenska versen från 1600-talets början. En litteraturhistorisk översikt*. 1. Göteborgs Högskolas Årsskrift, Extrabd. 1. Göteborg: Göteborgs Högskola, 1925. 62. 3 Bde. ‘Als Ausdruck seiner Zeit ist er ganz einfach vortrefflich.’

⁵¹ Malm. „Andreas Arvidis *Manuductio*.“ VII. ‘Das originelle an Arvidis Poetik sind weder die neuen metrischen Prinzipien, die präsentiert werden, noch, daß sie auf die volkssprachliche Dichtung zugeschnitten sind oder volkssprachlich dargeboten werden. Das Werk ist Teil einer breiten europäischen Tradition, die sich in verschiedenen Nationalsprachen ausdrückt, und was die *Manuductio* für uns interessant macht, ist gerade, daß sie die erste schwedische Poetik ist.’

⁵² Sylwan. *Svenska versen*. 47. [I]n großen Partien nur eine Übersetzung des kurz zuvor publizierten Textes des Dänen H. M. Ravn Corvinus, *Ex rhythmologia danica*.

⁵³ Vgl. Opitz, Martin. *Buch von der deutschen Poeterey*. 1624. Hg. Richard Alewyn und Wilhelm Braune. Neudrucke deutscher Literaturwerke, N.F. 8. Tübingen: Niemeyer, 1963. 17-23, 24-28, 29. – Die entsprechenden Stellen finden sich in der *Manuductio* auf den Seiten 19-25, 26-31, 77-9, 113-20.

⁵⁴ Vgl. Harsdörffer, Georg Philipp. *Poetischer Trichter. Die deutsche Dicht- und Reimkunst, ohne Behuf der lateinischen Sprache, in VI. Stunden einzugiessen*. Bd. 1. 1647. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft Darmstadt, 1969. 123-37. 3 Bde. – Die entsprechenden Stellen finden sich in der *Manuductio* auf den Seiten 138-42.

⁵⁵ Vgl. von Zesen, Philipp. *Deutsches Helicons Erster und Ander Theil*. 1641. *Sämtliche Werke* 9. Von von Zesen. Hg. Ferdinand van Ingen. Ausgaben Deutscher Literatur des XV. bis XVIII. Jahrhunderts. Berlin und New York: de Gruyter, 1971. 78-240, 417-570. – Die entsprechende

und Beispiele zu Reim und Prosodie aus der *Rhythmologia Danica* des Dänen Hans Mikkelsen Ravn.⁵⁶

Schwerer noch als der quantitative Umfang der Vorlagen scheint jedoch ins Gewicht zu fallen, auf welche Weise sich die *Manuductio* die genannten Texte erschließt. Sie tut dies nämlich, unterstellt die Forschung, unreflektiert; d.h., sie macht sich des Vergehens schuldig, andere Autoren auszuschreiben, ohne das Geliehene ingenios dem eigenen Text einzuverleiben. Bekanntlich gibt es bei Arvidi z.B. eine Begriffsverwirrung, was das akzentuierende Versmaß angeht, die allem Anschein nach darauf zurückzuführen ist, daß sich die volkssprachliche Dichtung in Schweden gegenüber der quantitierenden neulateinischen erst ganz allmählich – später als beispielsweise in Deutschland, wo der Wortakzent von Opitz schon diesseits der Jahrhundertmitte propagiert wird⁵⁷ – durchzusetzen beginnt und silbenzählender und Knittelvers bei weitem das Gros der Produktion ausmachen. Wenn sich in der *Manuductio* die widersprüchliche Sentenz findet, „[a]lle the Stafwelser som längsamligen, och medh en hwaß eller högh Thon vthsäyas, the ärre länge“,⁵⁸ läßt sich dies auf das Auseinanderdriften von metrischem Prinzip und metrischer Praxis zurückführen, das Otto Sylwan auf die zeitgenössische poetische Produktion als ganze zurückfallen läßt:

Arvidi [har] ingalunda fattat Opitz' klara distinktion mellan antik och germansk metrik princip utan – liksom hans samtida över huvud – anser betoning och längd vara sak samma. [...] Skall man skandera exemplen i *Manuductio*, så nödgas man ofta gå fram med hänsynslös grymhet.⁵⁹

Die Poetik Arvidis stellt sich in dieser Lesart als Flickwerk dar, dessen Verfasser sie, wie der Text selbst an mehreren Stellen eingestehet,⁶⁰ ‘zusammengeschrieben’ hat, ohne aber den Anschein von Homogenität herstellen zu können. Ihr Autor geht bei der Arbeit nicht erfiederisch, sondern allenfalls finderisch vor, wenn er sich an bereits Vorgefundem bereichert.

⁵⁶ Stelle findet sich in der *Manuductio* auf den Seiten 38-77.

⁵⁷ Vgl. Ravn [Corvinus], Hans Mikkelsen. *Ex Rhythmologia Danica Msc. Epitome Brevissima*. 1649. Fra Bielke til Gerner. Bd. 1 von *Danske Metrikere*. Hgg. Arthur Arnholtz et al. Universitets-Jubilæets danske samfunds skrifter 365. København: Schultz, 1953. 147-325. Die entsprechenden Stellen in der *Manuductio* finden sich auf den Seiten 26-34.

⁵⁸ Vgl. Baur, Rolf. *Didaktik der Barockpoetik. Die deutschsprachigen Poetiken von Opitz bis Gottsched als Lehrbücher der 'Poeterey'*. Mannheimer Beiträge zur Sprach- und Literaturwissenschaft 2. Heidelberg: Winter, 1982. 30-2.

⁵⁹ Arvidi. *Manuductio*. 31. ‘Alle Silben, die langsam und mit einem scharfen oder lauten Ton ausgesprochen werden, die sind lang’.

⁶⁰ Sylwan. *Svenska versen*. 49, 62. ‘Arvidi hat in keiner Weise Opitz’ klare Unterscheidung von antikem und germanischem Versmaß begriffen, sondern behandelt – wie die Mehrzahl seiner Zeitgenossen – Betonung und Länge wie ein und dieselbe Sache. [...] Will man die Beispiele in der *Manuductio* skandieren, so ist man häufig gezwungen, mit rücksichtsloser Grausamkeit vorzugehen.’

⁶¹ Vgl. Arvidi. *Manuductio*. 138: „[T]hetta är altså then kärte Handleedningen [...] hwilken iagh [...] hafver sammanskrifwa weelat.“ ‘Dies ist also die kurze Anleitung [...], die ich zusammenschreiben wollte.’

Zusammengefaßt läuft die Kritik an der *Manuductio* also auf den Vorwurf hinaus, der Text sei imitatorisch und nicht originell. Wie auch die oben zitierte Einschätzung, Arvidi sei repräsentativ für seine Zeit und verkörpere den poetologischen Durchschnitt, reizt dies zu gegenläufigen Lektüren: was, wenn die Imitatio hier gerade eine ingenios eingesetzte Darstellungspraktik und als solche eine Lösung des spezifischen Kontingenzerproblems der *Manuductio* darstellte? Bevor ich diesen Nachweis jedoch antrete, scheint mir nochmals ein etwas allgemeinerer Exkurs zur Tradition der einleitend bereits angesprochenen und mit dem Begriff Poetik in enger Verbindung stehenden Termini Imitatio, *Mimesis* und Repräsentation geboten.

In der Forschung werden zwei Imitatio-Konzeptionen unterschieden, eine philosophische und eine rhetorische.⁶¹ Erstere, die in der griechischen Antike als ‘*Mimesis*’ diskutiert wurde und für die der heutige Sprachgebrauch wohl eher den Ausdruck Repräsentation bemühen würde, bezieht sich auf die schöpferische Nachahmung der Wirklichkeit durch den Dichter mittels seiner Einbildungskraft, die allerdings nicht unbeschränkt walten darf. Die Mehrheit der Forschungsbeiträge zur Geschichte der Poetik argumentiert folgendermaßen: indem die Barockpoetik an den dichterischen Text die Forderung stellt, sich bei der Imitation an die Gesetze der Wahrscheinlichkeit zu halten, will sie „die Möglichkeit eindämmen, aufgrund der nominalistischen Pluralität der Erscheinungsformen die Poesie als unverbindliches Spiel der Phantasie zu sehen“.⁶² Dieses Gebot der *verisimilitudo* thematisiert die frühneuzeitliche Dichtungslehre zumeist im Rahmen der Darstellung des poetischen Sachkatalogs (*rerum inventio*), seiner inhaltlichen Gliederung (*rerum dispositio*) und rhetorischen Ausführung (*elocutio*).

Die zweite in der Forschung gebräuchliche Auslegung des Imitatio-Begriffs bezieht sich auf die *Imitatio auctorum*, die Nachahmung literarischer Vorbilder und die dabei eingesetzten Techniken und Verfahren. In einer frühneuzeitlichen Poetik (hier im konventionellen Sinn verstanden als Text über die Dichtkunst) hat deren Erörterung zumeist in der allgemeinen Abteilung ihren Ort, gemeinsam mit einer Empfehlung an den werdenden Poeten, sich durch Lektüre und Nachahmung klassischer Autoren auszubilden. Die bis heute als mythische Vorstellung existierende Trennung zwischen diesen beiden Konzeptionen bedeutet – ich habe es in der Einleitung schon ausgeführt – eine Abwertung der vielfältigen imitatorischen Verfahren von frühneuzeitlichen Texten, deren Poesis so nicht in ihrer ganzen Tragweite wahrgenommen werden kann. Den vielzähligen technisch-praktischen Interessen der (als Regelwerke deklassierten Gattungspoetik) wird von der Forschung sehr wenig

⁶¹ Einen Überblick über die antik-philosophische Imitatio-Konzeption bietet McKeon. *Imitation in antiquity. – Über den rhetorischen Imitationsbegriff* orientiert Pigmann III, G. W. „Versions of Imitation in the Renaissance.“ *Renaissance Quarterly* 33.1 (Spring 1980): 1-32.

⁶² Borsò, Vittoria. „Barock, Literaturtheorien des.“ *Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie*. 34.

Beachtung geschenkt, obwohl frühneuzeitliche Poetiken und Rhetoriken nicht nur drei imitatorische Hauptklassen kennen,⁶³ sondern für jede einzelne auch eine ganze Reihe von Bildern,⁶⁴ d.h. ein differenziert ausgestaltetes Inventar textueller Praktiken anbieten, was ich weiter unten am Beispiel der *Manuductio* noch ausführen möchte.

Vorab ist noch zu bemerken, daß der Aspekt der kreativen Erfindung/*Inventio*, welche heute mit der Originalitätsvorstellung verknüpft wird, im Selbstverständnis der frühneuzeitlichen Poetik deren imitatorische Techniken noch in keiner Weise konkurrenzieren. Beides, Erfindungsreichtum und handwerkliches Geschick, gilt als gleichberechtigtes Zugehör des guten Dichters. Scaliger etwa ruft die in der Renaissance geprägte etymologische Verbindung des Wortes *poeta* zu griechisch *poiein* auf, ohne die Kategorien des Inhaltes und der Form überhaupt zu trennen:

Das Wort Dichter ist also nicht von ‘Erfinden’ abgeleitet, wie man meinte, weil der Dichter Erfundenes verarbeitet, sondern kommt ursprünglich vom Versemachen her. [...] Später, als man auf Grund höherer Eingebung den alten Erfindungen neue Dinge hinzufügte, wurden die, die an dieser rühmlichen Errungenschaft nicht teilhatten und nur einfache Erzählungen in Verse faßten, als bloße Verseschmiede bezeichnet, als Dichter hingegen die anderen.⁶⁵

Zwar führen zahlreiche Poetiken der frühen Neuzeit in der von Scaliger angedeuteten Weise eine Polemik gegen die *versificatores*, die allein mit der Hilfe von Vers-tabellen, Topossammlungen und Reimlexika in der Lage seien, Gelegenheitsgedichte zusammenzuflicken. Das heißt aber nicht, daß für diese Dichtungslehren die ausführende Arbeit am Sprachmaterial gegenüber dem Erfinden eines poetischen Stoffes und dessen Strukturierung eine nachgeordnete Rolle spielt. Sir Philip Sidney – Vertreter der Elisabethanik, in der die poetologische Polemik um einiges früher schon lebhaft geführt wird, weshalb ich sie hier mehrmals zitiere – macht z.B. ausdrücklich geltend, daß ein noch so guter poetischer Plan (d.h. *Inventio*/Erfindung) nutzlos ist, wenn er nicht in ebenso überzeugender Weise ausgeführt werde:

[T]he skil of the Artificer standeth in that Idea or fore-conceite of the work, and not in the work it selfe. And that the Poet hath that idea is manifest by delivering them forth in such excellencie as hee hath imagined them.⁶⁶

Viele Argumente der frühneuzeitlichen Dichtungslehren, welche scheinbar einen Angriff auf die praktischen Aspekte der Textherstellung beinhalten, die Abwertung

⁶³ Vgl. Pigmann. „Versions of Imitation.“ 3. – „Transformative, dissimulative, and eristic“.

⁶⁴ Vgl. Pigmann. „Versions of Imitation.“ 3. – Darunter z.B. „apian, digestive, filial, and simian metaphors“.

⁶⁵ Scaliger, Iulius Caesar. *Poetices libri septem. Sieben Bücher über die Dichtkunst*. Bd. 1. Hgg., Üs. und Einl. Luc Deitz und Gregor Vogt-Spira. Stuttgart-Bad Cannstatt: fromann-holzboog, 1994. XXXII-LXIII. 5 Bde. 73.

⁶⁶ Sidney, Philip. *An apology for poerie*. 1595. *Elizabethan critical essays*. Bd. 1. 6. Aufl. Hg. G. Gregory Smith. Oxford: Oxford U P, 1967. 2 Bde. 148-207: 157.

gegen beispielsweise die *Imitatio* unterstützen würden, dienen v.a. dazu, die Stellung der Rhetorik als bis dahin einziger (und deshalb modellhafter) Prosagattung gegenüber dem gerade entstehenden Roman zu verunsichern. Die oft unter dem Terminus ‘Poesie’ subsummierte Prosa bediente nur sehr bedingt die formalen Erwartungen der klassischen Redekunst, fiel aus dem modellhaften Rahmen. Fürsprecher der Romanprosa werteten im Gegenzug deshalb oft die übermächtig scheinende Redekunst zur durch Übung erlernbaren Technik herab; so etwa Sidneys Zeitgenosse Thomas Lodge: „Poetry commeth from aboue, from a heauenly seate of a glorious God, vnto an excellent created man; an Orator is but made by exercise.“⁶⁷ Auf längere Sicht fällt diese Entwertung natürlich auch auf die durch Übung erlernbaren Praktiken der (Prosa)dichtung zurück. In der von Lodge aufgenommenen, in der Frühneuzeit gängigen Wendung *Poeta nascitur, orator fit* zeigt sich ferner der Übergang des von mir in der Einleitung erläuterten christlichen Originaritätsmythos in die Werthierarchien der frühneuzeitlichen Poetik: Dichtung und Dichter hängen direkt mit dem göttlichen Logos zusammen, sie werden als nicht contingent betrachtet, Redekunst und Redner unterhalten als Teile der kontingenten Welt eine nur indirekte Verbindung zum Schöpfer.

Man findet diese sozusagen kreationspoetologische Vorstellung in der frühneuzeitlichen Poetik an vielen Orten artikuliert und oft durch quasi-etymologische Beweisführungen gestützt. Sidney z.B. bringt das englische *charm* (‘Zauber’) mit dem lateinischen *carmina* (‘Lied’) und damit mit der Dichtung in Verbindung, Lodge verweist darauf, daß die griechischen Orakel in Versen sprachen.⁶⁸ Gott als „heavenly maker of that maker“⁶⁹ schafft den Dichter, der Dichter schafft nach seinem Vorbild eine zweite Natur im Text und als Text; der Dichter wiederholt den ersten Schöpfungsakt und darf deshalb als *alter deus* bezeichnet werden. Hier wird Gott implizit sowohl als Planender wie auch als ausführender Praktiker ins Spiel gebracht – da Gott den Menschen als sein Ebenbild schafft, vollzieht er zugleich prototypisch eine *Imitatio auctoris*. Daraus kann man folgern, daß in der Poetik der Frühneuzeit (und auch der mittelalterlichen Poetik, wie E. N. Tigerstedt nachweist) die Praktik der Imitation wie auch andere Verfahren der Textherstellung nicht oder zumindest nicht nur als unoriginell, sondern zumindest teilweise auch als kreativ gedacht werden.⁷⁰ Diese Annahme bestätigt ein komparatistischer Durchgang durch frühneuzeitliche poetologische Texte, in denen die Frage der *Imitatio* im Zusammenhang mit der poetischen Inspiration⁷¹ und der Rolle der Musen⁷² erörtert wird.

⁶⁷ Lodge, Thomas. *Defence of poetry, music, and stage plays*. 1579. Bd. 1. Smith 1967. 61-86: 71.

⁶⁸ Vgl. Sidney. *Apology*. 156; Lodge. *Defence*. 71. „Among the precise Iewes you shall find Poetes; and for more maiestie Sibilla will prophesie in verse.“

⁶⁹ Sidney. *Apology*. 157.

⁷⁰ Vgl. Tigerstedt, E. N. „The poet as creator.“ *Comparative literature studies* 5.1 (March 1968): 455-88.

⁷¹ Vgl. zur Inspirationstheorie Barmeyer, Eike. *Die Musen. Ein Beitrag zur Inspirationstheorie*. Humanistische Bibliothek 1.2. München: Fink, 1968; Lohse. Dichterische Inspiration; Rath, H. „Inspiration II.“ *Historisches Wörterbuch der Philosophie*; Mainusch. „Dichtung als Nach-

Erst die Neubewertungen durch die moderne, d.h. seit der sog. Geniepoetik des 18. Jahrhunderts vorherrschende Ästhetik konstituieren die pejorative Bedeutung des Wortes Imitation.

Andreas Arvidi ist trotz mancher Aussagen, die einen anderen Sachverhalt nahelegen – „Att denna bok ofta citeras under den följande tiden och längt ned på 1700-talet [...] beror ju helt enkelt därpå att den var och förblev utan medtävlare“⁷³ –, nicht der einzige und auch nicht der erste schwedische Poetologe im 17. Jahrhundert. Einen gewissen Bekanntheitsgrad hat v.a. in der Metrikforschung eine Ende der 1690er Jahre gehaltene Vorlesung des Rhetorikprofessors Petrus Lagerlöf erreicht, die in einer kurzen, ca. 20 handschriftlichen Seiten umfassenden und in diversen Manuskripten zirkulierten Mitschrift unter dem Titel *Inledning till det Swenska Poeteriet* zugänglich ist.⁷⁴ Diese Schrift beschäftigt sich jedoch nicht mit allen, v.a. nicht mit

ahmung“; Curtius, Ernst Robert. „Der göttliche Wahnsinn der Dichter.“ *Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter*. Von Curtius. 9. Aufl. Bern, München: Francke, 467-8; Muschg, Walter. *Die dichterische Phantasie. Einführung in eine Poetik*. Bern u. München: Francke, 1969; Schmidt, Horst-Michael. *Sinnlichkeit und Verstand. Zur philosophischen und poetologischen Begründung von Erfahrung in der deutschen Aufklärung (Leibniz, Wolff, Gottsched, Bodmer und Breitinger, Baumgarten)*. Theorie und Geschichte der schönen Künste 63. München: Fink, 1982; Grassi, Ernesto. *Die Macht der Phantasie. Zur Geschichte des abendländischen Denken*. Königstein/Ts.: Athenäum, 1979; Kamper, Dietmar. *Zur Geschichte der Einbildungskraft*. Reinbek b. Hamburg: Rowohlt, 1990; Vietta, Silvio. *Literarische Phantasie. Theorie und Geschichte. Barock und Aufklärung*. Stuttgart: Metzler, 1986. – Zum Zusammenhang mit der Imitatio s. auch: Herrmann, Hans Peter. *Naturnachahmung und Einbildungskraft*. Ars Poetica 2, Studien 8. Frankfurt a. M.: Athenäum, 1970; Jauß, Hans Robert, Hg. *Nachahmung und Illusion*. Poetik und Hermeneutik 1. München: Fink, 1969.

⁷² Vgl. den *locus classicus* der auf Platon zurückgehenden dreiteiligen Hierarchie der naturbegabten, göttlich besessenen und im künstlichen Rausch dichtenden Poeten bei Scaliger. *Poetics libri septem*. 83, 85. „Es gibt aber drei Gesichtspunkte, nach denen man Dichter unterscheidet: nach ihrer Begabung, nach ihrem Alter und nach ihrem Gegenstand. Daß sie sich durch ihre Begabung unterscheiden, sagen sowohl Platon als auch Aristoteles. Die einen würden nämlich als solche geboren, die anderen dagegen, von Geburt unempfindlich oder gar roh und ungeeignet, würden von Raserei erfaßt und so von der gemeinen Sinnenwelt abgezogen; dies sei Götterwerk, und die Götter bedienten sich ihrer als Diener. [...] Die Dichter rufen also deshalb die Mussen an, damit sie von Raserei erfüllt vollbringen, was ihre Aufgabe ist. Von diesen Gottbegeisterten aber habe ich bis jetzt zwei Arten festgestellt. Der ersten Art kommt jene göttliche Kraft vom Himmel herab von selbst und unvermutet zu Hilfe, oder einfach auf einen Anruf hin; zu dieser Gruppe rechnet Hesiod sich selbst; Homer aber wird allgemein dazugerechnet. Die zweite Art schärfen die Ausdünstungen des Weines, die die Werkzeuge der Seele und den Geist selbst von den stofflichen Teilen des Körpers hinwegziehen. Als solchen bezeichnet Horaz Ennius; als solche bezeichnen wir Horaz. Über Alkaios und Aristophanes ist dasselbe überliefert. Auch Alkman war von deser üblichen Nachrede nicht frei, und selbst Sophokles hat es dem Aischylos vorgeworfen: ‘Der Wein’, sagte er, ‘nicht er selbst sei der Verfasser seiner Tragödien.’“

⁷³ Sylwan. *Svenska Versen*. 62. ‘Daß dieses Buch in der folgenden Zeit und noch weit bis ins 18. Jahrhundert hinein zitiert wird, beruht ja ganz einfach darauf, daß es ohne Konkurrenz war und blieb.’

⁷⁴ Vgl. Lagerlöf, Petrus. *Inledning till det Swenska Poeteriet sammanfattat af Petro Lagerlöf*

den allgemeinen Teilen der klassischen Dichtungslehre, sondern reduziert die Poesie auf ihre prosodische und metrische Form. Dies zeigt schon der Textanfang:

Twenne ting äro som man uti vårt språk bör i acht taga, hwilka och constituera metrum eller versum, nembligen 1. Structura, 2. Rhytmus. Innom Rhytmum förstår jag intet det som detta egenteligen bemärker så wäl hoos Graecos som Latinos scriptores; utan med det ordet will jag hafwa förståndit ett lijka liud uti ändan på twänne särskilta ord eller verser. Innom Structuram förstår jag ett wist tal på stafwelserna, utaf hwilka en vers componeras skall. Derföre fölljer, at utaaf structuren förflyta så många slag verser, som stafwellserna äro, hwar af en vers kan giöras.⁷⁵

Die *Inledning* ist deshalb weniger als Poetik denn als Zeichen eines Epochentwechsels interessant: zum einen kündigt sie die Ablösung des neulateinisch quantitierenden resp. syllabischen Versmaßes durch das akzentuierende Versmaß an:

Efterfölljande Regel bör utan Exeption i acht tagas, då wy willja scandera våra verser, icke efter Pedes som wy icke hafwa i vårt språk, utan hwarannan stafwelse måste antingen Eleveras eller deprimeras. då böre wy med all flyt wackta os, at uts Scanderingen Depressio eller Elevatio liust rastar på den stafwelsen som efter bruket till at taler plägar deprimeras eller Eleveras. För den orsaken skull böra wy och märkia; hwilka slag verser begynna Scanderingen ut af Elevatione, och hwilka af Depressione.⁷⁶

Zum anderen stellt sie die Vorherrschaft des Lateinischen als vermittelndes Idiom v.a. an der Universität durch den Umstand in Frage, daß über die schwedische Dichtung auf schwedisch gesprochen wird – eine sich erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in der akademischen Lehre ausbildende Praxis.⁷⁷

Eloquentia Profess: Reg.: Upsala U.B. R 650 b: 17v-28r. ‘Einleitung zur schwedischen Poeterei, zusammengefaßt vom königlichen Professor der Eloquenz, Petrus Lagerlöf’. – Zum Stellenwert Lagerlöfs auch Bergh, Gunhild. *Litterär kritik i Sverige under 1600- och 1700-talen*. Stockholm: Bagge, 1916. 15-7; sowie Wahlström, Lydia. „Petrus Lagerlöfs kollegium i svensk metrik.“ *Samlaren* 21 (1900): 1-29.

⁷⁵ Lagerlöf. *Inledning*. 17v-18r. ‘Zwei Dinge sind es, die man in unserer Sprache beachten muß, welche Metrum und Vers bilden, nämlich erstens die Struktur, zweitens der Rhythmus. Unter Rhythmus versteh ich nicht das, was dies sowohl bei griechischen wie lateinischen Skribenten bedeutet, sondern unter diesem Wort will ich einen gleichen Laut am Ende zweier unterschiedlicher Worte oder Verse verstanden wissen. Unter Struktur versteh ich eine bestimmte Anzahl Silben, aus denen ein Vers komponiert werden soll. Daraus folgt, daß in der Struktur soviele Arten von Versen aufgehoben sind, wie Silben sind, aus denen ein Vers gemacht werden kann.’

⁷⁶ Lagerlöf. *Inledning*. 19v-20r. ‘Nachstehende Regel muß ausnahmslos in allem eingehalten werden, wo wir unsere Verse skandieren wollen, nicht nach Füßen, die wir in unserer Sprache nicht haben, sondern es muß jede Silbe entweder gesenkt oder gehoben werden. Da müssen wir uns fleißig achten, daß beim Betonen die Senkung oder Hebung leicht auf den Silben liegt, die man dem Sprachgebrauch nach zu senken oder zu heben pflegt. Aus diesem Grunde auch müssen wir wissen, welche Arten von Versen ihre Betonung mit der Hebung und welche sie mit der Senkung beginnen.’

⁷⁷ Vgl. zur Geschichte des schwedischen Bildungssystems in der Frühneuzeit das Standardwerk Lindroth, Sten. *Stormaktstiden*. Stockholm: Norstedt, 1975. Bd. 2 von *Svensk Lärdomshistoria*. Von Lindroth. 4 Bde. – Die Rolle des Lateinischen als Sprache der Gebildeten behandelt Lindberg, Bo. *De lärdes modersmål. Latin, humanism och vetenskap i 1700-talets Sverige*. Acta universitatis gothoburgensis. Gothenburg studies in the history of science and ideas 5. Göteborg:

Neben Arvidis *Manuductio* erscheint 1643 in Upsala eine einzige – mit Blick auf die immer noch schlecht erschlossenen Handschriftenbestände aus dem 17. Jahrhundert muß eingeschränkt werden: bisher lokalisierte – poetologische Schrift: die umfangreiche lateinische *Poetica tripartita* des Laurentius Fornelius.⁷⁸ Diese Poetik hat zwar seit dem 18. Jahrhundert keine nennenswerte Rezeption erfahren, und auch die *Manuductio* stellt keinerlei Bezüge zu ihr her. Sie steht aber mit ihren 84 Kapiteln auf 260 Druckseiten hinter zeitgenössischen kontinentalen Dichtungstheorien weder dem Umfang noch dem Inhalt nach zurück, und sie bringt – im Gegensatz etwa zum Text Arvidis – neben der Kenntnis der *Ars Poetica* des Horaz eine ganze Reihe von Lehrmeinungen, beispielsweise aus Scaligers Poetik, in ihre Darstellung ein.

Fornelius Poetik bietet in ihrem ersten Buch, betitelt „*De poeticæ origine, natura, usu, et jurisdictione*“, auf 88 Seiten in 32 Kapiteln eine allgemeine Erörterung zum Wesen der Dichtkunst. Das zweite Buch wiederum, „*De poematum divisione*“ mit 31 Kapiteln und 112 Seiten, ist eine Gattungspoetik, die einen deskriptiven Durchgang durch zahlreiche literarische Groß- und Kleinformen unternimmt. Im dritten, 21 Kapitel und 59 Seiten umfassenden Buch „*De charactere*“ geht es dann um die Stilebenen, die den verschiedenen Genres nach Maßgabe der Rota Vergiliæ zugeordnet werden. Für den vorliegenden Diskussionszusammenhang sind aber besonders die Kapitel 1 bis 11 von Interesse, die die klassischen dichtungstheoretischen Abteilungen zum Ursprung und zum Wesen der Dichtung sowie zur Aufgabe des Dichters enthalten und die sich in diesem Rahmen v.a. mit der *Imitatio* auseinandersetzen.

Die *Poetica* stellt zunächst die Frage nach der Herkunft der Dichtung. Zu ihrer Beantwortung greift der Text auf die weiter oben schon erläuterte Inspirationslehre zurück, und er läßt dabei Anfang und Wort zusammenfallen, indem er auf das außerordentliche Alter der Poesie verweist und sie als ‘göttliche Sprechweise’ definiert. Ganz explizit kommt bei Fornelius der kreationstheologische Originaritätsmythos zum Vorschein: göttlich (in meiner Terminologie: originär) ist die Poesie seiner Vorstellung nach zum einen von ihren Gegenständen her, da die allerersten Gedichte Lobpreisungen der Wunder des Herrn (wie etwa die Teilung des Roten Meeres) waren. Zum anderen ist sie göttlich-originär deshalb, weil die ersten Dichter

Göteborgs Universitet, 1984.

⁷⁸ Fornelius, Laurentius. *Poetica | tripartita. | Ex probatissimis u-l triusque lingvæ scri-l ptoribus confor-l mata, | editaque. [...] Upsala: Eschillus Matthiæ, 1643.* – Bergh verweist auf eine Kollegienschrift von Fornelius, die 1631 erscheint und ‘lediglich eine Abschrift gewisser Teile der Poetik Scaligers darstelle’; vgl. Bergh. *Litterär kritik*. 19. Wilhelm Friese erwähnt neben den Texten Fornelius’, Lagerlöfs und Arvidis übrigens noch eine weitere Schrift, die sich teilweise mit den metrischen Gesichtspunkten der schwedischen Dichtung auseinandersetzt, und zwar Anders Sparmans (später Palmcrons) *Sundhetzens Spegel* von 1642. Diese Äußerungen zu den neuen Versmaßen sind Friese zufolge aber kaum wahrgenommen worden, vgl. Friese, Wilhelm. *Nordische Barockdichtung. Eine Darstellung und Deutung skandinavischer Dichtung zwischen Reformation und Aufklärung*. München: Francke, 1968. 83.

als Medien des göttlichen Wortes verstanden werden; sie (etwa David und Hesekiel) werden von Fornelius als *vates*, Seher oder Orakel, bezeichnet.⁷⁹ Erst als die Dichtkunst ihre Heimstatt bei den (heidnischen) Griechen nimmt (sich sowohl geografisch wie auch moralisch von ihrem Ursprung entfernt) wird sie contingent, was bei Fornelius bedeutet, daß sie von nun an von geschichtlichen Ereignissen beeinflußt wird.⁸⁰

In der *Poetica* schließt sich an diese einleitenden Setzungen der Bericht über fünf poetische Zeitalter an, die die nunmehr contingente Dichtung von der Antike bis zur Gegenwart, d.h. bis zur Frühneuzeit, durchlaufen hat. Der Text legt hier besonderen Wert darauf, zu zeigen, daß die Kontingenz Verlust bedeutet: Verlust an göttlicher Autorisierung. Denn im Verlauf der Menschheitsgeschichte tritt die Funktion der Dichtung als Sprachrohr Gottes und damit ihre Verbindung zum Originären immer weiter in den Hintergrund. Stattdessen fließen kulturelle Entwicklungen (die

⁷⁹ Vgl. Fornelius. *Poetica*. 1-2, 4. „Poética originis admodum vetustæ est, et [...] apud antiquissimos Hebræorum, qui longè ante Græcorum Poétas fuere, primùm floruit. Nimirum Moses [...], cum ex Ægypto populum Israéliticum in patriam reduceret, statim atque mare rubrum, divinitus cedentibus aquis, transgressus est, divino numine afflatu, Carmen Heroicum, quo Deo gratias ageret, ordiebatur. David, ille divinus Dei vates à præliis atque periculis expeditus, cum jam pace altissima frueretur, cantica in Deum, hymnosque vario metro composit. [...] Poesin tamen esse ex diviniore loquendi modo nemo negavit hactenu“. – ‘Die Dichtkunst hat einen ziemlich alten Ursprung und [...] blühte zuerst bei den alten Hebräern, die lange vor den griechischen Dichtern existierten. Kein Wunder, daß Moses auf der Stelle, als er das Volk Israel aus Ägypten ins Gelobte Land führte und das Rote Meer durchschritten hatte, nachdem die Wasser durch göttliches Eingreifen zurückgewichen waren, vom göttlichen Genius inspiriert zu einem heroischen Gedicht anhob, um Gott zu danken. David, jener aller Schlachten und Gefahren ledige göttliche Prophet, verfaßte, als er schon den höchsten Frieden genoß, Lieder und Hymnen an Gott mit unterschiedlichem Versmaß. [...] Daß die Poesie aus einer eher göttlichen Art zu sprechen entspringe, bestritt von nun an niemand mehr.’

⁸⁰ Vgl. Fornelius. *Poetica*. 7, 8, 9. „Post tempora vatum Hebræorum regnavit *Poetica* apud Græcos, idque per ætas quinque. Prima ætas complexa est genus illud vetus, rude & incultum [...]. Secunda ætas fuit Epicorum, qui versibus condebant Historias, doctrinas Ethicas, Physicas, Astrologicas, Politicas. [...] Tertia ætas erat eorum, qui dicti sunt Gnomologi, qui in eo occupati, ut illustribus sententiis [...] homines informarent. [...] Quarta ætate cæperunt Lyrici, qui, cum Græcia jam opibus & studiis floreret, & usurparentur passim ea, quibus in pace solent homines studere, certamina videlicet, & ludi varij, convivia item, & hilaritates. [...] Quinta ætate successerunt Dramatici, Tragici videlicet, & Comici, itemque Satyrici. Hi [...] mores inciperent degenerare, vitia carpere aggressi sunt, & simul de virtute præceperunt, propositis in utramque partem exemplis.“ – ‘Nach der Zeit der hebräischen Propheten herrschte die Dichtkunst bei den Griechen vor, und dies während fünf Zeitaltern. Das erste Zeitalter umfaßte jenen alten, rohen und ungepflegten Geist [...]. Das zweite Zeitalter war das der epischen Dichter, die die Geschichte und die Lehren der Ethik, Physik und Astrologie in Verse faßten. [...] Das dritte Zeitalter war das der so genannten Gnomiker, die sich darum bemühten, mit erhellenden Sinsprüchen [Gnomen] die Menschen zu bilden. [...] Im vierten Zeitalter entwickelten sich die Lyriker, die, während Griechenland bereits in Kunst und Wissenschaft erblühte, sich auch ohne Unterschied das aneigneten, mit dem sich im Frieden die Menschen zu beschäftigen pflegen, nämlich Wettkämpfe und verschiedene Spiele, sogar Festlichkeiten und Späße. [...] Im fünften Zeitalter folgten die Dramatiker, die Tragiker natürlich und die Komiker, und ebenfalls die Satyriker. Diese [...] begannen, die Sitten zu entehren, waren bestrebt, die Laster zu genießen, und zugleich machten sie Vorschriften zur Tugend, indem sie für beide Seiten Beispiele gaben.’

Fornelius als sich ständig verschlimmernd beschreibt) in die poetischen Texte ein, welche gleichsam angesteckt werden von den historischen Ereignissen. So wird nach den Worten der *Poetica* beispielsweise die belehrende Form der Tragödie in dem Moment geschaffen, in dem kulturgeschichtlich der allgemeine Sittenverfall hereinzubrechen droht.

Die *Poetica* geht also davon aus, daß die frühneuzeitliche Dichtung als Produkt dieser Geschichte resultiert; ihre Produzenten sind keineswegs mehr ‚zweite Götter‘, sondern geschichtliche Personen, und die zeitgenössische Dichtung selbst wird von Fornelius v.a. in ihrem Herstellungscharakter, ihren poietischen Praktiken, beschrieben. Für die Gegenwart wird insofern der Abschied vom *artifex divinus* als Faktum hingenommen und an seine Stelle der Hersteller und Macher von Texten und das mimetische Verfahren gesetzt. Dies wird aus dem fünften Kapitel ersichtlich, wenn die *Poetica* unter dem Stichwort ‚Natur der Dichtung‘ schreibt von einer Kunst, die mit zahlenmäßig gebundenen Wörtern die tatsächlichen und die nach der Wahrscheinlichkeit möglichen Dinge repräsentiere und – ‚*docere et delectare*‘ – das Leben auf vergnügliche Weise forme.⁸¹ Der Text zielt damit unter poetologischem Gesichtspunkt deutlich darauf hin, die Kontingenz als Möglichkeitsoffenheit stark zu machen. Gerade an seiner Konzeption der Imitatio läßt sich dies gut zeigen; diesen Begriff, der heute v.a. mit Einseitigkeit und Unoriginalität in Verbindung gebracht wird, entwickelt die *Poetica* als wichtigstes Verfahren der Poiesis und bezeichnet als sein Hauptvermögen die produktive Aktualisierung differentieller Potentiale.⁸² In einer Kernstelle heißt es diesbezüglich:

Denn obschon der Dichter nicht belehrt, indem er vorschreibt, wie einer zu sein hat, sei es ein Kaiser, ein Ritter, ein Hausherr, ein Besonnener oder ein Unbesonnener, veranschaulicht er doch den Kaiser, Ritter, Hausherrn, Besonnenen, Unbesonnenen, Frommen, Barmherzigen, Grausamen, Scheuen, Großherzigen, Überheblichen, Trägen, Jähzornigen, Verständigen, Törichten und dergleichen mehr; daher haben wir verstanden, daß die Dichtkunst von Plato und Aristoteles als nachahmende Kunst bezeichnet wird.

Die Erörterung der Imitatio/Repräsentatio führt in dieser Passage über die Auf-listung unterschiedlicher sozialer Rollen und Typen, die sich für die dichterische Nachahmung als Objekte anbieten. Auch der Dichter wird in mehreren Kapiteln

⁸¹ Vgl. Fornelius. *Poetica*. 9. „Naturam Poeticæ aperiunt, qui [...] Poesin propterea appellârunt, quod non solum redderet vocibus, numeris puta astricis, res ipsas quæ essent, verùm etiam quæ non essent, & quomodo esse vel possent, vel deberent, repræsentaret; idque videlicet, ut vitam cum delectatione informaret.“ – ‘Diejenigen eröffnen die Natur der Dichtkunst, welche [...] die Poesie daher begrüßten, weil sie mittels Stimmen und Takt – z.B. in rhythmisch gebundenem – nicht nur die existierenden Dinge selbst wiedergibt, sondern auch die, die nicht sind, und auf welche Weise sie sein könnten oder müßten, darstellt; dies natürlich, um das Leben mit Genuß zu gestalten.’

⁸² Die *Poetica* verwendet bezeichnenderweise gleichbedeutend mit Imitation den Terminus Repräsentation, der heute mit Foucault als aufgeklärter Darstellungsmodus verstanden wird und einen wesentlich besseren Klang hat als Imitation, vgl. etwa die Kapitelüberschrift „De Imitatione seu repræsentatione Poetica“ (Fornelius. *Poetica*. 11).

näher beschrieben, indem seine ‘Differenz zu anderen’ (z.B. zu Historiographen) bestimmt wird. Und das Thema der Erfindung der poetischen Gegenstände veranlaßt den Text etwa zu einer Aufzählung und Abgrenzung verschiedener (historischer, topographischer, theologischer etc.) Themenbereiche.⁸³

Hauptaufgabe von Repräsentationen ist es in der Sichtweise der *Poetica* nun nicht, durch einzelne explizit formulierte Botschaften, sondern durch die Darstellung als Ganzes – d.h. mit meinen Worten: durch ihre Poiesis – die Leserschaft zu belehren. Dies ist m.E. gemeint, wenn es heißt – vgl. obenstehendes Zitat –, die Dichtung unterrichte nicht dadurch, daß sie *sagt*, sondern dadurch, daß sie *repräsentiere/nachahme*, wie der Herrscher, der Soldat, der Fromme, der Grausame etc. sein sollen.⁸⁴ Meine Schlußfolgerung daraus lautet, daß im poetologischen Verständnis dieses Textes, der, wie oben angedeutet, Differenz ja durchaus kennt und benennt, die Kategorien von Inhalt und Form nicht getrennt sind. Diese beruhen nach Auskunft der *Poetica*, anders als in der aufklärerischen Imitationskonzeption, auf keiner (moralisch-ästhetischen oder zeitlichen) Differenz, sondern sind am poietischen Prozeß der Genese von Dichtung/Text parallel zueinander und gleichberechtigt beteiligt.

Andreas Arvidis *Manuductio*, auf die ich jetzt zu sprechen komme, besteht aus einer Vorrede, 13 Kapiteln und einem Appendix, die im Erstdruck 220 Seiten umfassen und deren Inhalt sich wie folgt gliedert. In der Vorrede werden zunächst vier Gründe für Abfassung und Publikation des Textes genannt. Das erste Kapitel leistet eine Apologie für die schwedische Dichtkunst, während Kapitel zwei sich mit der poetischen Erfindung beschäftigt und einen Gattungskatalog aufführt. Die Kategorien *res* und *verba* gehen zwar schon an dieser Stelle in der Erörterung durcheinander, doch mit dem dritten Kapitel, das, wie das kurze Kapitel sieben, den rhetorischen Ornat behandelt, wendet sich die *Manuductio* definitiv vom Allgemeinen ins Konkrete,

⁸³ Vgl. Fornelius. *Poetica*. 22.

⁸⁴ Vgl. Fornelius. *Poetica*. 10. „Ac enimvero, quantum ad prius, varia sunt, per quæ Poetæ prodessere & docere solent. Illi Historiarum copias, locorum descriptiones, regionum naturas, vitæ instituta tradunt; multa de imperatore, de milite, de patrefamilias, de Republica, de legibus scribunt, de re rustica, de nautica, de artibus, [...] de Deo, de infernis, de ritu, de antiquitate, atque ut summatim dicam, de omnis ijs videntur doctrinam facere [...]. Nam tametsi non docet Poeta præcipiendo qualis quis esse beat, sive imperator, sive miles, sive paterfamilias [...], repräsentat tamen imperatorem, militem, patremfamilias [...].“ – ‘Und in der Tat, was das Erstere betrifft, ist es Verschiedenes, durch das die Dichter zu nützen und zu belehren pflegen. Sie überliefern Unmengen an Geschichten, Beschreibungen von Orten, Beschaffenheiten von Gegenden, Gebräuche des Lebens; viel schreiben sie über den Kaiser, den Ritter, den Hausherrn, den Staat, das Gesetz, das Landleben, die Seefahrt, die Künste, [...] über Gott, die Hölle, das Brauchtum, das Altertum und, um es kurz zu sagen, sie scheinen aus alledem eine Lehre zu machen [...]. Denn obschon der Dichter nicht belehrt, indem er vorschreibt, wie einer zu sein hat, sei es ein Kaiser, ein Ritter, ein Familienvater [...], veranschaulicht er doch den Kaiser, Ritter, Hausherrn [...].’

vom Inhalt zur Form.⁸⁵ Kapitel vier untersucht die Prosodie, Kapitel fünf thematisiert den Reim und enthält ein Reimlexikon, Kapitel sechs beschäftigt sich mit morphologischen und syntaktischen Fragestellungen. Die übrigen Kapitel acht bis dreizehn listen (mitunter tabellarisch) die verschiedenen klassischen Versmaße und Gedichtformen auf, und sie illustrieren sie mit Beispielen aus der schwedischen Andachts-, Volkslied- und Sprichworttradition. Der Appendix behandelt schließlich Interpunktionsregeln und beschließt, gefolgt nurmehr von den Errata, den Text.

Ich möchte nun die kontingente Poetik in Arvidis Text verfolgen, d.h., das Interesse der *Manuductio* an poietischen Aspekten (wie technische Fingerfertigkeit, Findigkeit, Flexibilität angesichts zufälliger Gelegenheiten u.a.) und ihr Desinteresse an den allgemeinen poetologischen Fragen nach dem Wesen der Dichtung nachvollziehen. In der folgenden textnahen Lektüre geht es mir also auch um den Nachweis, daß sich diese frühneuzeitliche schwedische Dichtungslehre gerade jene Gegenstände zum Herzensanliegen macht, die die Geniepoetik und die von ihr geprägte Forschung als zweitrangig einstufen. Wie die *Poetica* steht die *Manuductio* so für ein Imitatio-Verständnis, daß sich von dem pejorativen (nach)aufklärerischen stark unterscheidet. Doch zunächst zum Anfang und den ersten Eindrücken von Arvidis Text.

Auffallend sind in der *Manuductio* die temporalen Bestimmungen, mit denen sie an zahlreichen Stellen ihr poietisches Konzept gewinnt. Wie die *Poetica* nimmt auch sie als gegeben an, daß Text nur in und aus der Geschichte heraus entstehen kann. Zur Begründung dieser Setzung führt die *Manuductio*, ganz am Anfang, ihre eigenen historischen Anfänge ins Feld und läßt aus diesen ihre kontingente Identität – sozusagen vor den Augen des Lesers – sich herstellen.

Man hafwer länge förbijdat, at någon här i Rijket, til thet Swenska Poeterij skickeligh, skulle någon Manuduction eller Handledning ther til tilhopa draga och samman-sättia; Men althenstund månge, som en sådant Förstånd och Wetskap hafwa, vthi andre höge Wärff och Ärender, Swerigies Rijke til gagn och godo anhållas [...]: Andre som också i samma Saak förfarne wara kunna, vthaff flere Bekymmer vthi egne Saker och Handlingar, hafwa ther ifrån in til närvorandes Tijdh vppehåldne warit: Hwarföre hafwer migh tyckts gott att wara, ett lijet Wärck eller kort Handleedning til thet Swenske Poeterij sammanfatta [...].⁸⁶

⁸⁵ Zur Tradition rhetorischer Kategorien in der frühneuzeitlichen Poetik vgl. Dyck, Joachim. *Ticht-Kunst. Deutsche Barockpoetik und rhetorische Tradition*. Ars Poetica 2, Studien 1. Bad Homburg etc.: Max Gehlen, 1966; Fischer, Ludwig. *Gebundene Rede. Dichtung und Rhetorik in der literarischen Theorie des Barock in Deutschland*. Tübingen: Niemeyer, 1968.

⁸⁶ Arvidi. *Manuductio*. 11. ‘Man hat lange darauf gewartet, daß jemand hier im Reich, der zur schwedischen Poeterei geschickt ist, eine Manuduction oder Anleitung zusammenstellen und verfassen würde; doch da viele, die über derartige Kenntnisse und Wissen verfügen, in anderen hohen Aufgaben und Geschäften, die dem schwedischen Reich zu Gedeih und Nutzen sind, aufgehalten werden [...]: andere, die in diesen Dingen ebenfalls erfahren sein mögen, bis zum heutigen Zeitpunkt sich um viele eigene Sachen und Angelegenheiten zu kümmern haben und dadurch aufgehalten wurden: dünkte es mich deshalb gut, ein kleines Werk oder eine kurze Anleitung zur schwedischen Poeterei zusammenzufassen [...].’

Andere, die den Text hätten schreiben können, sind in hohen Staatsämtern beschäftigt und unabkömmlig, wieder andere haben ‘so viel eigene Sachen und Angelegenheiten’ zu bestellen, daß sie ‘bis zum jetzigen Zeitpunkt davon aufgehalten’ wurden und für die Dichtkunst keine Zeit übrig hatten.

Arvidi enthält dem Publikum der *Manuductio* aus Gründen, über die man spekulieren kann, vor, an welche Personen oder Personengruppe genau er in diesem Zusammenhang denkt, welche Umstände diese nicht näher Spezifizierten vom Verfassen einer schwedischen Dichtungslehre bis dato abgehalten haben, und schließlich auch, welcher Zeitraum mit den Wendungen ‘seit langem’ und ‘bis zur gegenwärtigen Zeit’ denn bezeichnet wird. Nimmt man diese Passage einmal nicht als rhetorische Floskel, sondern Wort für Wort, so ließe sich folgendes ableiten: die geradezu übermarkierte Offenheit von Arvidis Angaben (weder Zeitraum, noch Personen, noch Umstände der Vorgeschichte des Textes werden näher bestimmt) deutet darauf hin, daß es ihm nicht nur um die spezielle Geschichte seines Textes handelt, sondern um eine Textgeschichte allgemeinerer Art, eine Poetik. Nach langer Zeit des Wartens ist es gerade dieser Zeitpunkt, zu dem die Publikation der *Manuductio* erfolgt (nämlich 1651), von vielen möglichen Verfassern dieser bestimmte, der den Text geschrieben hat (nämlich Arvidi), von vielen möglichen Dichtungslehren resultiert diese eine als Schreibprodukt (die *Manuductio*). Aus dem gedanklichen Spiel mit Potentialen und ihren Aktualisierungen, in das die Lektüre den Leser hineinholt, tritt so die Kontingenz/Zufälligkeit des Textes als Kardinalentschuldigung für alles hervor, was jetzt Tatsache, was der Text ‘zum Schluß’, ‘endlich’, wie es bei Arvidi heißt, geworden ist.

Vom Textanfang einmal abgesehen, finden sich immer wieder Verweise in der *Manuductio*, die die Zeitlichkeit von Texten in Erinnerung rufen.

Tijden låta wij vthan någon Nyttा förflyta, och acha för alzintet, många goda Stunder illa anwända oc vthstädia, hwilken affsaknad medh all Werldennes Rijkedom och Arbete icke kan återfäas och bekommas [...].⁸⁷

Weil sie so knapp ist, erscheint die Zeit hier als das schützenswerte Gut schlechthin, und doch will die *Manuductio* glauben machen, sie stehe außerhalb aller weltlichen ökonomischen Zwänge. Damit lenkt sie aber gerade von dem ab, was der Fall ist, denn sie selbst bringt die Zyklen der öffentlichen, ja staatlichen Aufgabe, des privaten Geschäftes und des Textes in Verbindung mit der Zeit. In der Vorrede wird skizziert, daß allein der Überfluß oder die Knappheit an Zeit darüber entscheidet, ob durch den Dichter ein privater Raum für seine Textproduktion geschaffen werden kann oder nicht. Die *Manuductio* stellt hier also eine Poetik der Zeitlichkeit auf, infolge derer der Text ganz deutlich als Ergebnis von bestimmten Produktionsstrategien ausgewiesen wird. Damit übernimmt der Text eben jenes ökonomisch

⁸⁷ Arvidi. *Manuductio*. 15. ‘Die Zeit lassen wir ohne Nutzen verfließen und kümmern uns nicht, wenn wir viele gute Stunden schlecht anwenden und wegwerfen, ein Verlust, den aller Reichtum und alle Arbeit der Welt nicht wieder gutmachen und zurückbringen kann.’

strukturierte, also gleichfalls contingente Machtdispositiv der Gesellschaft, auf dessen Hintergrund er selbst entstanden ist – statt etwa in seinem Begriff von Dichtung einen utopischen Gegenentwurf zur gesellschaftlichen Realität zu schaffen.

Zu diesem Punkt gibt es eine Reihe deutlicher Stellungnahmen in der *Manuductio*, die bei genauerer Prüfung mit ihrer Beantwortung der Frage ‘Was ist Dichtung?’ zusammenfallen. Das erste Kapitel, das ‘die schwedische Poesie im Allgemeinen’ behandelt, eröffnet mit der Frage, ‘ob die schwedische Sprache sich zur Poeterei’ überhaupt eigne. Wie die *Poetica* löst also auch die *Manuductio* die Grenzen zwischen Theorie und Praxis auf, da das von Arvidi verwandte schwedische Wort *Poeterij* sowohl die Dichtung wie auch die für ihre Beschreibung erforderliche Dichtungslehre bezeichnen kann. Es kommt eine weitere Grenzverwischung hinzu, die zwischen Inhalt und Form, da die *Manuductio* in ihrer Verwendung von *Poeterij* auch das sprachliche Material und die aus ihm verfertigte Dichtung/Dichtungslehre ineins fallen läßt: da heißt es nämlich u.a., die schwedische *Poeterij* habe ihren Ursprung ‘in vielen unterschiedlichen Sprachen’,⁸⁸ was eine Identifizierung der Geschichte der schwedischen Dichtung mit der schwedischen Sprachgeschichte bedeutet. Aufgrund der Mehrdeutigkeit im Gebrauch von ‘Poeterei’ ist der Schluß zulässig, daß auch das Urteil Arvidis über das Vermögen der Sprache auf das poetische Vermögen der Dichtung übertragbar ist, und von der Sprache heißt es, „at man alt, hwad som nödigt är eller wara kan til richtigt Förfufft, ther vppå vthsäya och vthala wäl förmår“.⁸⁹

Dichtung hieße demnach implizit, ‘das Nötige zu sagen’, und die Poetik, die dafür zuständig ist, die Dichtung zu systematisieren, ist deshalb ebenfalls ‘hoch vonnöten’.⁹⁰ Nun ist aber die Notwendigkeit gerade eine strategische Kategorie, und der Text, der auf der Grundlage dieses ökonomischen Prinzips hergestellt wird, kann nichts anderes sein als Ort von Kapitalisierungen. Die *Manuductio* gibt dies selbst zu erkennen in Formeln wie: „Här om ware så nogh“,⁹¹ „Och theta waren så korte ligen talat om then Heroiske Dichten“,⁹² „Och theta waren så kortelighen talat om the saaker hwilka thet Swenske Poeterij anseer“,⁹³ „Och theta waren så kårteligen talat om the Swenske Ordsens Härligheet och skönheet“.⁹⁴ Nicht nur hält sich die *Manuductio* selbst für einen kurzen und notwendigen Text, sie rechtfertigt auch die Präsenz einzelner Darstellungsgegenstände immer wieder durch den Verweis auf die

⁸⁸ Vgl. Arvidi. *Manuductio*. 15. „[T]het Swenska Poeterij måste wara mächtta swårt til at lära, effter såsom thet vthaff så åthskillige Språk hämptat är“.

⁸⁹ Arvidi. *Manuductio*. 14. ‘[D]aß man alles, was zum richtigen Verständnis nötig ist oder sein könnte, darauf aussprechen und ausdrücken kann.’

⁹⁰ Vgl. Arvidi. *Manuductio*. 16. „[T]HEN SWENSKE VERBKONSTEN ÄR SWÅRA NÖDIGH“.

⁹¹ Arvidi. *Manuductio*. 17. ‘Davon ist jetzt genug gesagt’.

⁹² Arvidi. *Manuductio*. 21. ‘Und dies sei in aller Kürze vom heroischen Gedicht gesagt worden’.

⁹³ Arvidi. *Manuductio*. 25. ‘Und dies sei in aller Kürze von den Sachen gesagt worden, die die schwedische Poeterei behandelt’.

⁹⁴ Arvidi. *Manuductio*. 31. ‘Und dies sei in aller Kürze von der Schönheit und Herrlichkeit der schwedischen Wörter gesagt worden.’

Reduktionsleistungen, die die Darstellung vollbringt.⁹⁵

Och theta är altså then kärte Handeedningen til then Swenske Rijmkonsten [...]. Jag förmodhar wisserligen, at thesse, theta mitt wälmeente arbete, sigh behaga låta, och skal them inthet ångra then Tijdh, och the Penningar, hwilka the vppå thenne Handeedningen anwända.⁹⁶

Obwohl der Begriff Zeit immer wieder im Text auftaucht, richtet sich der ganze Einsatz der Darstellung doch gerade darauf, die Kontingenz aus dem Text herauszuhalten. Die Umschreibung der textuellen Strategie der *Manuductio* – auf möglichst engem Raum möglichst viel zu sagen – scheint darauf hinzuweisen, daß (mit de Certeau gesprochen) tatsächlich nicht Temporalität, sondern Spatialität (und mit ihr die kapitalisierenden Textpraktiken) das poetologische Konzept des Textes bestimmen.

Zeit und Geld: darauf konzentriert die *Manuductio* ihre poetologische Vorstellung. Das Selbstbildnis, das dieser Text von sich zeichnet – als zirkulierendes Gut in einem wirtschaftlichen Kreislauf der Produktion und des Verbrauchs, das ein pekuniäres Äquivalent besitzt, welches seinerseits in Zeit aufgewogen werden kann – wiederholt sich durch den Text hindurch in immer anderen Zusammenhängen. Einer von ihnen berührt den Status des Adressaten der *Manuductio*, des künftigen Dichters und potentiellen Textproduzenten. Dieser wird selbst als das Endprodukt eines poetischen Herstellungsprozesses beschrieben, wenn es auf die Frage, was dazu gehöre, Poet zu werden, heißt:

Först, En natrugh Bequämighet til sielfwe Konsten, hwilken när een befinner sigh hafwa, skal han sådan förfoga sigh til Läremästare, the ware sigh lefwandes eller döda, och aff them skal han fatta sigh til sinnes en kort Anledning til Verßkonsten eller Poeterij [...]. Och så omsider til thet tridie, måste han effter then Anledning, som han aff sine Läremästare bekommit hafwer, flitigt sigh öfwa, och skrifwa så först Verß vthan Rijmslutande, nu effter then ene Verßarten, och nu effter then andre: Och altså kan han småningom taga sigh meer och meer före, in til thes han på sistonne blifwer en fullkommen Poet.⁹⁷

⁹⁵ Vgl. etwa Arvidi. *Manuductio*. 34. „Bör man weta at alle Rijmslutande reduceras och kallas til tweggiehanda slagh“. – ‘Muß man wissen, daß alle Reimendungen auf zwei Arten reduziert und mit zwei Namen benannt werden.’

⁹⁶ Arvidi. *Manuductio*. 138. ‘Und das war also die kurze Anleitung zur schwedischen Reimkunst [...]. Ich vermute gewiß, daß jene [Ungeübten] meine gutgemeinte Arbeit sich behagen lassen und sich weder über die Zeit noch das Geld ärgern werden, die sie auf diese Anleitung verwenden.’

⁹⁷ Arvidi. *Manuductio*. 16. ‘Zuerst braucht jemand eine natürliche Veranlagung zu dieser Kunst selbst, dann (wenn er befindet, daß er eine solche hat) soll er sich zu Lehrmeistern, seien sie lebend oder tot, verfügen, und von ihnen eine kurze Anleitung zur Verskunst oder Poeterei erwerben [...]. Drittens muß er sich gemäß dieser Anleitung, die er von seinen Lehrmeistern erhalten hat, fleißig üben, und zuerst Verse ohne Reimendung, mal nach der einen, mal nach der anderen Versart schreiben: Und dann kann er sich mehr und mehr vornehmen, bis er zum Schluß ein vollkommener Poet ist.’

Es handelt sich in dieser Passage m.E. um eine genaue Beschreibung einer Poiesis, und zwar jener des Übergangs vom *nascitur* zum *fit* – von der natürlichen Ressource (Begabung) bis zur fertigen Ware (Dichter, Text), vom Modell, das sich sozusagen unter Spezialistenhänden über experimentelle Prototypen bis hin zum Ladenprodukt entwickelt. Diese Poiesis wird unter zwei Aspekten dargestellt, nämlich dem der zeitlichen Abfolge und dem der qualitativen Progression. Im Verständnis der *Manuductio* entsteht Text durch den aktualisierenden Zugriff auf diverse ökonomische Potentiale (Zeit, Geld, Begabung, Werkzeuge etc.). Es paßt zu dieser Konzeption, daß die Marktnachfrage das Angebot auch in der Weise reguliert, daß nicht bloß die dichterische Redeweise speziellen Anforderungen (d.h. der Nachfrage) entsprechend adaptiert, sondern sogar die Person des Dichters selbst je nach Bedarfkontext aktualisiert werden muß. Der Komödienschreiber soll sich, so fordert der Text, ‘besonders auf die Sitten und Unsitten der verschiedenen Altersstufen verstehen’, die satirischen Poeten ‘sich als schlimme Verfolger und Feinde aller möglichen Laster ausgeben’, der Eklogendichter seine Rede ‘nach der einfältigen Bauernweise der Hirten’ führen.⁹⁸ Die Vielzahl poetischer Produkte wird so zur Vielzahl von Vokabularien. Für das Textverständnis der *Manuductio* existiert deshalb auch keine Veranlagung des Dichters, die diesen auf eine einzige Gattung, einen einzigen Stil festlegen würde. Seine Leistungen sind Ergebnis ökonomischer Prozesse; er ist insofern selbst Text. Der Umfang seiner poetischen Möglichkeiten bemäßt sich an der Fähigkeit, sich auf die Gelegenheiten des Marktgeschehens einzulassen und mit verschiedenen Praktiken (wie beispielsweise Arbeitsteilung und Spezialisierung) auf sie zu reagieren.

Die Korrelierung von Text und Ökonomie in der *Manuductio* ist indes keineswegs eine poetologische Neuerung, wie Dennis Costa aufzeigt. Bereits bei Augustinus werden die semiotischen Grundkategorien *res* und *verba*, die innerhalb der Rhetoriklehre unter den Rubriken *Inventio* und *Elocutio* behandelt werden, in „two hermeneutic contexts: using and enjoying“⁹⁹ eingeordnet. In der frühen Neuzeit ist es Erasmus, der (mit Rückgriff auf Augustin) maßgeblich an ihrer sprachtheoretischen Reartikulation beteiligt ist. Dies geschieht nicht zufällig in Form von Tischgesprächen, die den platonischen Symposien nachempfunden sind¹⁰⁰ und die den *Oikos* einerseits thematisch als Gabe und Gabenkonsumation verdichten, ihn andererseits mit Diskurszirkulationen in Verbindung bringen. Auf die zeitge-

⁹⁸ Vgl. Arvidi. *Manuductio*. 22-3. „[S]kal en Comedeskrivent besynnerligen förstå sigh på allehanda Ålders Seeder och Oseeder“; „Hafwa förthenskull alle Satyriske Scribenter för art och maneer at gifwa sigh vth för allehanda Lasters arge Förfölliare och Fiender“; „Heerdewijsor [...] måste städze på Heerdars eenfaldige Bondewijs vthförde warda.“

⁹⁹ Costa, Dennis. Domesticating the divine economy: Humanist theology in Erasmus’s *Convivia. Creative Imitation. New essays on Renaissance Literature in honour of Thomas M. Greene*. Hgg. David Quint et al. Medieval & Renaissance texts and studies 95. Binghamton, New York: Medieval & Renaissance texts and studies, 1992. 11-29: 13.

¹⁰⁰ Z.B. im *Convivium religiosum* von 1522.

nössische Sprach- und Texttheorie bezogen, ist die Chiffre hierfür das Stilideal der *copia verborum*:

[L]inguistic riches and linguistic poverty are relative to linguistic usage. False copia – bad rhetorical usage carried to extravagance – is really a kind of abject poverty; an apparently brilliant rhetorician may not realize how desperately he needs someone to give him some better Latin [...].¹⁰¹

Der Bezug zwischen Text und Kontingenz, wie er in der *Manuductio* aufscheint, wird auch in diesem Kontext aufgerufen, und zwar dergestalt, daß die schöpfungstheologische Bedeutung des Kontingenzbegriffs und das göttliche Wort zusammengebracht werden. Denn im heilsgeschichtlichen Haushalt ist das ökonomische Zirkulat die Gnade,¹⁰² dessen Teilhabe durch die hermeneutische Praxis gesichert werden kann: „the readings from scripture and the attempts at understanding them are really a kind of nourishing, transforming food“.¹⁰³ Der Überfluß an Gnade und der Überfluß an geistiger Nahrung werden miteinander korreliert über das Wort Gottes, das in seiner performativen Funktion beides in sich vereint und so als Modell der rhetorischen *copia verborum* verstanden werden kann:

[T]he sacred stewardship over the superabundant richness of grace which has its source in God's own economy or providential dispositio/dispensatio [...]; that richness is distributed by and among the saints in the ecclesia [...]. In the patristic tradition, God's 'economy' is divine power 'ordinata' for the entire cosmos, for that creature called 'time' in which discrete events occur; it is most radically marked by the entrance into it [...] of the dual-natured Christ, thereby becoming an 'economy of salvation'.¹⁰⁴

Auf die Mehrfachbedeutung des Terminus *copia* in der lateinischen Klassik und im europäischen Mittelalter hat Terence Cave hingewiesen. *Copia* bedeutet (bezogen etwa auf Machtverhältnisse) materiellen Reichtum, im Rahmen der Manuskriptproduktion Kopie und, übertragen auf die Poetik, die rhetorische Figur stilistischer Vielfalt und des Überflusses.¹⁰⁵ Nun ist die Kategorie der (*cornu*)*copia*, die besonders in Kontexten der Nachahmungsdiskussion Verwendung findet und so aufs engste an die Texttheorie gekoppelt ist, für den hier erörterten Zusammenhang von besonderem Interesse, weil sich in ihr Darstellungsideal und Darstellungspraxis treffen. Daß besonders zur Beschreibung der poetischen Leistung der *imitatio auctorum* zahlreiche Metaphern aus den Bereichen „natural or seasonal productivity, gold and other forms of material affluence, sexual fertility, eating and drinking“¹⁰⁶

¹⁰¹ Costa. Divine economy. 14.

¹⁰² Costa. Divine economy. 24.

¹⁰³ Vgl. Costa. Divine economy. 19.

¹⁰⁴ Costa. Divine economy. 19.

¹⁰⁵ Vgl. Cave, Terence. *The cornucopian text. Problems of writing in the French renaissance*. Oxford: Clarendon Press, 1979. 3-5.

¹⁰⁶ Cave. *Cornucopian text*. xiii.

konstruiert werden, unterstreicht die enge Verbindung, die für die frühneuzeitliche Texttheorie zwischen Text und Ökonomie existiert.

Denn die Ableitung der Darstellungsordnung aus einer primär ökonomisch bestimmten Textualitätsvorstellung ist keine Eigenart der *Manuductio*, sondern tritt in den untersuchten Texten so gehäuft auf, daß von einem Grundelement des frühneuzeitlichen Textes gesprochen werden darf. Ausdrücklich beruft etwa der Sprachwissenschaftler Nils Tiällmann sich auf Sach- und Zeitzwänge, um seine Darstellungsleistung ins rechte Licht zu rücken, wenn er schließt: „Trycket ock tiden biuda mig nu mycket utsluta, dock sluta. Far väl, må väl, ock döm väl gunstige Läsare.“¹⁰⁷ In diesem Sinne auch ist die ausgiebige und minutiöse Apologie zu verstehen, die Tiällmann zu Beginn der *Grammatica Suecana* für die Sparsamkeit seiner Darstellung leistet und die er in folgende Entschuldigungen faßt:

Att jag pag. 27 sparsamt infört Språk-konstens förste Byggmästare ock lärarne hos Grekerna. Huar om Vossius Arist. lib. 1.cap. 3 således: ‘Pene in confessu est [...].’ Men nu visse ock namnkunnige uti desse Romerske Keisares tider: Julii Cæsaris ock Augusti. (1) Tyrannio Phænix (2) Demetrius Ixion (3) Trypho [...].¹⁰⁸

Emädan jag även pag. 25 kårteligen ock ofull komligen [!] namngifte de Latinske Grammaticos: därföre vill jag ock åter visa deras begärige åskådare till Vossii Arist. p. 17 & 18.¹⁰⁹

Emädan enn min venn skäligen förbrått mig, att jag för någre raders äller ett blads omkostnad skull, icke namngifte de 6. förste Hebraiske Grammaticos, på min pag. 28: därföre måste jag åter gå till Schindleri Förtl, som instämmer mäd bemälte Vossii Aristarcho. p.m. 19.¹¹⁰

För åtskillige skrifredskap ock tillbehör, som jag allenast namngifvet pag. 20. Därföre vill jag visa den enfallige till Vossii Aristarch L.1.C. 34. Huilke behaga wetta åtskillige folks skrifande nu ifrån högre, nu ifrån venstre handen, ock de Lärdas meningar där om. Därnäst cap. 35. om deras skrifgriffel uti stenar, bly, koppar ock silfverplåtar.¹¹¹

¹⁰⁷ Tiällmann. *Grammatica suecana*. [8v]. ‘Der Druck und die Zeit gebieten mir, vieles auszuschließen, doch jetzt zu schließen. Gehab Dich wohl, lebe wohl, und urteile wohl, günstiger Leser.’

¹⁰⁸ Tiällmann. *Grammatica suecana*. 5v-[6r]. ‘Daß ich auf Seite 27 sparsam die ersten Baumeister und Lehrer der Sprachkunst bei den Griechen aufgeführt habe. Worüber Vossius im 3. Kapitel des ersten Buches des Aristarch folgendermaßen schreibt: „Pene in confessu est [...].“ Doch nun auch folgende bekannte [Sprachtheoretiker] in der Zeit folgender römischer Kaiser: zur Zeit Julius Cäsars und des Augustus: 1. Tyrannio Phænix 2. Demetrius Ixion 3. Trypho [...].’

¹⁰⁹ Tiällmann. *Grammatica suecana*. [6v]. ‘Da ich auf Seite 25 kurz und unvollkommen die lateinischen Grammatiker angegeben habe, will ich den begehrlichen Leser wiederum auf die Seiten 17 und 18 der Aristarch des Vossius verweisen.’

¹¹⁰ Tiällmann. *Grammatica suecana*. [6v]. ‘Da ein Freund mir zu Recht vorgeworfen hat, daß ich wegen der Kosten für ein paar Zeilen oder eine Seite die Namen der sechs ersten hebräischen Grammatiker auf meiner Seite 28 nicht genannt habe, muß ich mich wiederum zur Vorrede Schindlers wenden, die mit der Seite 19 bei Vossius übereinstimmt.’

¹¹¹ Tiällmann. *Grammatica suecana*. [7v]. ‘Für verschiedene Schreibwerkzeuge und -zugehör, die

Den Reduktionismus, den er seinem eigenen Text anlastet, versucht Tiällmann dadurch aufzufangen, daß er einerseits auf andere Schriften verweist, die das Fehlende ausführlich behandeln, und andererseits Aufzählungen einfügt, von der die mangelnden Informationen in Substratform nachgeliefert werden. Bezeichnend ist die Rückführung des Darstellungsmangels, eines Aspektes der Textökonomie, auf Aspekte der Geldökonomie, was z.B. in der obigen Selbstzeihung zum Ausdruck kommt, aus kleinlichem Geiz wichtige Informationen ausgespart zu haben, um die Druckkosten zu senken.

Die Technik der Imitatio, die die *Grammatica* in der Darstellungspraxis verwendet, um Darstellungsziele umzusetzen, hat Methode. Sie dient dazu, vorhandene textuelle Ressourcen dem eigenen Text zu implementieren, um das Endprodukt des Textes in – materiell und zeitlich – effizienter Weise herstellen zu können. Diese Praxis drängt darauf, vorhandenes Material als Kapital zu akkumulieren. Ist sie eine Strategie, die Darstellung in Portionen zusammenträgt, dann ist der Text selbst der Ort, an dem es diese Kapitalmasse zu fixieren gilt. Die gleiche Strategie verfolgt die *Manuductio*; ihr Ziel ist es, mit geringstmöglichen Ressourcenverschleiß die Bedingungen dafür zu schaffen, „at man en godh Swensk Poet thes hastigare blifwa kan“.¹¹² Dies geht auch hier nur, wenn wiederum der Leser bereit ist, die Darstellung der *Manuductio* mit Schriften anderer Poetologen und Dichter ‘zusammenzusetzen’:

Hwad meera höra til een Tragædia, huru många Acter vthi henne wara skole, huru många Personer i hwar Scena tala skole, och huru lång hon fordras, sampt medh annat myckit, kan then gunstige Läsaren aff the Latiners Skriffter och Budh nogsamt förnimma.¹¹³

Andere Verfahren, die der Text einsetzt, um dienliche Kürze zu erzielen, wirken in die gleiche Richtung: für die Interpunktionsregeln gibt es einen Appendix, ein Reimlexikon sorgt für Informationsdichte, und die verschiedenen Versmaße werden in Tabellen aufgelistet. Gerade hier wird deutlich, wie trotz des ständigen Verweises auf Zeitknappheit die Strategie der Darstellung gerade darin besteht, spatiale gegen temporale Strukturen einzusetzen, Textdichte gegen Textverläufe, die ein unerwünschtes Ausufern der Darstellung nach sich ziehen könnten. Damit ist auch das vorhandene Textmaterial, das die Imitatio aktualisiert (z.B. die klassische Literatur) zu denken als „space containing textual fragments“, und die Imitatio selbst als

ich nur auf Seite 20 nenne. Deshalb möchte ich den Interessierten auf das 34. Kapitel des 1. Buches von Vossius Aristarch verweisen. Welches die Schreibweisen verschiedener Völker von rechts und von links her mitzuteilen behagt, sowie die Meinungen der Gelehrten darüber. Ferner im 35. Kapitel deren Schrift in Stein-, Blei-, Kupfer- und Silberplatten [...].’

¹¹² Arvidi. *Manuductio*. 15. ‘[D]laß man umso schneller ein guter schwedischer Poet werden kann, wenn man sie mit diesem Werk zusammenfügt.’

¹¹³ Arvidi. *Manuductio*. 22. ‘Was sonst noch zur Tragödie gehört, wieviele Akte sie enthalten soll, wieviele Personen in jeder Szene sprechen sollen, wie lang sie sein muß und noch vieles anderes mehr, kann der günstige Leser aus den Schriften und Geboten der Lateiner in Vollständigkeit erfahren.’

„collection and redeployment of those fragments and not as the assimilation and Imitation of whole works“.¹¹⁴

Mary Thomas Crane bezeichnet diese Praxis als ‘gathering and framing’, die darauf hinziele, imitierte Texte, fragmentiert aufbewahrt in „a common storehouse of matter“, im frühneuzeitlichen kulturellen Code wiedergeben zu können. Diese liefern „matter for copious speech“ und verleihen dem neuen Text (hier also der *Manuductio*) Autorität, denn einerseits reagiert die Figur der *copia* im Sammeln von Belegstellen auf die Angst, nichts oder wenig auf lateinisch sagen zu können, andererseits wird über die Neuorganisation der Elemente in der Darstellung auch generell dem Kontrollverlust über das Sprachmaterial entgegengewirkt.¹¹⁵

Beide Praktiken sind im Projekt der frühen Neuzeit aufgehoben, angesichts des „scandal of the mutability, the ungrounded contingency of language“¹¹⁶ einen authentischen muttersprachlichen Diskurs herzustellen. Sprache wird aus der Sicht des Imitators als ‘symbolisches Kapital’¹¹⁷ verstanden, als Machtinstrument, das sowohl unter Kontrolle halten als auch außer Kontrolle geraten kann. Der klassische Text muß deshalb zerstückelt und neu geordnet werden, um sicherzustellen, daß der Code der Gegenwart nicht verletzt wird. Jan-Dirk Müller beschreibt im gleichen Sinne den Autor des intertextuellen Verfahrens als „Schnittpunkt konkurrierender Diskurse, die sich in seiner Rede zur Geltung bringen“ und führt an, daß klassische Zitate den frühneuzeitlichen Text nur dann nicht „sprengen“, wenn es der Kompilation gelingt, „das Alte unauffällig einzufügen“ und seine „expliziten Markierungen“ zu löschen.¹¹⁸ Eben diese Gratwanderung zwischen Souveränität und Unsicherheit angesichts des klassischen (als originär gedachten) Textes führen Tiällmann und Arvidi vor, wenn sie entweder abschnittsweise aus Vorlagen zitieren oder diese der eigenen Darstellungsökonomie durch allgemeine Verweise zuführen.

Benner und Tengström, die eine Übersicht über die intertextuellen Techniken des Zitats und der Paraphrase geben, scheinen diese Auslegung zu stützen, indem sie die ökonomische Relevanz des Zeitgewinns durch die Imitatio betonen. Ergänzt ein Autor den eigenen Text mit Zitaten, so spart er

¹¹⁴ Thomas Crane, Mary. *Framing authority. Sayings, self, and society in sixteenth-century England*. Princeton, New Jersey: Princeton UP, 1993. 4.

¹¹⁵ Vgl. Crane. *Framing authority*. 13, 12.

¹¹⁶ Greene, Thomas M. *The light in Troy: Imitation and discovery in Renaissance poetry*. The Elizabethan club series 7. New Haven und London: Yale UP, 1982. 5.

¹¹⁷ Crane. *Framing authority*. 6-7.

¹¹⁸ Müller, Jan-Dirk. Texte aus Texten. Zu intertextuellen Verfahren in frühneuzeitlicher Literatur, am Beispiel von Fischarts *Ehzuchtbüchlein* und *Geschichtklitterung*. Kühlmann, Wilhelm, und Wolfgang Neuber, Hgg. *Intertextualität in der frühen Neuzeit. Studien zu ihren theoretischen und praktischen Perspektiven*. studien 2. Frankfurt a. M. etc.: Lang, 1994. 63-109: 72, 76. – Vgl. auch Bauer, Barbara. Intertextualität in der frühen Neuzeit. *Kühlmann und Neuber* 1994. 31-61; Kühlmann, Wilhelm. Kombinatorisches Schreiben – ‘Intertextualität’ als Konzept frühneuzeitlicher Erfolgsautoren (Rollenhagen, Moschersch). *Kühlmann und Neuber* 1994. 111-39.

his own labour by quoting from others. Such a procedure can sometimes be used in absurdum. There is an example of a Swedish dissertation which consists of nothing but quotations.¹¹⁹

Daß eine solche – für den heutigen Wissenschaftsbetrieb inakzeptable – exzessive Zitierpraxis im Schweden der frühen Neuzeit zulässig war, erklären die Verfasser mit dem Funktionskontext der Dissertation: die öffentliche Disputation über den Text sei offensichtlich wichtiger gewesen als die Abhandlung selbst: „Even a dissertation built up by quotations could serve as a text to be defended.“¹²⁰

Dies ist ein Punkt, dessen Weiterverfolgung sich lohnt. Benner und Tengström, die solchermaßen dem poetischen Text (dem Text im Gebrauch) innerhalb der frühneuzeitlichen Darstellungskonzeption größeren Stellenwert zumessen als dem Text in einer spezifischen, materiellen Gestalt (einer bestimmten Druckversion etwa), bringen nämlich in die *Imitatio* als Systemstrategie ein neues, subversives Element ein: die individuelle Praxis. Denn auch wenn die *imitatio auctorum* die „stylistic ideology“¹²¹ des herrschenden Wissenssystems affirmativ repräsentiert, so sind ihre Nutzanwendungen doch mindestens ebenso wichtig wie das Wissen, das durch sie tatsächlich systematisch aufbereitet und weitergegeben wird.

We believe that a writer's choice of vocabulary for his text took place under the influence of these two factors, ideology and usage, which will have been partly interdependent, partly opposing [...].¹²²

Dies trifft beispielsweise auf didaktische Texte zu. Diktionäre und Thesauri enthalten in der Regel zwar zahlreiche Beispiele aus der klassischen Literatur, mit deren Hilfe Vokabelkenntnis und Stilsicherheit trainiert werden sollen, die Quellen selbst aber werden meist nicht namentlich ausgewiesen. Sie funktionieren gleichsam blind. Dadurch wird dem Lernenden ein Renommierwissen und damit gerade jene Art von Redeautorität, die etwa Crane für die Intention der *Imitatio* hält, versagt. Tatsächlich sind also die Verwendungsmöglichkeiten, die der einzelne Lehrbuchkonsument dem durch Imitation und andere Darstellungspraktiken zustande gekommenen Text entgegenbringen kann, zahlreich und offen: weder die Praktiken selbst, noch ihr Zweck sind eindeutig festzulegen.

In der *Manuductio* fällt die Konkurrenz zwischen Taktik und Strategie besonders dort ins Auge, wo die kapitalisierende Strategie sich selbst ankündigt:

¹¹⁹ Benner, Margareta, und Emin Tengström. *On the interpretation of learned Neo-Latin. An explorative study based on some texts from Sweden (1611-1716)*. Studia graeca et latina gothoburgensis XXXIX. Göteborg: Acta universitatis gothoburgensis, 1977. 32-40: 34.

¹²⁰ Benner und Tengström. *Learned Neo-Latin*. 35.

¹²¹ Benner und Tengström. *Learned Neo-Latin*. 46.

¹²² Benner und Tengström. *Learned Neo-Latin*. 48.

The Swenske Ordsens anseende, består vthi Tropis och Figuris [...]. Och althenstund inge andre Tropi och Figurer vthi Swenskan öflige äre, eller och öfwas kunna, än the, hwilka vthi the Latiners Skriffter omröras och sättias, wil man thenna Läran, angående the Swenske Ordsens anseende, widlyffteligen icke vthföhra, vthan then gunstige Läsaren til the Latiniske Oratores och Rethores awijsa.¹²³

Diese Passage steht im offenen Gegensatz zu jener Form von Selbstautorisierung, um die der Text bemüht ist, wenn er behauptet, er sei als Handbuch über die schwedische Dichtung sehr vonnöten. Denn wenn er hier die gesamte Darstellungszuständigkeit für den zentralen Bereich der *Elocutio* an andere Texte delegiert, dann stellt er entweder seine eigene Sprechautorität in Frage (alles Nötige wurde schon gesagt) oder doch wenigstens die Strategie seiner Darstellung: wenn Tropen und Figuren für die Interessen der *Manuductio* nicht relevant sind, dann ist ihre Erwähnung bloße Zeitverschwendung.

Zudem nimmt die *Manuductio* schon ihren Anfang aus einer Geste der Widersprüchlichkeit. Neben anderen Motivationen nämlich, die das Projekt legitimieren sollen und aufgezählt werden, ein Lehrbuch der schwedischen Dichtung zu verfassen, findet sich als Begründung: „The höge och stoore Anseende sampt Wichtigheet, hwilken thet Swenske Poeterij medh sigh hafwer“.¹²⁴ Mit ‘Poeterei’ referiert der Text hier augenscheinlich auf die schwedische Dichtung, die, wie er glaubt, so angesehen ist, daß eine Theorie dieser Dichtung ihr fast zwangsläufig nachfolgen müsse. Doch bereits die nächste Passage verunsichert diese Lesart. Denn dort heißt es:

Ty thet, icke allenast vthwijsar och lärer oss, huru som wij allehanda Ärender och hwariehanda Saak och Handel, ware sigh Andeligh eller Werldzlich, medh wissa Stafwelsers Mått och Liud, effter the Grekers och Latiners Sätt och Wijs, artigt skola vthföra, hwilket the Swenske Poeter nogsamt ifrån then gemeene hoopen, Then sitt wahnlige och gemeene sätt til at tala öfwar och brukar, afskillia, och något högre på Brädet ställa kunde. Vthan och ther ofwan vppå lärer thet oß medh wisse Cæsuris och Rimslutande, theslijkest och medh oförwänd Ordning på Orden, allehanda saker så myckit artigare vthsäya kunna, än elliest the Greker och Latiner fordra. Therföre och, Musei, Homeri och Hesiodi Åhörare, om the nu lefwa skulle, och aff oß Swenske een sådan Konst höra och förstå kunde, twiflar ingen, at the ju myckit högre skulle vårt Swenske Poeterij skatta, än såsom theras Musei, Homeri och Hesiodi, vthi hwilka the något Gudomligt skattade wara, allenast för theras wisse Stafwelsers Mått och Liudh, hwilket the i acht toge vthi theras Poetiske Wärck.¹²⁵

¹²³ Arvidi. *Manuductio*. 80. ‘Das Ansehen der schwedischen Wörter besteht in Tropen und Figuren [...]. Und weil im Schwedischen keine anderen Tropen und Figuren üblich sind oder verwandt werden können als jene, die in den Schriften der Lateiner berührt und gebraucht werden, will man diese Lehre betreffend das Ansehen der schwedischen Wörter nicht weitläufig ausführen, sondern den günstigen Leser auf die lateinischen Oratoren und Rethoren verweisen.’

¹²⁴ Arvidi. *Manuductio*. 11. ‘Das hohe und große Ansehen und die Wichtigkeit, die die schwedische Poeterei mit sich führt.’

¹²⁵ Arvidi. *Manuductio*. 11-2. ‘Denn [die Poeterei] zeigt und lehrt uns nicht nur, wie wir alle möglichen Vorgänge und jedes Ding und Geschehen, seien sie geistlich oder weltlich, mit Maß und Laut bestimmter Silben nach Art der Griechen und Lateiner artig ausführen sollen, was die

Nicht die *Manuductio* muß – so heißt es hier – die poetische Sprache instruieren, sondern vielmehr lehrt die Dichtung selbst, wie Prosodie, Metrik und Syntax zu handhaben sind. Auch ist es nicht notwendig, die schwedischen Poeten durch poetologische Anleitung ihren Zeitgenossen und Vorgängern ebenbürtig zu machen, denn sie übertreffen diese schon längst. Aussagen wie diese sind kein Einzelfall. Z.B. stellt der Text auf die Frage, ob die schwedische Dichtung ganz nach Art der griechischen und lateinischen Poesie reglementiert werden solle, zunächst fest, daß es sich beim Schwedischen um eine ‘Hauptsprache’ handle, die ihren Eigenarten gemäß geordnet werden müsse. Im gleichen Atemzug aber nimmt er dies mit Verweis auf die historische Entwicklung der schwedischen Sprache wieder zurück:

[A]lthenstund wårt Språk är itt Hufwudspråk, kan thet icke efter andre Språks Poetiske Bud och Präcepta aldeles författas och gifwas, vtan måste effter sine egne och serdeles Egenskaper stålt och ornat blifwa. Doch skal man här weeta at thetta Swenska Poeterij hafwer så myckit aff andre Språk, Grekiskan, Latinen, Frantzyskan, Tyskan, etc. theras Poeterij angåendes tagit, som sielfwa Swenska Språket medh sine Egenskaper thet tillåta kan. Och bör man för thenskul, Grekiske, Latiniske, Frantzyske och Tyske Poeters Skriffter ingalunda här förachta, vthan them wäl igenom studera.¹²⁶

In dieser Darstellung werden der Dichtung alle Charakteristika zugewiesen, die – auch in der frühneuzeitlichen Sprachphilosophie und Kreationstheologie – der natürlichen Sprache eignen; die Dichtung wird als Naturgegebenheit ausgewiesen, hinter die nicht zurückgegangen werden kann und die selbst in der Zeit nicht weiterschreitet, da sie einen selbstidentischen Ursprung darstellt. An anderen Stellen aber vertritt die *Manuductio* (z.B. hinsichtlich der Eigenschaften des Dichters) gerade eine Haltung, die die Naturbegabung deutlich unter- und die gesellschaftliche Bildung überprivilegiert. Eben diese Widersprüchlichkeit wiederholt sich an anderen Stellen auf signifikante Weise. So greift der Text, um die Kleingattung der lyrischen Wälder zu definieren, Unelaboriertheit und Spontaneität als differentielle Merkmale

schwedischen Poeten hinreichend vom gemeinen Pöbel, dessen gewöhnlicher und gemeinen Art, die Rede zu führen und zu gebrauchen, unterscheidet, und etwas Höheres auf die Beine stellen könnte. Sondern außerdem lehrt sie uns auch, mit gewissen Zäsuren und Reimendungen wie auch einer natürlichen Wortanordnung alle möglichen Sachen um einiges artiger aussprechen zu können, als es sonst Griechen und Lateiner fordern. Weshalb auch die Zuhörer des Musæus, des Homer und des Hesiod, wenn sie heute lebten und von uns Schweden eine solche Kunst hören und vernehmen könnten, unsere schwedische Poeterei, wie niemand zweifelt, sehr viel höher schätzen würden als die ihres Musæus, Homer und Hesiod, welche bei ihnen gleichsam für göttlich galten allein wegen des gewissen Maßes und Lautes der Silben, die sie in ihren poetischen Werken beachteten.’

¹²⁶ Arvidi. *Manuductio*. 14-5. ‘[D]a unsere Sprache eine Hauptsprache ist, kann sie nicht ganz nach den poetischen Geboten und Vorschriften anderer Sprachen verfaßt und geformt werden, sondern muß ihren eigenen und besonderen Eigenschaften entsprechend behandelt und geordnet werden. Doch muß man hierbei wissen, daß die schwedische Poesie soviel von anderen Sprachen, vom Griechischen, Lateinischen, Französischen, Deutschen betreffend ihrer Poeterei genommen hat, wie die schwedische Sprache mit ihren Eigenschaften selbst es zulassen kann. Und deshalb darf man die Schriften der griechischen, lateinischen, französischen und deutschen Poeten in keiner Weise verachten, sondern soll sie gründlich studieren.’

heraus: „Sylvæ eller Skogar äre eendeles the Dickter, som vthan stort arbete, vthaff een hetsigh tilbeweekelse, vthi allsom största hastigheet göras.“¹²⁷ Die Wälder werden dergestalt pejorativ als Gegenprogramm zum Idealtext entworfen, der mit beträchtlichem Zeit- und Arbeitsaufwand ‘als Kunst’ geschaffen wird und nicht bloß eine natürliche Regung kanalisiert. Diese Gegenüberstellung von Text und Baum, die der Gattungsname *silva* (Wald) vorgibt, setzt sich im Gegensatzpaar Kultur und Natur durch den gesamten Text hindurch fort:

Ytterst frågas [...] vthi hwad Ordning then Swenske Verßkonsten i nästfölliande Capitlen vtsätties och förestelles? Til hwilket swaras at ther tages i acht, så wäl Naturens, som elliest en godh vnderwijsnings Ordning. Naturen fordrar, at thet skal sättias i fremre Rummet, vthaff hwilket thet andra som fölier hänger och flyter [...]. Thet Swenske Poeterij anseer endeles the Ting och Saker som Poeten medh Förnufftet fatta kan, endeles och sielfwe Orden, medh hwilke Poeten then fattade Ting och Sakerne vthföra bör [...]. Nu är intet klarare än thet, at ju sakerne, som medh Förnufftet grippas och fattas, äre aff Naturen förr framme än Orden, medh hwilka the vtthalas, ty Orden the hängia och flyta aff thet Concept, som man om Sakerne medh Förnufftet tagit hafwer. [...] Och thetta är thet man säya plägar: Mine Vers äre färdige, at intet fattas meer än blätta Orden.¹²⁸

Indem sie ‘Verse, die wie Bäume wachsen’, zum poetologischen Ideal erhebt, formuliert die *Manuductio* also eine Gegenrede zu ihren früheren Aussagen, in denen sie das Gedicht als ökonomisches Werkstück definiert hatte. Der Akt und die Techniken der imitierenden dichterischen Erzeugung werden so zugunsten eines quasi-göttlichen Schöpfungsaktes, dessen Produkt nicht Kultur, sondern Natur ist, aus der Poetik verdrängt:

Höfwes thet enom Swensk Poet, at han skickar och laghar Orden i then Ordning, som thet Swenska Tungomåhet naturligen kräfwer, så at han icke ställer thet Ordet fram för thet andra, hwilket tiänar hafwa sitt Rum effter thet samma, och twert om igen, thet icke baak effter thet andra, som lämpar sigh at hafwa fremre Rumet, ty sådan inwändning på Orden gifwer Dickterne een föga Skönheet [...].¹²⁹

¹²⁷ Vgl. Arvidi. *Manuductio*. 23. ‘Sylvæ oder Wälder sind einerseits jene Gedichte, die ohne große Arbeit, aus einer hitzigen Erregtheit heraus, in allergrößter Hast gemacht werden.’

¹²⁸ Arvidi. *Manuductio*. 16-7. ‘Zum Schluß stellt sich die Frage, nach welcher Ordnung in den folgenden Kapiteln die schwedische Verskunst vorgestellt werde? Worauf zu antworten ist, daß sowohl die Ordnung der Natur als auch die Ordnung eines guten Unterrichts beachtet wird. Die Natur fordert, daß man das an die erste Stelle setze, wovon alles andere abhängt und sich ableitet [...]. Die schwedische Poeterei betrachtet einsteils die Dinge und Sachen, die der Poet mit Verstand fassen kann, und einsteils die Wörter selbst, mit denen der Poet die erfaßten Dinge und Sachen ausführen soll. [...] Nun ist nichts klarer, als daß die Sachen, die mit Verstand ergriffen und erfaßt werden können, von Natur aus den Wörtern vorausgehen, mit denen sie ausgesprochen werden, denn die Wörter sind abhängig und hergeleitet aus den Konzepten, die man sich über die Dinge mit dem Verstand gemacht hat. [...] Und dies pflegt man zu sagen: Meine Verse sind fertig, so daß nichts mehr fehlt außer den Wörtern.’

¹²⁹ Arvidi. *Manuductio*. 30. ‘Gebührt es einem schwedischen Poeten, daß er die Wörter in die Ordnung stellt und bringt, die die schwedische Sprache von Natur aus verlangt, so daß er nicht das eine Wort vor das andere stellt, wenn es seinen Ort für gewöhnlich hinter diesem hat, und um-

Damit wird aber auch die ökonomische Darstellungsordnung, das akkumulierende Darstellungsverfahren und das Verfahren der Imitatio, die diese ins Werk setzen sollen, von einer anderen Darstellungsordnung und einer anderen Darstellungspraxis ständig hintertrieben. Denn wenn Dichtung entsteht wie Natur oder, was an anderer Stelle vertreten wird, funktioniert wie eine natürliche Sprache, wenn also die poetologische Konzeption der *Manuductio* sich darauf verdichten ließe, daß Natur Natur bleiben muß, dann wird sie selbst als Lehrschrift, die den Herstellungsprozeß von geschliffenem Text aus rohem Sprachmaterial begleiten soll, sinnlos.

Thenna Läran, om the Swenske Ordzens Sammanfogelse, synes icke för Nödhen vara wijda til at vthföra, althenstund hwar och een Swensk måste sielff weeta och förstå, huru han Orden til hwar andra rätt foga skal, på thet han sine Sinnes Tankar tydeligen kan vthtryckia [...].¹³⁰

Doch läßt sich der Selbstwiderspruch auflösen, wenn die Imitation auch als subversive Taktik verstanden wird,¹³¹ die parallel zur Textstrategie operiert und deren eigene Worte verwendet. Denn tatsächlich ist die *Manuductio* eine Anleitung zur Herstellung von Signifikanten. Sie zeigt als vollständiger Text, wie über das fragmentarische Ergänzen, den Appendix, Signifikanz erlangt wird, die weder zuviel noch zuwenig, sondern genug sagt. Mit dem Regelapparat als Operator ist die Produktion von Wörtern in und als Formen unkompliziert: der Text kann, wie es heißt, in aller Kürze über ‘die Herrlichkeit und Schönheit der schwedischen Wörter sprechen’, weil diese Qualitäten gerade keine schwer faßbaren Essenzen darstellen, sondern sich auf kombinatorisch erzeugbare Oberflächenstrukturen wie Epitheta beziehen:

[T]y vthaff Bijords Dicktande, kan man icke annorlunda känna een Poet, än som man känner ett Leyon aff thes Kloor, effter såsom thervhinnan icke thet ringaste Poetiske Mästerstycke ligger fördolgt.¹³²

Die *Manuductio* thematisiert den multiplen Gebrauch, den die Operationen des Regelapparats ermöglichen, und der numerisch unbegrenzte Signifikanten herstellt, in Terminen, die den Verfahrenscharakter der Verskunst betonen: mit Wörtern wird

gekehrt keines dem anderen nachstellt, wo es sonst am vorderen Platz ist, denn eine solche Verkehrung der Ordnung verleiht den Gedichten nur wenig Schönheit [...].

¹³⁰ Arvidi. *Manuductio*. 77. ‘Es ist nicht nötig, diese Lehre über das Zusammenfügen der schwedischen Wörter hier weiter auszuführen, da jeder Schwede selbst wissen und verstehen muß, wie er seine Wörter richtig aneinanderfügt, um die Gedanken seines Sinnes deutlich ausdrücken zu können.’

¹³¹ Vgl. zur kombinatorischen Technik Haug, Walter. Kontingenz als Spiel und das Spiel mit der Kontingenz. Zufall, literarisch, im Mittelalter und in der frühen Neuzeit. *Graevenitz und Marquard* 1998. 151-172; Lachmann, Renate. Zum Zufall in der Literatur, insbesondere in der phantastischen. *Graevenitz und Marquard* 1998. 403-32.

¹³² Arvidi. *Manuductio*. 30. ‘Am Erdichten von Beiwörtern kann man den Poeten nicht weniger erkennen als den Löwen an seinen Klauen, denn darin liegt ein nicht eben geringes poetisches Meisterstück verborgen.’

‘umgegangen’,¹³³ sie werden ‘verwandt’¹³⁴ und ‘ausgeführt’.¹³⁵ Das generative Prinzip übt eine größere Faszination aus als sein Erzeugnis: Beispiele, die die Anwendung der einen Regel illustrieren sollen, vernachlässigen oft eine andere, z.B. in bezug auf metrische oder syntaktische Korrektheit. Ihre Auswahl wird nicht daraufhin orientiert, die ‘Schönheit und Herrlichkeit’ der Wörter zu zeigen, sondern auf den Nachweis, daß die jeweilige Regel funktioniert. In der Beliebigkeit der Produktion zeigt sich das Vertrauen der *Manuductio* in den Überfluß, den ihr Sprache und Regelapparat als Potentiale garantieren. Wie ‘Grenzsteine’¹³⁶ grenzen die Gesetze der Verskunst die Mehrdeutigkeit der Signifikanten auf die formale Eindeutigkeit ein. Zugelassen wird indes, die Vielfalt der Möglichkeiten, die Variablen erfunderisch zu füllen. Dies meint die *Manuductio*, wenn sie von der ‘Dichtung ohne Worte’ spricht.

Diese kombinierende Taktik, die einen Thesaurus mittels bestimmter Verknüpfungsregeln aktualisiert, läßt sich mit dem Ethnologen Claude Lévi-Strauss auch als *bricolage* (Bastelei) bezeichnen. Als zugleich technischer und intellektueller (auf Manufaktur und Denken bezogener) Terminus eignet er sich hervorragend, die Funktionen der textuellen Poiesis zu präzisieren. Denn was auf die Bastelei zutrifft, gilt auch für die frühneuzeitliche Textgenese. Ihre Mittel sind begrenzt und heterogen, sie sammelt und hortet Material und kombiniert es nach ökonomischen Gesichtspunkten.

Der Bastler ist in der Lage, eine große Anzahl verschiedenartigster Arbeiten auszuführen; doch im Unterschied zum Ingenieur macht er seine Arbeiten nicht davon abhängig, ob ihm die Rohstoffe oder Werkzeuge erreichbar sind, die je nach Projekt geplant und beschafft werden müßten: die Welt seiner Mittel ist begrenzt, und die Regel seines Spiels besteht immer darin, jederzeit mit dem, was ihm zur Hand ist, auszukommen, d.h. mit einer stets begrenzten Auswahl an Werkzeugen und Materialien, die überdies noch heterogen sind, weil ihre Zusammensetzung in keinem Zusammenhang zu dem augenblicklichen Projekt steht, wie überhaupt zu keinem besonderen Projekt, sondern das zufällige Ergebnis aller sich bietenden Gelegenheiten ist, den Vorrat zu erneuern oder zu bereichern oder ihn mit den Überbleibseln von früheren Konstruktionen oder Destruktionen zu versorgen.¹³⁷

In diesem Sinne beschreibt die *Manuductio* den frühneuzeitlichen Text als *Bricoleur*, als Bastler und Praktiker. Und gerade in der Beliebigkeit ihrer poetischen Produkte zeigt sich das Vertrauen der *Manuductio* in den Überfluß, den ihr die Sprache und der Regelapparat als Potentiale garantieren. Wie ‘Grenzsteine’¹³⁸ grenzen die Gesetze der Verskunst die Mehrdeutigkeit der Signifikanten auf die

¹³³ Vgl. Arvidi. *Manuductio*. 21.

¹³⁴ Vgl. Arvidi. *Manuductio*. 24.

¹³⁵ Vgl. Arvidi. *Manuductio*. 31.

¹³⁶ Vgl. Arvidi. *Manuductio*. 138.

¹³⁷ Lévi-Strauss, Claude. *Das wilde Denken*. 9. Aufl. Üs. Hans Naumann. stw 14. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1994. 30. Franz.: *La pensée sauvage*. Paris: Plon, 1962.

¹³⁸ Arvidi. *Manuductio*. 210.

formale Eindeutigkeit ein. Zugelassen wird indes die Vielfalt der Möglichkeiten, die Variablen erfängerisch zu füllen. Dies meint die *Manuductio*, wenn sie wie eingangs erwähnt von der ‘Dichtung ohne Worte’ spricht.

In ihrer poietischen Konzeption entwickelt Arvidis Schrift demnach, wie Gunter Gebauer und Christoph Wulf skizzieren, eine Antwort auf die ökonomischen Zwänge und den sozialen Druck des Systems, das seine Weltsicht v.a. durch die Normierung der Produktion von symbolischem Kapital (von Darstellungen) kodifiziert, indem es sich etwa bemüht, durch die Imitatio „bestimmte Stilrichtungen zu unterdrücken“ und sein Bildungsideal zu konsolidieren.¹³⁹ Sollen also in der Frühenzzeit gerade durch die ‘Mittel der Rhetorik das Auseinanderdriften von Sachen und ihren Bezeichnungen verhindert’ und auf diese Weise die ‘Zeichen der Macht – die manifeste Repräsentation – mit gesteigerter Wirkung’ versehen werden,¹⁴⁰ so zeigt die kombinatorische Kontingenz in der *Manuductio* doch tatsächlich, wie lose und zufällig diese Verknüpfung ist. Genau dadurch, daß dem Textproduzenten als „Statthalter der symbolischen Macht“ die ‘Erzeugung von mimetischen Welten’ übertragen ist, erhält in Wahrheit die Darstellung selbst absolute Souveränität, denn sie ist in der Lage, „aus dem Tun des Königs Handlungen“ zu machen, ihn als „Produzenten“ und nicht Subjekt „von geschichtlicher Zeit“ zu repräsentieren¹⁴¹ – oder auch nicht. Den Zugang zur symbolischen Macht schließlich bahnt das Verfahren der Imitatio, das zwar immer noch im Ruf der Unoriginalität steht, das jedoch zu Recht als Repräsentation bezeichnet werden kann, wenn man – wie es Arvidi und Fornelius tun – seine wichtigste Eigenschaft in der produktiven Aktualisierung differentieller Potentiale ansiedelt.

¹³⁹ Gebauer, Gunter, und Christoph Wulf. *Mimesis. Kultur – Kunst – Gesellschaft*. Rowohlt Enzyklopädie. Reinbek b. Hamburg: Rowohlt, 1992. 30.

¹⁴⁰ Vgl. Gebauer und Wulf. *Mimesis*. 191.

¹⁴¹ Gebauer und Wulf. *Mimesis*. 168, 169, 170.

Geschichte wird geboren: Johannes Sleidanus

1610 erscheint die Übersetzung der *Commentarii de statu religionis et rei publicae Carlo V Cæsare* des deutsch-französischen Diplomaten und Historiographen Johannes Sleidanus. Übersetzer ist Ericus Schroderus (ca. 1575-1647), Bruder des Staatsmannes und Universitätsgelehrten Johan Skytte und einflußreicher Stockholmer Buchdrucker, Zensor, Schulrektor und späterer *translator regii*. Die Übersetzung trägt folgenden Titel:

Een kort och ganska nyttigh | *Historia* | Om the Fyre högste och förnemligeste Regementer vthi | werldenne, hwilke elliest kallas *Monarchier*, | nembligen thet Babylo-niske, Persiske, Grekiske och Ro-l merske, alt ifrån Syndfloden intil Keyser Carl then Fem-l tes tidh, fordom vthaf then dråpelige Historiescri-l benten *Iohanne Sleidano* | vppå Latin medh störste fljft til-l sammansatt. | Såsom och een *Continuation* | alt ifrån Keyser Carl, in til nu regerande Ro-l merske Keyseres Rudolphi then II. tijdh, vth-l dragen vthur then höglärde Mat-l thæi Dresseri Isago-l ge *Historica*. | Och nu nyli-gen på Swen-l sko vthsatt | af | *Erico Schrodero* | Nycopensi. | Stockholm: | *Anno Christi* | M. DC. X.¹⁴²

Diesem Text geht es, wie man dem Programm des Titelblatts entnehmen kann, um nicht weniger als um die Darstellung der gesamten Weltgeschichte. Dazu stehen aber kaum 300 Seiten zur Verfügung. Das nicht zu übersehende Paßproblem zwischen Gegenstand und Darstellung muß bei der Konzeption und Abfassung des Textes zu einer sehr knappen Spielregel geführt haben: *Ordnung schaffen!* Der Umstand, daß zum Zweck der Materialreduktion dabei Differenzen synthetisiert oder ausgeschieden werden müssen, schafft eine unmittelbare Verbindung zwischen diesem historiographischen Text und der frühneuzeitlichen Darstellungsproblematik, die sich im Feld der Sprach- und Texttheorie speziell verdichtet – der letzte Text meines Korpus etwa, Jesper Swedbergs *Schibboleth*, formuliert immer wieder seine Absicht, die Wirrnis (*willerwallo*) der Sprache in Ordnung (*i skick*) zu bringen.

So nimmt auch gleich der erste Satz des ersten Buches der *Historia* diese Aufgabe in Angriff; dort heißt es nämlich: „Fürän iag begynner [...], wil iag tilförenne korteligen förtälia, at vthi åhrsräkningen ifrån werldennes begynnelse är en stoor åtskildnat.“¹⁴³ Nicht nur ist das Feld der Darstellungsgegenstände weit bis zur Unüberschaubarkeit: allein schon seine zeitlichen Ausdehnungen und Grenzen zu

¹⁴² ‘Eine kurze und sehr nützliche Geschichte der vier höchsten Regemente in der Welt, die sonst Monarchien genannt werden, nämlich des babylonischen, persischen, griechischen und römischen, von der Sintflut bis zur Zeit Kaiser Carls des Fünften, ehedem vom sachkundigen Geschichtsschreiber Johannes Sleidanus auf lateinisch mit größtem Fleiß zusammengestellt. Sowie auch eine Kontinuation von Kaiser Carl bis zum jetzt regierenden römischen Kaiser Rudolf II., der isagogischen Geschichte des hochgelehrten Matthäus Dresserus entnommen. Und gerade erst auf schwedisch übersetzt von Ericus Schroderus Nycopensis. Stockholm: Anno Christi 1610.’

¹⁴³ Sleidanus. *Historia*. 1. ‘Bevor ich beginne [...], möchte ich kurz berichten, daß es bei der Berechnung der Jahre seit dem Weltanfang große Unterschiede gibt.’

bestimmen, stellt eine Schwierigkeit dar. Keineswegs nämlich herrscht Einigkeit über die anzuwendende Zeitrechnung; dreizehn heterogene, in einer Tabelle aufgelistete Meinungen zu diesem Thema prüft die *Historia*¹⁴⁴ und schließt sich dann nicht den griechischen und (neu)lateinischen Gelehrten, sondern der jüdischen Jahreszählung an.

Dieser Zeitrechnung zufolge existierte die Welt bereits 3760 Jahre, als Jesus von Nazareth geboren wurde. Die Sintflut, Ausgangspunkt der *Historia*, wird im Jahr 1656 lokalisiert, so daß – je nach dem, ob man den Ausgangstext oder die Übersetzung der *Historia* als oberes Zeitlimit ansetzt – die Darstellung einen Zeitraum von 3600 bis 3700 Jahren historiographisch erfassen muß. Nun hat aber der Text für diese seine Entscheidung kein besseres Argument, als daß die meisten zeitgenössischen Gelehrten die gleiche Zählung verwenden, und daß die ‘Gegebenheiten’ – *lägenheeten* – es zufälligerweise gestatten:

Doch likwäl efter störste parten vtaf the lärde i wår tijdh efterfölia härvtinnan the Hebreers räkning, will och iag, efter lägenheeten het medgifwer, theres footspor efterfölia.¹⁴⁵

Schon mit der Festlegung des Zeitrahmens der Weltgeschichte befindet sich die *Historia* also mitten in der kontingenzpoetologischen Reflexion. Deutlich formuliert der Text hier seine Auffassung, daß Zeit selbst keine abstrakte Wesenheit, sondern eine geschichtliche, in hohem Maße von ihren Kontexten abhängige Größe ist, eine Übereinkunft und Gewohnheit, basierend auf einem Mehrheitsbeschuß. Sie, die nicht anders als in unterschiedlichen Vokabularien und Darstellungen – z.B. als Stern-, Kalender-, Uhrzeit – greifbar ist, verweist in ihrer Mittelbarkeit auch auf die Konventionalität der Vorstellungen über die Geschichte selbst; darauf, daß eine Organisation der gelebten und historischen Zeit als Abfolge von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft eine menschheitsgeschichtlich späte und mit der jüdisch-christlichen Kultur sich durchsetzende Darstellungsform ist.¹⁴⁶ Deshalb kann die

¹⁴⁴ Vgl. Sleidanus. *Historia*. 2.

¹⁴⁵ Sleidanus. *Historia*. 1. ‘Doch da nun einmal der größte Teil der Gelehrten unserer Zeit darin der Zeitrechnung der Hebräer nachfolgt, will auch ich, da die Situation es zuläßt, ihren Fußspuren nachfolgen.’

¹⁴⁶ Vgl. die kulturvergleichende Untersuchung zur Entstehung der Geschichte bei Withrow. *Time in history*. 25, 29, 33, 36, 44, 51-3, 56-7. – Withrow legt hier dar, daß schon das antike Ägypten über einen intelligenten, am Flutzyklus des Nils und später (2773 v. Chr.) am astronomischen Jahr orientierten Kalender verfügt, die Zeit aber nicht linear zählt, sondern mit jedem Pharaoh eine neue Zeitrechnung beginnt. In Babylonien herrscht um das Jahr 2000 v. Chr. ebenfalls nur ein ‘rudimentäres Interesse an der Geschichte der sozialen Ordnung’, die Vergangenheit wird lose als Sequenz von acht Königen, die 241000 Jahre regierten und dann von einer Flut ausgelöscht wurden, strukturiert. Erst in Persien wird zwischen dem sechsten und vierten vorchristlichen Jahrhundert unter zoroastrischer Ägide die horoskopische Astrologie und eine teleologische Zeitvorstellung entwickelt, die sich von der jüdisch-christlichen insofern unterscheidet, als die Zeit selbst als Weltschöpferin verstanden und in eine unendliche und eine endliche Dimension, die mit der Herrschaft Ohrmazds beginnt und endet, differenziert wird. In Griechenland wird Mycenaes Geschichte, dessen Bronzezeitkultur bei der Invasion dorischer Griechen bis 800 verloren geht und nurmehr in der oralen Volkstradition existiert, in mythischen Vorstellungen

Zeit in der *Historia* auch nicht wie in anderen Texten meines Korpus als Autorisierungsinstrument für das eigene Sprechen herhalten. Die besonders in der an anti-quarische Wissensorganisation gewöhnten Frühneuzeit geltende Gleichung – *Was alt ist, ist wahr/originär* – wird von der *Historia* gleich am Anfang diskreditiert, und damit ist klar, daß sie andere Darstellungsstrategien wird aufbieten müssen, um sich zu autorisieren.

Daß der Text sich überhaupt autorisieren muß, ist allerdings ein sozusagen hausgemachtes Problem. Sleidanus läßt, wie bereits erwähnt, seine bzw. *die Geschichte* mit der Sintflut beginnen und spart die vornoachidische Zeit aus; diesen ersten ordenden Zugriff auf sein Material begründet er damit, daß diese im doppelten Sinne vorgeschiedliche Zeit in der Heiligen Schrift bereits erschöpfend dargestellt worden sei. Er verwendet folglich die Praktik des Appendix, die ich im ersten Kapitel schon kurz vorgestellt habe, indem er den Text der Bibel mit seinem eigenen Text ‘verlinkt’, um u.a. Seiten zu sparen:

Och vppå thet iag måtte komma til mitt föresatte arbete [...], tilbake sättaandes thet sigh vthi then första werldenes ålder hafwer tildragit, ey heller nogot rörandes om Syndflodhen, althenstund theta altsammans är författat vthi then Helige skrift, och intet klarligare eller bättre ther om beskrifwas kan, så wil iag förthenskull först och fremst begynna ifrån then tijden, på hwilken menniskio könet, som på någre fåå närmwardt vthrotat [...], begynte förökas igen.¹⁴⁷

Indem aber Sleidanus mit der Bibel die im Feld der Schrift nach christlichem Verständnis höchste Autorität in seinen Text einföhrt, setzt er sich unter einen kaum zu überbietenden Legitimationsdruck. Denn die Zäsur, die sein Text in der Geschichte – vor und nach der Sintflut – konstruiert, und die zugleich die Zäsur ist, die in der *Historia* das Darstellungswürdige vom Überflüssigen trennt, ist (wie die dem Text unterlegte Zeitrechnung selbst) eine Markierung, die sich wieder allein über Texte, genauer gesagt, an den Grenzen zwischen Darstellungen und Darstellungsordnungen bildet. Die zu repräsentierende Wirklichkeit zerfällt, so liest man im obigen Zitat, in

vom goldenen Zeitalter der Götter und Heroen repräsentiert. Auch bei Herodot, der über keine Dokumente, die älter als 200 Jahre gewesen wären, verfügt, herrschen legendarische Konzeptionen vor, die Zeit als Lebenszeit und differentielles Merkmal zwischen Mensch und Göttern beschreiben. Erst allmählich wird ein zyklisches Zeitkonzept vom linearen abgelöst, indem von der generelleren Untersuchung der Welt zur Untersuchung vergangener Ereignisse übergegangen wird. Im gleichen Zeitraum wird in Israel Geschichte als linear imaginiert. Sofern der Kosmos im jüdischen Glauben als Schöpfung Gottes verstanden wird, die in der Geschichte geschieht, gilt im Gegensatz zur griechischen Auffassung die Natur – bspw. die Gestirne – nicht als göttlich, sondern als erschaffen. Diesen Zeitbegriff erbt schließlich das Christentum: der Tod Jesu wird als nicht-wiederholbares Ereignis, seine Funktion als Beendigung der weltlichen Ordnung in der Auferstehung verstanden.

¹⁴⁷ Sleidanus. *Historia*. 2. ‘Und auf daß ich zu der Arbeit, die ich mir vorgenommen habe, zu kommen vermag, wobei ich das zurücksetze, was sich im ersten Weltzeitalter zugetragen hat, und auch nichts von der Sintflut berühre, da all dies in der Heiligen Schrift verfaßt ist und es nicht klarer und besser beschrieben werden kann, werde ich zuerst und zuförderst bei der Zeit anfangen, in der das Menschengeschlecht, bis auf einige wenige fast ausgerottet [...], sich wieder zu vermehren begann.’

einen ersten Teil, der *bereits* autoritativ dargestellt ist, und in einen zweiten Teil, der *noch* autoritativ dargestellt werden muß. Und da für die Richtigkeit des ersten Teils der Weltgeschichte das Alte Testament mit seiner originären Autorität bürgt, ist es letztlich das Wort Gottes selbst, an dem sich die *Historia* mit ihrer Darstellung des zweiten Teils der Weltgeschichte – nach der Sintflut – messen muß. Über die Selbstbegründung und die damit verbundene Selbsteinschätzung des Textes hinaus wird so auch in der *Historia* ein poietisches Konzept entworfen, das das Maß für Texte an der Heiligen Schrift nimmt und vom Glauben beseelt ist, daß es die eine wahre, erschöpfende, originäre Darstellung gibt, durch welche die möglichen Wirklichkeiten, die bis dahin nur in fehlerhaften, unvollständigen – kontingenzen – Darstellungen existierten, ersetzt würden und nach der alle weiteren Texte gleichen Themas sich erübrigen würden (man vergleiche Arvidis ökonomische Vorstellung von nötigen und unnötigen Texten).

Mit diesen Sätzen begibt sich die *Historia* also an die Arbeit, ohne reelle Aussicht, in bezug auf die Zeit nach der Sintflut je das zu erreichen, was der Text der Schrift für die Zeit vor der Sintflut geleistet hat. Sie beginnt, die heterogenen Wirklichkeiten zu befragen und sich selbst als die eine, die wahre Darstellung zu konstruieren: es gilt alles oder nichts. Tricks sind dabei freilich unumgänglich, und einer der wichtigsten besteht auch hier in den diversen Techniken der *Imitatio*. Durch sie wird die Heilige Schrift anfechtbar gemacht und ihr stillschweigend der anfangs zugeschriebene Status als oberste Textautorität wieder entzogen, so daß sie schließlich nur noch eine der vielen Stimmen ist, welche die *Historia* als Quellenautoritäten zu Rate zieht (darunter Berosus, Cyaxares, Platon, Herodot, Cicero, Thucidides, Cato, Plutarch, Tacitus etc.). So, wie das hausgemachte poietische Problem, vollständig und erschöpfend darstellen zu müssen, in der Textpraxis kaum merklich überwunden wird, stellen und lösen sich im Verlauf der *Historia* noch eine ganze Reihe weiterer Darstellungsschwierigkeiten. Auf diese Weise wird, wie nun gezeigt werden soll, die *Historia*/die Geschichte aus und als Praxis konstruiert.

Inhaltsübersicht

Das erste Buch der *Historia* mit 61 Seiten Umfang umfaßt den gesamten Zeitraum von Sintflut und Turmbau zu Babel bis zum Tode Cäsars; der Text setzt folglich mit der geschichtlichen Zeit nach heutigen Kriterien ein. Die wesentlichen Darstellungsschritte sind der Werdegang des babylonischen Königreichs von der Herrschaft Nimrods bis zu seinem Höhepunkt zur Zeit Nebukadnezars, die griechische Polis und die Diadochenreiche, die Gründung des persischen Weltreiches, die Perserkriege und der Peloponesische Krieg, die Heereszüge Alexanders, die Etablierung Roms als vierte Weltmacht, der innere und äußere Unfrieden (Bürgerkriege, karthagische Kriege) bis zum Jahre 44 v. Chr. Der Untergang des römischen Imperiums, besiegelt durch die Verlagerung des Kaisersitzes nach Konstantinopel, beansprucht die Gesamtheit der 66 Seiten des zweiten Buches.

Im dritten, 77 Seiten umfassenden, Buch wird von der Entstehung und Entwicklung des karolingischen Reiches und der katholischen Kirche berichtet (Reform- und Gegenpapsttum). Die *Historia* bricht 1510 ab, sieben Jahre vor der Publikation der reformatorischen Thesen zu Wittenberg. Der letzte, dem Sleidanus-Text angehängte und mit 81 Seiten sogar ausführlichste Teil der Schrift, den der Übersetzer Schroderus der *Historia Lutheri* (Leipzig 1598) des Reformators Matthaeus Dresser entnimmt, setzt eben an jenem Punkt der beginnenden Glaubensspaltung, nämlich 1519, ein. Er gliedert sich in die Regierungszeiten der deutsch-römischen Kaiser Karl V., Ferdinand, Maximilian II. und Rudolf II. und hört im Jahr 1590 auf. Schließlich umrahmen zwei weitere Ergänzungen des Übersetzers Schroderus den Text: ein Register¹⁴⁸ und eine Vorrede.¹⁴⁹

Wo Vollständigkeit nicht Ziel der Darstellung sein kann, muß ein strategisches Selektionsverfahren (vgl. die wirtschaftliche Kreativitätstheorie im ersten Kapitel: Zuordnung knapper Mittel auf bestimmte Zwecke) wirksam sein, durch das wichtige von nichtigen Ereignissen geschieden werden können; die *Repräsentativität* des Dargestellten hat, wie man auch sagen könnte, die Darstellung zu regulieren. Um nun das Repräsentative aus der Materialmenge auszulösen, führt der Text zwei zentrale Darstellungstrategien ein, durch die er seinen Gegenstand konstruiert einerseits als *Imperialgeschichte*, andererseits als *Nationalgeschichte*.

Als *Imperialgeschichte* beschränkt sich die *Historia* auf die Darstellung von Entstehung, Ausdehnung und Kollaps öffentlicher Macht und gibt Bericht von den vier großen Weltreichen: dem babylonischen, griechischen, persischen und römisch-deutschen Imperium.

Ähr förthenskul thenna then fierde och yterste Monarchien, ther man moste antekna och gifwa tilkenna huruledes then Stadhen, som vtaf heerdar ähr aldraförst begynt, ähr vtaf en ganska ringa root och begynnelse småningom tilväxt, och mächtigh worden, och på sidstone bekommit öfwerhanden vtöfwer hela Werldenna. Nu wil iagh framdeles, så mykit lägenheten tilsägher korteligen förtalia, huruledes hon vtaf sin stoora herligheet, Macht och Wälde ähr dagh från dagh worden förminskat och på kneken kommin.¹⁵⁰

Zur *Nationalgeschichte* macht der Text seinen Gegenstand dadurch, daß er in seinen drei Büchern die vier Weltreiche keineswegs mit gleicher Ausführlichkeit behandelt. Man kann kaum von einer Gleichberechtigung der Ereignisse sprechen, denn bereits

¹⁴⁸ Vgl. Sleidanus. *Historia*. 279-91.

¹⁴⁹ Vgl. Sleidanus. *Historia*. ii^r-[iv^v].

¹⁵⁰ Sleidanus. *Historia*. 61. ‘Ist deshalb von jener vierten und letzten Monarchie mitzuteilen, daß die Stadt, die zuerst von Hirten gegründet wurde, aus sehr kleiner Wurzel und geringem Ursprung allmählich gewachsen und mächtig geworden ist und zum Schluß die Überhand über die ganze Welt gewonnen hat. Nun will ich, soweit die Möglichkeit sich bietet, vor allem kurz berichten, wie sie aus ihrer großen Herrlichkeit, Macht und Gewalt heraus von Tag zu Tag verringert worden und auf den Hund gekommen ist.’

auf Seite 25 des ersten Buches verzeichnet der Text das Jahr 3212 nach Beginn der Welt und ist damit beim vierten, dem römischen, Imperium angelangt, dessen Niedergang mehr als eineinhalb Bücher in Beschlag nimmt, und dessen deutschem Nachleben auch das dritte Buch gewidmet ist (denn Karl dem Großen ist ‘die Monarchie im Okzident zugefallen’¹⁵¹). Das Vorgehen mag sich erklären aus dem Mangel an Informationen über die noachidische Zeit – die *Historia* beklagt dies selbst¹⁵² –, doch immerhin lassen sich andere Texte der Frühneuzeit ja gerade durch die Magerkeit der Quellen zu Deutungen reizen. Außerdem ist damit die pauschale Abwertung der Geschichten Persiens und Griechenlands noch nicht begründet. Diese erklärt sich viel eher daraus, daß Sleidanus am stärksten interessiert ist an der Korrelierung der Leistungen seiner *Nation* mit einem repräsentativen historischen Prättext, den das römische und das karolingische Imperium geschrieben haben.

Allerdings könnte eine Inhaltsangabe der *Historia* auch weniger reduktionistisch ausfallen als eben geschehen. So ist z.B. festzuhalten, daß zahlreiche Ereignisse und Strukturen, die heute den Geschichtsbüchern der westlichen Welt als Ordnungskriterien dienen, auch in diesem frühneuzeitlichen Text durchaus registriert werden; im zweiten Buch etwa die verschiedenen Organisationsformen staatlicher Macht in Rom (Triumvirat, Prinzipat),¹⁵³ die Zeit der Völkerwanderung, die Hunnenzüge, die Germanen-, Slawen- und Sassanidenkriege,¹⁵⁴ die Institutionalisierung und Konsolidierung christlicher Lehre (Konstantin, Konzil von Nicäa),¹⁵⁵ die Stiftung des Islams.¹⁵⁶ Der Text ist sogar in vieler Hinsicht überaus ausführlich, denn kein römischer Kaiser oder Feldherr, keine kriegerische Auseinandersetzung wird ausgelassen. Dies ist einer Darstellungsökonomie geschuldet, die mehr als die Hälfte des zu Verfügung stehenden Platzes für derartige Schilderungen reserviert.

Entgegen der Entscheidung des Textes bezüglich der Makrostruktur der Darstellung – nämlich durch gezielte Selektion das Darstellungspensum zu erfüllen –, wird auf der Mikroebene die Vollständigkeit als Darstellungsziel wieder in den Text eingeführt. Ein Problem, das der Text von Anfang an reflektiert, wird mit einer bestimmten Strategie in Angriff genommen, aber offensichtlich nicht bewältigt. Die Darstellungstaktik unterläuft stattdessen selbst ihre Vorgaben: heißt die Strategie Selektion, so heißt die Taktik Aufzählung. Ich möchte nun prüfen, ob der Text seine Autorität damit verspielt, oder ob er nicht doch aus seinen Praktiken noch Kapital zu schlagen vermag, indem er sie in Strategien überführt, die das Problem der Darstellung zu einer Lösung bringen können.

Der Versuch, den Inhalt der *Historia* mit einem modernen historischen Standardwerk etwa gleicher Textlänge¹⁵⁷ zu vergleichen, kommt zum Ergebnis, daß von

¹⁵¹ Vgl. Sleidanus. *Historia*. 129.

¹⁵² Vgl. Sleidanus. *Historia*. 7.

¹⁵³ Vgl. Sleidanus. *Historia*. 62ff.

¹⁵⁴ Vgl. Sleidanus. *Historia*. 74ff., 80, 88, 126ff.

¹⁵⁵ Vgl. Sleidanus. *Historia*. 106.

¹⁵⁶ Vgl. Sleidanus. *Historia*. 114.

¹⁵⁷ Vgl. z. B. Kinder, Hermann, und Werner Hilgemann. *Von den Anfängen bis zur Französischen*

den sog. vier Weltreichen mit großer Vollständigkeit und, mit wenigen Einschränkungen hinsichtlich der älteren Geschichte, in der heute geltenden Abfolge berichtet wird.¹⁵⁸ Eine solche übersetzende Aufarbeitung im Sinne einer genauen Transkribierung des Textgehaltes in aktuelle Kategorien und Termini wäre selbstverständlich irreführend, da sie sich auf nachgetragenes Wissen gründen würde. Das, was für eine heutige Lektüre Weltgeschichte ist, existiert in der *Historia* nicht und macht sich an Begriffen fest, die der Text nicht als prägnante Punkte der Geschichte – wie den ‘Punischen Krieg’ oder das ‘Reformpapsttum’ – in der Darstellung schafft, da er von ihrer Bedeutung noch nichts weiß.

Solche erst für die moderne Geschichtsschreibung bedeutsamen Ereignisse und Strukturen werden in der *Historia* allerdings trotzdem dargestellt: auf eine neben geordnete, aufgezählte Weise, welche die heutige Leserschaft dazu zwingt, zum Zweck einer Bestandesaufnahme den Text wiederholt und gezielt nach vertrauten Momenten und Wiedererkennungseffekten durchzugehen. Die *Historia* produziert insofern poietische Lektüren, die selbst wieder Geschichte(n) produzieren, sie wirkt vergleichbar dem ‘Geschichtengenerator’ im historischen Roman, der, so Gerhard Kebbel, aus der mimetischen Differenz zwischen fiktivem Haupttext als geschichtsschreibendem Diskurs und dem faktischen Anmerkungsapparat als geschichtserzählendem Diskurs die Herstellung immer neuer ‘Parallelerzählungen’ provoziert.

So zeigt sich aber, daß die syntagmatische Ebene das in die Fiktion kleidet, was die paradigmatische Ebene im unmittelbaren Entstehungsprozeß präsentiert: Das Spiel der Übersetzung von Erzählungen in neue Erzählungen. Im Zusammenwirken von syntagmatischer und paradigmatischer Ebene wird der historische Roman Scottscher Prägung zum Geschichtengenerator, der den Leser, der sich seiner Mechanismen bedient, unweigerlich zum Autor macht: Er kann nicht umhin, den Übersetzungsprozeß [...] selbst auszuführen.¹⁵⁹

Trifft eine historisch informierte Lektüre der heutigen Zeit auf eine unwissende Darstellung, wie es die *Historia* zu sein scheint, so führt allein die Lektüreannahme, daß trotz aller faktischen und darstellungstechnischen Unterschiede beides, die *Historia* und ihre heutige Lektüre, „dasselbe Signifikat [...] besitzen“,¹⁶⁰ zur Übersetzung der frühneuzeitlichen Darstellung in die Kategorien der modernen Geschichtsschreibung. Daß dem älteren Text dabei unterstellt wird, er sei weniger wahrheitsgetreu (=originär) als die heutige Lektüre, ist evident; sonst nämlich wäre der Text der Lektüre überflüssig. Und dies wiederum bedeutet, daß die heutige, d.h.

¹⁵⁸ Revolution. 4. Aufl. München: dtv, 1996. Bd. 1 von *dtv-Atlas zur Weltgeschichte: Karten und chronologischer Abriß*. 2 Bde.

¹⁵⁹ Einige Ausnahmen: die Ereignisse, auf die die Sintflut-Berichte in Gilgamesch und Altem Testament zurückgehen, sind bereits um 3000 v. Chr. anzusiedeln; der Turm Etemenanki wird nicht unter Nimrod, sondern Nebukadnezar II. (604-562 v. Chr.) gebaut, nicht Kyros II, sondern Dareios (559-486 v. Chr.) gilt als Gründer des persischen Weltreichs.

¹⁶⁰ Kebbel, Gerhard. *Geschichtengeneratoren. Lektüren zur Poetik des historischen Romans*. Communicatio 2. Tübingen: Niemeyer, 1992. 171.

¹⁶⁰ Kebbel. *Geschichtengeneratoren*. 170.

meine, Lektüre beide poietischen Bewegungen ihres Gegenstandes nachvollzieht: die Produktion einer spezifischen Darstellung wie auch deren Autorisierungsversuche, die darin bestehen, daß sie sich selbst als die eine, erschöpfende Darstellung zu konzipieren bemüht. Diesen Befund aber lassen wiederum allein die poietischen Verfahren der Textvorgabe, die der *Historia* selbst, zu, welche das Form- und Vollzugspotential für die möglichen – kontingenzen – heutigen Lektüren erst bereitstellen. Das heißt (wiederum bezogen auf den historischen Roman):

Die Abweichung der Fiktion von der ‘historischen Wahrheit’, die über die Anmerkungen aufgerufen wird, erklärt sich so aber aus dem Versuch der Optimierung des Elements, das die Funktion des Generators sicherstellen soll: der Struktur der Erzählung. Denn es ist ja dieser Diskurs, der dem Leser in Form der Rolle des Autors eine Identität vorgibt. Indem der Leser [...] die Abweichung durch die Annahme des Rollenangebots des *reader of romances* akzeptiert, überläßt er sich dem Mechanismus des Geschichtengenerators.¹⁶¹

Betrachtet man nun das spezielle Lektürepotential der *Historia*, dann stellt sich die Oberfläche des Textes vor allem anderen als unübersichtlich dar: sie indiziert keine Hierarchie des Berichteten, es gibt kaum umfangmäßige Gewichtungen und keine (typographischen, satztechnischen) Hervorhebungen, bis auf die Einteilung in Bücher keine Gliederung und, obwohl Randeinträge vorhanden sind, keine konsequente Verslagwortung von Ereignissen in den Marginalen. Schließlich wird auch in der Komposition einzelner Abschnitte kein qualitativer Unterschied gemacht zwischen Geschehen von kirchen- oder kulturgeschichtlichem Interesse, Genealogien und Dekreten, die nur das römische Herrscherhaus und seine Politik, und Territorialkonflikten, die gleich ganze Teile Europas betreffen. Dies zeigt beispielhaft die folgende Passage aus dem zweiten Buch der *Historia*:

Tå Arcadius war afsomnat, trädde hans son Theodosius then andre vthi Regementet. Vthi hans tijdh, blef efter hans befalning hållit itt möte vthi Epheso, ther Nestorius blef fördömd, som nekade at Christus war födder sanner Gudh af Jungfrw Maria. På samma tijdh afsomnade Augustinus. På then andra sidhan bewijste sigh Stilico, Honorij förmydare, jemwäl såsom Ruffinus, förrädeligen. Och althenstund han hade inrymt Götherna theras wåning och säte vthi Franckrike, öfwertalte han them, at the medh sin Konung Alrick vpryckte in vthi Italien, och togo Room in, hwilket skedde efter Stadzens begynnelse på thet 1162. och efter Christi födelse på thet 412. åhret. Sedan Götherna hade några fåå dagar födrögt vthi Room, och wore nw komne til Rheygium, och satte sigh sedan vthöfwer til Sicilien, ledo the skepbrota, och slogan sin Konung ihiäl.¹⁶²

¹⁶¹ Kebbel. *Geschichtengeneratoren*. 170-1.

¹⁶² Sleidanus. *Historia*. 95. ‘Als Arcadius entschlafen war, trat sein Sohn Theodosius der Zweite die Herrschaft an. In seiner Zeit wurde auf seinen Befehl hin eine Zusammenkunft in Ephesus abgehalten, an der Nestorius verurteilt wurde, der leugnete, daß Christus von der Jungfrau Maria als wahrer Gott geboren worden war. Zur selben Zeit entschlief Augustinus. Auf der anderen Seite erwiesen sich Stilichus, der Vormund des Honorius, und mit ihm Ruffinus, als Verräter. Und da er den Goten Wohnstatt und Sitz in Frankreich gelassen hatte, überredete er sie, daß sie mit ihrem König Alarich nach Italien vorrückten und Rom einnahmen, was im 1162. Jahr nach

Um den Auswirkungen der auf Vollständigkeit hinarbeitenden, enumerativen und damit den Rahmen sprengenden Darstellung entgegenzusteuern, entwickelt der Text zwei weitere Darstellungspraktiken. Da die *Reihung* auf eine bedeutungsmäßige Egalisierung hinwirkt, geht es der *Historia* zunächst darum, die Signifikation mittels repräsentativer *Selektion* wieder zu stärken. Konkret bedeutet dies, daß Sleidanus seinem Narrativ von der imperialen Weltgeschichte durch die regelmäßige Abfolge von Aufstieg und Fall der Herrscher und Dynastien einen Leitrhythmus gibt. Dadurch wird die Strategie der Imperialgeschichte, die die Weltgeschichte als qualitative Progression (hin zu immer besseren Herrschern und Regierungsformen) darzustellen versucht, als das Rückgrat der Darstellung stabilisiert. Ausführlichere Behandlung erfahren deshalb solche Herrscher, deren Persönlichkeit die positive oder negative Entwicklung im Reich mitvollzieht, wobei persönliche Qualitäten und Leistungen (oder deren Fehlen) direkt an das Schicksal des jeweiligen Imperiums geknüpft sind. Beispielhaft dafür ist die Schilderung des Kaisers Gallienus,¹⁶³ dessen Pflichtvergessenheit den Zusammenbruch des ganzen Imperiums zu provozieren droht:

Han slogh sigh aldeles til wällust, intet wårdandes sigh om Regementet, så at Krijgzfolcket som lågh här och ther vthi Landskapen bådhe vthi Franckrijet, Hispanien, Vngern, Slawonien, Egypten, Africa, och annorstädes, vtwalde sigh nya Keysare [...]. Vthi hans Regementz tijdh togo Götharna Thracien in, sköflade Macedonien, bestallade Thessalonicam, Schytarna föllo in vthi Bithynien, Cappadocien och Asien, satte sigh vtöfwer the Euriniska hafwet til Istrum, giorde the Romerske Städher stort öfwerwold.¹⁶⁴

Das die implizite Folie dieser Passage bildende altrömische Gleichnis vom Staatskörper mit dem über die Verfassung der Organe bestimmenden Magen wird hier – im Sinne der schöpferischen *Imitatio* – zugleich beliehen und neu nuanciert: der gestalt, daß jede zerfallende Ader im weitverästelten, vom Machtkern her unversorgten Kreislauf einzeln benannt werden kann: das Besondere tritt vor das Allgemeine. Es wird gerade nicht die vertraute, mit Übertragungsfiguren arbeitende Geschichte des Magens erzählt, der den Fuß aushungert, sondern die Geschichte der historischen Person Gallienus, der sein Privatleben dem öffentlichen Leben vorzieht und der, wie etwas weiter unten im Text zu erfahren ist, den staatlichen Informa-

Gründung der Stadt geschah und im 412. Jahr nach Christi Geburt. Danach verbrachten die Goten einige wenige Tage in Rom, und kamen dann nach Rhegium, setzten dann nach Sizilien über, erlitten Schiffbruch und erschlugen ihren König.'

¹⁶³ Sohn des Valerian, Kaiser zur Zeit der Bedrohung der Reichsgrenzen u. a. in Nordafrika und am Limes um 260 n. Chr. Im Gegensatz zum Bericht der *Historia* gilt Gallienus heute als Heeresreformer, der die Grenzen durch Rekrutierung schneller Eingreiftrupps zu schützen versuchte.

¹⁶⁴ Sleidanus. *Historia*. 77. 'Er überließ sich vollkommen der Wollust und vernachlässigte die Herrschaft, so daß Kriegsvolk, das hier und da in den Ländereien von Frankreich, Spanien, Ungarn, Slawonien, Ägypten, Afrika und andernorts lag, sich neue Kaiser wählte [...]. In der Zeit seiner Regierung nahmen die Goten Thrakien ein, annektierten Makedonien, belagerten Thessalonien, die Skyten fielen in Bithynien, Kappadokien und Asien ein, setzten über das Eurinische Meer nach Istrien, taten den römischen Städten große Gewalt an.'

tionsapparat nicht nutzt, deshalb die Reichsabwehr vernachlässigt und damit provoziert, daß die römischen Heere in Frankreich unter fremder Führung versprengt, daß wichtige östliche Außenposten des Reiches, Thrakien und Asien, vom Reichsteritorium getrennt und verwüstet werden. Das schlechte Herz des Kaisers wird in der *Historia* nicht verwandt als Bild für die Korruption des Imperiums; es ist tatsächlich das Herz des Imperiums.

Hinter diesem Darstellungsverfahren, das an der Oberfläche die Tradition rhetorischer Exempelbildung und Tugendkataloge aufnimmt, verbirgt sich demnach noch ein anderer Mechanismus, der sich als Ausschaltung von Übertragungsverhältnissen äußert und damit den Übergang zur neuzeitlichen – nach unserem Verständnis nicht-metaphorischen, faktenorientierten – Geschichtsauffassung zu markieren scheint. Bleibt man aber zunächst an der Textoberfläche der *Historia*, so läßt sich die Funktionsweise dieses Verfahrens am Umstand ablesen, daß die ausführliche Beschreibung der Person des Königs ausgerechnet in jenem Bereich zur Anwendung kommt, wo die *Historia* sonst mit Raum geizt, d.h. im Rahmen der Darstellung der antiken Geschichte. Instruktiv in diesem Zusammenhang sind die Ausführungen zu Sardanapulus, dessen Verweichlichung zum Untergang des assyrischen Imperiums führt,¹⁶⁵ und zu Alexander, mit dem die persische Herrschaft endet und die griechische beginnt.¹⁶⁶ Die Effizienz dieses Darstellungsverfahrens wird schließlich noch dadurch bestätigt, daß auch der Übersetzer des Textes, Schroderus, es in seinen Ergänzungen zum Text aufnimmt und fortführt. Er, der fast hundert Jahre später in der Geschichte steht als Sleidanus, fühlt sich aufgerufen, das, was die *Historia* postuliert, die Existenz von vier – nur vier – Weltreichen, zu bestätigen.

[S]edhan begynte then fierde och yttersta Monarchien, som nu vthi ottahundrade åhr hafwer warit vthi the Tydske Försters wåld, och skal räckia in thil thess Gudh medh sin tilkommelse warder görandes en ända på thenna werldenne.¹⁶⁷

Der apodiktische Duktus dieser Aussage – *skal räckia* ('dauern wird') – röhrt m.E. aus dem Versuch einer zweifachen Autorisierung. Denn einerseits kennt der Übersetzer den einen stichhaltigen Beweis, der die Voraussagen der *Historia* verifiziert: sieben Jahre, nachdem jene ihre Darstellung abbricht, wird von Deutschland aus der zerfallene römisch-katholische Glaube in der gleichen Weise zum deutsch-lutheranischen Bekenntnis umorganisiert wie ehedem durch Karl das römische Imperium zum deutschen Reich. Der Höhepunkt der Weltgeschichte im deutschen Imperium, den die *Historia* nur antizipieren konnte, ist damit manifest geworden als die weltgeschichtlich einmalige Vereinigung von richtigem Glauben und potenter Herrschaft, und es erstaunt nicht, daß die Darstellung der deutschen Fürsten im Appen-

¹⁶⁵ Vgl. Sleidanus. *Historia*. 7-8.

¹⁶⁶ Vgl. Sleidanus. *Historia*. 22-4.

¹⁶⁷ Sleidanus. *Historia*. iii^r. '[D]anach begann die vierte und letzte Monarchie, die nun achthundert Jahre lang in der Gewalt deutscher Fürsten war, und die solange dauern wird, bis Gott mit seiner Ankunft dieser Welt ein Ende bereitet.'

dix des Übersetzers hinter der mit großem Detailreichtum und vorzugsweise in wörtlicher Rede präsentierten Geschichte von der Glaubensspaltung zurücktreten muß.

Der zweite Autoritätsgewinn erklärt sich aus dem Status der Übersetzung der *Historia* als königlichem Auftragswerk, denn die lutheranischen Nationen, zu denen Schweden gehört, haben durch die enge Beziehung zwischen Glauben und Herrschaft nicht nur teil an der Machtstellung des letzten in der *Historia* dargestellten Imperiums, sondern können sich deshalb auch (wie das deutsche Reich) der gesamten Weltgeschichte als Referenz für die Überlegenheit der eigenen Nation bedienen. Die spezielle Eignung, die der *Historia* in ihrer Funktion als vom König in Auftrag gegebener Darstellung nationaler Größe zukommt, liegt zusammengefaßt in Folgendem: sie ist aktuell genug, um nicht sagenhaft, alt genug, um nicht parteiisch zu wirken, und schließlich unwissend genug, um der reformatorischen Wende den magischen Glanz einer erfüllten Prophezeiung zu verleihen.

Den so umrissenen historiographischen Deutungsrahmen stärkt der Text nun noch durch ein zweites, seine Strategie reartikulierendes Verfahren: die Weltgeschichte wird mit einem Interpretationsmuster unterlegt, der die in der Enumeration auseinanderstrebenden Personen, Ereignisse und Orte wieder in einer Makrostruktur zusammenbindet. Es handelt sich dabei um eine im Stil der Präfiguration angelegte Verknüpfung zwischen antiker und neuer Weltgeschichte anlässlich einer Prophezeiung aus dem Alten Bund,¹⁶⁸ deren Grundlage ein Traum des Königs Nebukadnezar bildet:

Vthi andra sitt Regementz ähr, såsom höglärde män vti vår tijdh hålla thet så före, syntes [Nebucadnezar] vti sömpnen et ganska stort Belete, thes Hofuudh war af klart Gull, thes Bröst och Armar woro af silfwer, Buken och Lenderna woro af Koppar, thes Been woro af iern, thes Fötter woro somt af iern, och somt af Leer. [...] Tå [Daniel] wardt framstält för Konungen, begynte han at tala [...], och sadhe altså: Thet stoora beletet bemercker the fyre högste Regementer j werldenne, som skole fölia efter hwart annat, och wände sit taal til Konungen säiandes: Tu Konung, hwilken Gudh af Himmelen, Rijke, macht, starckheet och ähra gifwit hafwer, och alt thet ther Menniskior boo, och Diuren på marckenne, och Föghlarna vnder Himmelen hafwer han gifwit j tina händer, och förlänt tigh macht öfwer alt thätta, tu äst thet gyldene hofuudet. Efter tigh skall et annat Konungarike vpkoma sämbre än titt. Ther efter thet tridhie Konungariket, som af Koppar ähr, hwilket öfwer all land regera skall. Thet fierde skal vara hårdt såsom iern. Ty lika som iern sönderslår och sönderkrossar all ting: så skall och thet fierde och yterste sönderkrossa och sönderslå altsamman, och sigh vnderkufwa. Ähr förthenskul thenna then första och tilförenne aldrigh hörd Prophetija om the fyra Regementer, hwilken oss igenom Propheten Danielem vtaf Gudhi ähr vppenbarat, och är wäl wärd, at man henne aldeles hafwer j minnet. Förtj hon innehåller med få ord alla tidhers Historia alt in til Werldennes enda, såsom iagh framdeles wil om tala. Men nu ähr nogh til at beskodha, thet Gudh hafwer j thenna tijdhen aldraförst vppenbarat oss Regementsens ordning och thes förandring.¹⁶⁹

¹⁶⁸ Vgl. 2 Dan, besonders die fast wörtliche Übernahme von 2 Dan 31-3, 37-40.

¹⁶⁹ Sleidanus. *Historia*. 10-2. ‘Im zweiten Jahr seiner Herrschaft, wie hochgelehrte Männer unserer

Sleidanus nutzt das Traumgleichnis nicht zuletzt dazu, seine Auffassung darüber, was Geschichte ganz allgemein konstituiert, darzulegen. Seine Konzeption ist dreigliedrig: erstens entfaltet er die historische Welt in ihrer ganzen Breite – Flora, Fauna, Mensch – als *Schöpfung* Gottes und als einem Herrscher von Gott überantwortet. Zweitens ist seines Erachtens die geschichtliche Entwicklung der Schöpfung nicht beliebig-kontingent, sondern von Gott, der ihren Anfang und ihr Ende kennt, *determiniert*. Drittens obliegt auch die korrekte Kommunizierung der Geschichte, ihre *Darstellung*, Gott, der sie in ein Bild kleidet und zu dessen Deutung einen Propheten *autorisiert*. Dieser letzte Punkt ist für mich von besonderem Interesse.

Scheint es auf den ersten Blick so, als mache sich die *Historia* mit der Aussage, Daniels Prophezeiung erzähle schon die ganze Geschichte, selbst überflüssig – ‘sie beinhaltet mit wenigen Worten die Geschichte aller Zeiten ganz bis zum Ende der Welt, worüber auch ich vornehmlich sprechen möchte’, heißt es ja –, so liegt im Gegenteil gerade an dieser Stelle das stärkste Argument für den Text. Denn das, was Gott durch Daniels Deutung als Geschichte präsentiert, ist gerade nicht Konkret-Geschichtliches, sondern nur die Rahmen- und Strukturbedingung des Möglichen, der große Bogen, der die Geschichte/Schöpfung überspannt. Geschichte ist, so definiert Sleidanus, ‘Ordnung und Veränderung’/*ordning och förändring*. Die *Historia*, die genau diesen Aspekt an der Weltgeschichte, die sie als Aufstieg und Fall vierer Imperien darstellt, herausarbeitet, erreicht sogar höchstmögliche (d.h. göttliche) Sanktionierung ihrer Darstellungsstrategien, da diese gleichsam den Plan Gottes nachvollziehen.

Damit sind die Möglichkeiten, die die strategische Instrumentalisierung der Prophezeiung als Deutungsvorgabe des Textes birgt, aber noch nicht ausgeschöpft. Gemäß Sleidanus Darstellung der Traumdeutungsszene setzt Gott zwar den Inhalt der künftigen Weltgeschichte in ein *Zeichen* um – in das ‘Bild’/*beleitet* – und zeigt

Zeit glauben, erschien [Nebukadnezar] im Traum ein recht großes Bild, dessen Haupt aus hellem Gold, dessen Brust und Arme aus Silber, dessen Bauch und Lenden aus Kupfer, dessen Beine aus Eisen und dessen Füße halb aus Eisen und halb aus Ton waren. [...] Als [Daniel] dem König nun vorgeführt wurde, fing er zu sprechen an [...], und sagte also: Das große Bild bedeutet die vier höchsten Reiche in der Welt, die nacheinander kommen sollen, und wandte seine Rede an den König, indem er sagte: Du König, dem Gott im Himmel Reich, Macht, Stärke und Ehre gegeben hat, und jeden Ort in die Hände gab, an dem die Menschen wohnen und die Tiere auf den Feldern und die Vögel unter dem Himmel, und Macht verlieh über all dieses, Du bist das goldene Haupt. Nach Dir wird ein anderes Königreich kommen, schlechter als das Deine. Danach das dritte Königsreich, das aus Kupfer ist und das über alle Lande herrschen soll. Das vierte wird hart sein wie Eisen. Denn wie das Eisen alle Dinge zerschlägt und zerbricht: so soll auch das vierte und äußerste alle zerbrechen und zerschlagen und sich unterwerfen. Ist deshalb dies die erste und zuvor niemals gehörte Prophezeiung über die vier Weltreiche, die uns durch den Propheten Daniel von Gott offenbart worden und wohl wert ist, daß man sie immer im Gedächtnis behält. Denn sie beinhaltet mit wenigen Worten die Geschichte aller Zeiten ganz bis zum Ende der Welt, worüber auch ich vornehmlich sprechen möchte. Doch reicht es aus zu betrachten, was Gott uns in jener Zeit zum ersten Mal offenbart hat, der Herrschaft Ordnung und Veränderung.’

dieses dem König im Traum; kommuniziert (im Sinne von verstanden) wird die Botschaft vom König aber erst, nachdem der Prophet Daniel das Bild in einen *Text* übersetzt hat. Der König sieht wohl das von Gott gesandte Bild, ist aber blind für seine Bedeutung; er ist ein sehender Blinder, und zwar deshalb, weil er selbst, als Herrscher, Teil der Geschichte und damit dessen ist, was das Bild bedeutet.

Daniel hingegen steht als der Sehende mit privilegiertem Zugang zur göttlichen Signifikation zwischen den Positionen des Schaffenden (Ewigen, Originären) und des Geschaffenen (sich Verändernden, Kontingenzen), er ist für den Moment seines Sehens außerhalb der Geschichte, denn sonst könnte er nicht sehen. Gegenüber der nachbabylonischen Geschichte nimmt nun die *Historia* den gleichen Ort ein wie zuvor gegenüber der noachidischen Geschichte, nämlich den der autorativ-originären Darstellung: denn sie führt an der Stelle Daniels die Deutung in der gleichen Weise fort, wie sie auch für die Zeit nach der Sintflut an die Stelle des biblischen Berichts getreten ist; indem sie sich an Daniels Stelle setzt, ist sie außerhalb der Geschichte. Dies ist die große Pointe der Passage: der *Historia* gelingt hier der Beweis, daß sie nicht kontingent ist; *sie kann sehen*.

Die *Historia* ist eine Geschichte ohne Ränder; sie läßt nur Zentren zu. Daß in diesem Text die nordischen Länder sogenan existieren wie China, daß nicht nur die frühmodernen Entdeckungsreisen keinerlei Erwähnung finden, sondern auch – im Gegensatz übrigens zu Entwicklungen, die das symbolische Kapital betreffen (beispielsweise die Erfindung des Buchdrucks und die Forschungen der Renaissance¹⁷⁰) – die Entwicklung der Seefahrt und die Machtstellung seefahrender Nationen keine Erörterung findet, sind Symptome eines auf die ‘Alte Welt’ konzentrierten Geschichtsbildes, das sich nur vom Machtmittelpunkt her schreiben kann.¹⁷¹

Deshalb z.B. wird Palästina selbst keine Zeile gewidmet, das jüdische Volk aber erwähnt, wann immer es auf das Territorium einer der vier Großmächte gerät.¹⁷² In gleicher Weise geraten die vormaligen Kulturzentren Griechenland und Persien in dem Augenblick aus dem Blickfeld, in dem ihre Macht an Italien übergeht. Persien, vom dritten bis zum siebten Jahrhundert stärkste Bedrohung Roms, überschreitet immerhin auch in der Folge die Grenzen der Darstellung wiederholt Richtung Zentrum,¹⁷³ und ebenso bewegen (kämpfen und plündern) sich die verschiedenen

¹⁷⁰ Vgl. Sleidanus. *Historia*. 194.

¹⁷¹ Vgl. hierzu Weimann, Robert. Einleitung: Repräsentation und Alterität diesseits/jenseits der Moderne. *Ränder der Moderne. Repräsentation und Alterität im (post)kolonialen Diskurs*. Hg. Robert Weimann. stw 1311. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1997. 7-43; Marenco, Franco. „Koloniale Aneignung und europäische Autorität: Schreiben und Macht im Diskurs der Entdeckungen.“ *Weimann 1997*. 118-49.

¹⁷² Vgl. Sleidanus. *Historia*. 10, 15: Anfang der babylonischen Gefangenschaft und ihre Beendigung zu Beginn des Persischen Weltreiches.

¹⁷³ Vgl. Sleidanus. *Historia*. 76, 113-4.

Stämme der Völkerwanderung in die Darstellung hinein.¹⁷⁴ Doch bleiben die Ränder, und dazu gehören die britischen Inseln so gut wie Afrika, weiße Flecken, die auch dann nicht weiter beschrieben werden, wenn sie Schauplätze von Kriegshandlungen sind: „På sammatijdh öfwerfollo Skottarna och the Pictoner vthi Franckrijket, Engel Land“ – „Om Genserich the Wenders Konung hafwer iagh tilförenne omrördt. Medh honom giorde Valentinianus fridh, delandes emellan sigh Aphricam.“¹⁷⁵

Es reicht nicht aus, die *Historia* als eine in territorialer Hinsicht randlose Darstellung zu beschreiben; sie ist vielmehr eine Geschichte der Handelnden, die die Nichthandelnden und besonders die Objekte des Handelns, die Gefangenen, Okkupierten und Vertriebenen, jenseits des Darstellungshorizontes verweist. Das jeweilige historische Machtzentrum ist jeweils auch das Handlungszentrum. Daß diese Art der Ökonomisierung, die Konzentration auf eine Darstellungsmitte, dem Text einigen Vorteil bringt, zeigt der exemplarische Vergleich der Darstellungen Italiens und Germaniens. Im ersten und zweiten Buch der *Historia* ist es das römische Imperium, dessen Expansion und späterer Kollaps zum Mittelpunkt der Weltgeschichte erklärt wird; von der völligen Absenz der Nordgermanen abgesehen, werden hier die Ost- und Westgermanen nicht als Aggressoren (Handelnde), sondern lediglich als Agenten des römischen Niedergangs dargestellt. Die *Historia* stellt zwar die kriegerischen Auseinandersetzungen mit germanischen Stämmen, die Föderatsbündnisse und Söldnerallianzen etc. dar, doch gibt folgende Passage einen Eindruck von der darstellungstechnischen Egalität des von der Mitte des Imperiums aus gesteuerten und beobachteten Außengeschehens:

Vthi C. Octauij Regementz tjd, begynte the Romare aldraförst ryckia in om Tydzlandz grantzar medh häärskraftt. C. Iulius Cæsar öfwerwan och nederladhe wäl Tydkarna twå åtskillelige reesor, men thet skedde vthi Franckrijket, först tå han slogs Ariovistum vthi then deelen af Franckrijket, som kallas Gallia Celtica, sedan på then orten ther Måås och Reenstömen [!] löpa tilsamman. Efter thenna segerwinning bygde han en broo öfwer Rhenströmen [...]. Tu åhr ther efter bygde han en bro på nyt, och foor vtöfwer Rhenströmen igen, något litet ofwan för the rumet, genom hwilket han tilförenne förde sin Krijgzmacht, och hade tå aldeles sat sigh i sinnet, at ryckia emot Swaben: Men han fick kunskap om al lägenheet och efter han befruchtade sigh, at Prowianten icke skulle tirläckia, begaf han sigh til Franckrijket igen, och lät nedhkasta broon på then ehne sidan [...]. Intet annat vträttade Cæsar emot Tydkarna, såsom han sielf förtelier: Men Octavius förde igenom Tiberij och Drusi sina brödhers tilhielp Krijgh emot Rhetien och windelicien [!], giorde et infall vtur stichtet Cöllen, hwilket war j förbundh medh the Romare, in vthi Westphalen igenom sin Krijgzöfwerste Quintilium Varum. Men han blev vtaf Herman the Cheruscers Krijgzöfwerste emellan bäge älfwerna Embs och Lippe så platt vtrotat, at icke en slap vndan. [...]

¹⁷⁴ Vgl. Sleidanus. *Historia*. 96-103: Kriegszüge der Pikten, Westgoten und Hunnen; Heerzüge Odowakers, Rabenschlacht, Gründung des Ostgotenreiches durch Theoderich.

¹⁷⁵ Sleidanus. *Historia*. 96, 98: ‘Zur selben Zeit überfielen die Schotten und die in Frankreich wohnenden Pikten England’ – ‘Von Geiserich, dem Wendenkönig, habe ich schon früher berichtet. Mit ihm machte Valentinianus Frieden, indem sie Afrika zwischen sich aufteilten.’

Drusus kom om halsen vthi Tyskland, låtandes efter sigh twå Söner, Germanicum en dråpelig man, och Claudium. Horatius berömer honom, såsom iagh tilförenne sadhe, medh en herligh och konstrijck Oda eller poetisk wijsa, och räknar hans härkomst ifrån C. Claudio Nerone hwilken, emädan han war Borghmästare, nederladhe medh M. Livio Salinatore widh flodhen Metaurum Asdrubalem Hannibalis brodher, som införde vthi Italien en ny Krijgzmacht. Thervtöfwer vnderkuwade Augustus sigh the Cantabrier i Hispanien, the Gasconier i Franckrijket, Pannonien, Dalmatien, Sclawonien och the Salasser widh bergen Alpes.¹⁷⁶

Zugunsten der Materialreduktion wird hier scheinbar beliebig Disparates verknüpft (Schlacht im Teutoburger Wald, Niederlage Hasdrubals, Neuordnung der spanischen und gallischen Provinzen etc.) und das römische Handeln bedingungslos privilegiert: der Sieg der Hermannsschlacht nötigt den Text keineswegs dazu, die Region als zusammenhängenden Raum, erst recht nicht Kulturraum, aufzuarbeiten. Cherusker werden wie Kantabrier, Dalmaten u.a. in knappestmöglicher Form, als Aufzählung, in die Darstellung eingebunden, ihre Differenzen zu Römern und anderen Völkern damit nivelliert, wodurch der Text deutlich seine Haltung zu erkennen gibt, die Provinz des Imperiums in ihrer Gesamtheit solange zu vergessen, bis eine römische Aktion oder Reaktion (Angriff und Verteidigung) ihre Erwähnung unabdingbar macht. In aller Ausführlichkeit geschildert werden hingegen die beiden Rheinübergänge Cäsars, einschließlich Brückenaufbau und -abriß, und es ist bezeichnend, daß die *Historia* vom poetischen Nachruhm des Drusus spricht, dabei die Existenz seiner Söhnen wie auch eines seiner Ahnherren betont, der einstmals Hasdrubal schlug: von den Cheruskern erfährt man hingegen nichts als den Namen ihres Anführers, Hermann. Während so einerseits die in der Geschichte handelnde und über die Genealogie in sie eingebettete römische Person relativ große Plastizität erhält, steht auf der anderen Seite ein wie aus dem Nichts aufgetauchter Kon-

¹⁷⁶ Sleidanus. *Historia*. 64-6. ‘In der Regierungszeit des C. Octavius rückten die Römer zum ersten Mal mit Kriegsmacht über die Grenzen Deutschlands. C. Julius Cäsar besiegte die Deutschen zweimal, doch geschah dies in Frankreich, zuerst, als er Ariovist in jenem Teil Frankreichs schlug, der Gallia Celtica heißt, dann an dem Ort, wo Maas und Rhein zusammenlaufen. Nach diesem Sieg baute er eine Brücke über den Rheinstrom und setzte über. [...] Zwei Jahre später baute er erneut eine Brücke und zog wieder über den Rheinstrom, etwas oberhalb der Stelle, an der er seine Kriegsmacht zuerst hinübergeführt hatte, und wollte gegen Schwaben ziehen: Doch erhielt er Kenntnis über die Gesamtsituation, und begab sich, da er befürchtete, daß der Proviant nicht reichen würde, wieder nach Frankreich und ließ die Brücke auf der einen Seite einreißen [...]. Cäsar erreichte gegen die Deutschen nicht mehr, wie er selbst berichtet. Aber Octavius führte mit Hilfe seiner Brüder Tiberius und Drusus Krieg gegen Raetien und Wendelicien, und machte durch seinen Kriegsoberst Quintilius Varus einen Einfall von Köln aus, das mit den Römern im Verbund war, nach Westphalen. Doch er wurde von Hermann, dem Kriegsobersten der Cherusker, zwischen den beiden Flüssen Ems und Lippe so vernichtend geschlagen, daß kein einziger entkam. [...] Drusus kam in Deutschland ums Leben, zwei Söhne hinterlassend, Germanicus, einen vorzüglichen Mann, und Claudius. Horatius rühmt ihn, wie ich schon sagte, in einer herrlichen und kunstvollen Ode oder poetischen Weise, und rechnet seine Herkunft von C. Claudio Neronus her, der als Bürgermeister gemeinsam mit M. Livius Salinatorus am Fluß Metaurus den Bruder Hannibals, Hasdrubal, besiegte, als dieser eine neue Kriegsmacht nach Italien hineinführte. Darüberhinaus unterwarf sich Augustus die Kantabrier in Spanien, die Gascognier in Frankreich, Pannonien, Dalmatien, Slawonien und die Salasser am Alpengebirge.’

flikpartner, ein farbloser, austauschbarer Anderer, ein Germane – ohne Interessen, ohne Absichten, ohne nennenswerte Vergangenheit und Zukunft.

Im ersten und zweiten Buch der *Historia* tauchen die Germanen als völkerwandernde Stämme, Föderaten und Söldner hier und da auf, ohne der Darstellung größere Mühe und Platz zu verursachen. Ein weiterer Vorteil dieses Darstellungsverfahrens zeigt sich, wenn man sich dem dritten Buch zuwendet, das mit der karolingischen Herrschaft einsetzt. Rom, das plötzlich über den Rand der Darstellung hinausfällt, macht Platz für den neuen Fokus, auf den sich alles Geschehen bezieht. Jetzt ist es Germanien, demgegenüber sich der Rest der Welt als zufällige Beiprägnanz verhält; *Germanien macht Geschichte*.

Auch für die Darstellung bedeutet dies, daß hier die/ihre Geschichte sozusagen noch einmal von vorne anfängt, indem notwendiges Vorwissen über die Herkunft des neuen Imperiums in Form einer Zusammenfassung vorangeschickt wird. Nun ist dies, wie gleich deutlich werden wird, der größte Vorteil der Selektionsstrategie, welche die *Historia* auf die Weltgeschichte appliziert. Denn der Text eröffnet mit einer Geste, die – einer Konvention heutiger Fernsehserien nicht unähnlich – zusammenfaßt, ‘was bisher passiert ist’:

För än iagh handlar om Keyser Carl hin store, til hwilken iagh sadhe Monarchien vthi Occident wara tilfallen, är af nödhen, at iagh något berättar om Tydske nationen, af hwilken han hafwer sin härkomst. Först är thet vthan thwifwel, at Tydkarna hafwa ofta satt sigh vthöfwer Reenströmen, och dragit in vthi Franckrijket, ther för landsens ymnogheet skull, at sättia sigh nedh. Ty Theuthones eller Tydkarna gjorde ett infall vthi Provincien Franckrijket, och worde vthaf C. Mario slagne. Och då the Arverner och Burgunder vthi Franckrijket trätte om Regementet, wordo Tydkarna besoldade vthaf the Arverner, och the som boo vthi Grefwedömet Burgund, begofwo sigh tijt i förstonne medh en ringa hoop, men förökades dagh från dagh meer och meer, at the medh sin Konung Ariovisto togo en godh deel in af Landet. Men the wordo slagne vthaf C. Cæsare. Någre årh ther efter, då han förde kriigg emoot staden Lutich j Nederland, foro Tydkarna på nytt igen öfwer Reenströmen, vthi thet vpsätet at öfwerfalla the Romares krigzhäär, Men [!] han nederlade them på then orten ther Måås och Reenströmen falle tilhopa. Och efter the wordo vthaf the Romerske Keysare medh kriigg hemsökte, förhollo the sigh vthi mång årh ther efter in om sina græntzer: Dochlijkwäl när them gafz lägenheet och tilfälle, gjorde the sitt bästa, och vthan återwendo öfwerfölle Franckrijket.¹⁷⁷

¹⁷⁷ Sleidanus. *Historia*. 129-30. ‘Bevor ich von Kaiser Karl dem Großen berichte, dem, wie ich schon sagte, die Herrschaft im Okzident zugefallen war, ist es nötig, daß ich etwas von der deutschen Nation erzähle, von der er seine Herkunft hat. Zunächst ist es zweifellos, daß die Deutschen häufig über den Rheinstrom gesetzt haben und in Frankreich eingezogen sind, um sich, der Fruchtbarkeit des Landes halber, dort niederzulassen. Denn die Teutonen oder Deutschen machten einen Einfall in der Provinz Frankreich und wurden von C. Marius geschlagen. Und als die Arverner und Burgunder in Frankreich die Herrschaft umwarfen, wurden die Deutschen von den Arvernern besoldet, und jene, die im Grafentum Burgund wohnen, begaben sich zuerst mit einer kleinen Schar dorthin, vermehrten sich aber von Tag zu Tag mehr und mehr, so daß sie mit ihrem König Ariovist einen guten Teil des Landes einnahmen. Doch sie wurden von C. Cäsar geschlagen. Einige Jahre später, als er Krieg gegen die Stadt Lüttich in den Niederlanden

Dies ist die gleiche Geschichte, die weiter oben aus der Sicht des römischen Imperiums erzählt worden ist; nicht also haben zu jenem Zeitpunkt Sleidanus keine Informationen vorgelegen, die den Bericht über die Germanen hätten bereichern, ihnen eine Gesicht hätten geben können, sondern diese Details wurden im ersten Teil wegrationalisiert. Die Strategie der repräsentativen Darstellung hält den Text schlank, der aus den Nähten gehen würde, wenn mehr als das, was notwendig/*af nödhen* ist, in ihm zur Sprache käme, denn mit gleicher Ausführlichkeit hätten auch die anderen Volksgruppen im römischen Reich repräsentiert werden können resp. müssen. Die Darstellung verläßt das Verfahren der Aufzählung nur dann, wenn es sich nicht mehr aufschieben läßt, und dieser Zeitpunkt ist dann gekommen, wenn ein zuvoriges Handlungsobjekt zum *Subjekt* der Handlung wird.

Was im ersten und zweiten Buch als beliebig angeordnete, disparate Ereignisse im Zusammenhang mit den Germanen oder auf germanischem Gebiet geschieht, wird hier also erstmalig als eigene Geschichte präsentiert. Die Germanen, will es scheinen, werden nun von der *Historia* als Kulturgemeinschaft erst geschaffen: die römischen Aggressionsbewegungen nimmt der Text nicht mehr als selbstverständlich hin, sondern wertet sie als kriegerische Heimsuchungen, die Migrationsbewegungen der germanischen Stämme nach Westen werden begründet, der Sieg Cäsars im Elsaß situiert als Teil der Geschichte von Beziehungen zwischen West- und Ostgermanen. Es geht der *Historia* nun deutlich um die Konstitution der Germanen als Aktionsgemeinschaft. Doch zeigt der Blick auf den Anfang der oben angeführten Passage – *För än iagh handlar om Keyser Carl hin store* –, daß diese Annahme nur bedingt stimmt. Denn tatsächlich erhalten nicht die Germanen als Volksgruppe Interesse; allein der Umstand, daß von ihnen Karl der Große abstammt, den es mit einer Geschichte zu versehen gilt, führt zur Berücksichtigung Germaniens als geschichtlichem Raum. Indem sie aber im dritten Buch ein einziges handelndes Subjekt zum Zentrum der Geschichte macht, unterläuft die Darstellung ihre eigene Ordnungsstrategie der Imperialgeschichte, an deren Stelle sozusagen eine personalgeschichtliche Ordnung tritt.

Die zeitliche Organisation der elementarsten Dynamik, mit der der Organismus zu tun hat, seiner eigenen, erfolgt in ihrer naturwüchsigen Form in der Organisation der Handlung. Soweit Zeit sichtbar wird, ist sie deshalb Handlungszeit. Daß sie naturwüchsig entwickelt wird, besagt, daß sie sich notwendig als Resultat des auto-poietischen Prozesses, Handlungskompetenz zu gewinnen, einstellt; als ein kulturelles Resultat also, nicht als ein *naturales*. Was ihre Entwicklung treibt, ist Natur; was entsteht, ist Kultur.¹⁷⁸

führte, zogen die Deutschen erneut über den Rheinfluß, mit dem Vorsatz, das Kriegsheer der Römer zu überfallen, doch er besiegte sie an dem Ort, wo Maas und Rheinstrom zusammenfließen. Und da sie von den römischen Kaisern mit Krieg heimgesucht wurden, blieben sie viele Jahre in ihren Grenzen: Doch sobald ihnen die Mittel und die Gelegenheit gegeben wurden, taten sie ihr Bestes und überfielen Frankreich ohne Wiederkehr.'

¹⁷⁸ Dux, Günter. *Die Zeit in der Geschichte. Ihre Entwicklungslogik vom Mythos zur Weltzeit. Mit kulturvergleichenden Untersuchungen in Brasilien (J. Mensing), Indien (G. Dux / K. Kälble / J.*

Geschichtszeit als Handlungszeit darzustellen, bedeutet nun, die Praxis auf-, die Struktur und das System abzuwerten, und darin liegt eine besondere Gefahr für das Darstellungsprojekt. Die Konzeption einer eindeutigen und authentischen (biblischen) Geschichtsdarstellung, von der die *Historia* anfangs ihre Autorität hennahm, hatte noch die Vorstellung von Geschichtlichkeit als „Attribut des göttlichen Handelns“ im Rücken, dessen „Ursprung und Ziel [...] außerhalb der Geschichte“¹⁷⁹ stehen. Diese Stütze wird der Darstellung in dem Moment entzogen, in dem der Text die Zeit des handelnden Subjektes als Konstituenten der Geschichtszeit¹⁸⁰ proklamiert. Denn jetzt wird das Signifikat der Darstellung beliebig, es kann als „individueller, autonomer und grenzenloser Prozeß“¹⁸¹ verstanden werden:

Die Erfahrung von Zeit als Geschichte ist [...] durch Entscheidungen des Menschen bedingt; dies bedeutet eine bestimmte zeitversammelnde und bedeutungsstiftende Verfaßtheit des menschlichen Daseins, insofern die Entscheidungen des Menschen ein Spannungsfeld von jeweiliger Vergangenheit und Zukunft eröffnen.¹⁸²

Das läßt sich an der obigen Passage aus der *Historia* genau verfolgen: was auf den ersten Blick aussieht wie eine Zusammenfassung, die den Leser möglichst schnell mit dem Stand der Dinge vertraut machen soll, ist ja mehr als nur eine komplementäre Geschichte der Germanen. Es ist eine *andere* Geschichte. So wird das Projekt, aus den verschiedenen heterogenen Geschichten die eine homogene Geschichte herzustellen, stillschweigend verabschiedet. Es bleibt der Eindruck, die temporale Textpraxis habe die kapitalisierende Strategie überwunden.

Allerdings ist selbst das allenfalls die halbe Geschichte. Handeln und Ereignis, kaum trennbar verknüpft, sind dies nicht in der *Historia*, die die imperiale Aktion zum privilegierten Moment der Darstellung macht, es aber nicht zu leisten vermag, ihre Resultate als Ereignisse auch auszustellen. In der Fülle dessen, was die Darstellung festhalten will, stehen nicht nur die Geschehnisse des als marginal gehandelten Geschehens hierarchielos nebeneinander; auch jene Ereignisse, welche die von der textuellen Strategie privilegierte römisch-deutsche Geschichte entscheidend prägen, bleiben Ereignisse ‘unter anderen’.

In dieser Hinsicht beispielhaft ist das fehlende Interesse, das die *Historia* an einem der sensibelsten geschichtlichen Vorkommnisse des ersten Jahrtausends zeigt, der Eroberung Roms durch die Westgoten unter Alarich im Jahre 410 n. Chr., dessen Darstellung weiter oben bereits erörtert wurde. Das Ereignis, das seinerzeit bspw. die affirmativ-patriotische römische Historiographie¹⁸³ erst dazu zwingt, die

¹⁷⁹ Meßmer) und Deutschland (B. Kiesel). Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1989. 46.

¹⁸⁰ Borst. *Turmbau*. 108-9.

¹⁸¹ Vgl. Baumgartner, Hans Michael. „Zeit und Zeiterfahrung.“ *Baumgartner* 1994. 189-211: 194.

¹⁸² Borst. *Turmbau*. 108-9.

¹⁸³ Baumgartner. „Zeit und Zeiterfahrung.“ 194-5.

¹⁸⁴ Vgl. Withrow. *Time in history*. 57.

Diversität der Welt in der Existenz fremder Völker wahrzunehmen und zu repräsentieren (wobei die Goten, identifiziert mit den antiken Geten, im vertrauten Völkerkanon wieder integriert werden), und das rund zweihundert Jahre später Isidor von Sevilla dazu nötigt, den Bezwiegern der „*victrix omnium populorum* [...]“ eine alte Vorgeschichte und den biblischen Adel“ und damit zahlreichen ‘lokalpatriotischen’ nordgermanischen Gelehrten der Frühen Neuzeit die autoritative Quelle zu verschaffen,¹⁸⁴ dieses Ereignis, das nicht nur seinerzeit eine Neuordnung von Wissen mit sich führte, ist in der *Historia* enthalten allein in einer einzigen Fügung: ‘sie rückten mit ihrem König Alarich nach Italien vor und nahmen Rom ein’. Dann ‘kamen sie nach Rhegium, setzten nach Sizilien über, erlitten Schiffbruch und erschlugen ihren König.’¹⁸⁵ In zwei Sätzen sind Eintritt und Ausscheiden dieses die europäische Geschichte nicht wenig mitbestimmenden Volkes in und aus dieser Geschichte für die *Historia* erledigt.

Der zweite auffällige Verlust von Prägnanz durch eine differenzlose Darstellungsweise ist die Ausgewogenheit, mit der christliche Heilsgeschichte und Profangeschehen nebeneinander zur Darstellung kommen. Ausgezeichnet lässt sich diese Praxis durch das Beispiel der historischen Schnittstelle der jüdisch-christlichen Kultur, der Geburt Jesus von Nazareth, belegen:

Historierne gifwa tilkenna, at then tijdhen Ptolomeus Auletes regerade, skattades vpbördens vthi Egypten för tolf Tusende och Femhundrade Talenter [...]. Men sedan Egypten kom vthi the Romares händer, håller man så före, at thet hafwer warit mykit ymnigare för then store handel skull thet förde vthi Indien och Ätiopien. Tå nu Antonius war öfwerwunnen och af dagha taghen, förde Octauius Regementet allena vthi 44 åhr, och på thet 29 hans Regementz åhr, nemligen på thet Trytusende nijehundrade femtijende och fierde åhret efter Werldennes skapelse, såsom störste parten rekna, blef vår Frälsare och återlösare Jesus Christus född, sedan Herodes Magnus eller hin store siu åhr tilförenne hade låtit Jerusalems Tempel, som war förstörde, ganska härligen vpbyggia igen. M. Antonius hadhe C. Octauij syster til hustro, men då han foor igenom Asien, blef han betagen vtaf kärleek til Cleopatram, togh henne til hustro, och öfvergaf then andra, ther igenom Krijget blef och så endeels förorsaket.¹⁸⁶

Zwischen ägyptischer Steuerpolitik, Tempelrestauration und antoninischen Liebeshändeln, zwischen Aspekten der Ökonomie, Architektur und Heiratspolitik ist die

¹⁸⁴ Borst. *Turmbau*, 2. 1: 407, 446, 452.

¹⁸⁵ Vgl. Sleidanus. *Historia*. 95.

¹⁸⁶ Sleidanus. *Historia*. 63-4. ‘Die Geschichtsbücher geben bekannt, daß in der Regierungszeit des Ptolomäus Auletes die Steuererhebung in Ägypten sich auf 12500 Talente belief [...]. Doch nimmt man an, daß Ägypten um einiges reicher wurde, als es in die Hände der Römer kam, wegen des starken Handels, den es mit Indien und Äthiopien führte. Als nun Antonius besiegt und tot war, führte Octavian die Herrschaft 44 Jahre lang alleine, und im 29. Jahr seiner Regierung, nämlich im 3954. Jahr nach Erschaffung der Welt, wie der Großteil rechnet, wurde unser Retter und Erlöser Jesus Christus geboren, nachdem Herodes Magnus oder der Große sieben Jahre zuvor den Tempel zu Jerusalem, der zerstört gewesen war, wieder recht prächtig aufbauen ließ. M. Antonius hatte die Schwester C. Octavians zur Frau, doch als er durch Asien zog, ergriff ihn Liebe zu Kleopatra, er nahm sie zur Frau und verließ die andere, wodurch auch der Krieg zum Teil verursacht wurde.’

Scheidelinie des christlichen Heilsgeschehens durch nichts anderes markiert als eine doppelte, nur halb zuverlässige Zeitrechnung, besonders betont durch die Ausbuchstabierung der Zahl 3954.

Unter den verschiedenen Vorgehensweisen des Textes herrscht Konflikt. Deutungsstrukturen, die als Strategien eingeführt werden, und Aufzählungsstrukturen, die in der Darstellungspraxis entstehen, behindern sich gegenseitig. Damit scheint das Textversprechen, die autoritative Darstellung der Weltgeschichte zu liefern, uneinlösbar. Doch dies ist falsch. Denn der Text bezieht genau das, was sich auf dem Weg der Poiesis ergibt, auf seine Strategie und setzt die maßgeblichen Akanten der Poiesis, Strategie und Taktik, zueinander in Beziehung. Dort, wo die Darstellung der ihr sozusagen unterlaufenen Möglichkeiten gewahr wird, hart an der Grenze zur Darstellungsaporie, entsteht eine neue Taktik und überwindet die Aporie. Sie führt die scheinbar unversöhnlichen Strukturen der Deutung und Reihung in einer größeren Darstellungsordnung und dem ihr anhängigen Darstellungsverfahren zusammen. Diese Ordnung ist die *Chronologie*.

Zur Erklärung muß nochmals auf den Anfang der *Historia* eingegangen werden. Dort beraubt sich der Text einer bequemen Autorisierungsmöglichkeit, indem er ausführlich darlegt, daß es keine absolute Weltzeitrechnung gebe, sondern nur eine, die mehr oder weniger wahrscheinlich sei und die der einzelne letztlich wählen müsse. Nicht nur die Geschichte, sondern auch die Zeit, in der sie geschieht, wurde dadurch zum Problem für die Darstellung. Zudem bleibt es nicht bei der einen Infragestellung der Chronologie, vielmehr destabilisiert der Text seine Zählung ständig aufs Neue – gerade eben wieder gezeigt in bezug auf das Jahr Null christlicher Zeitrechnung – indem er betont, daß die Gelehrtenwelt sich darüber streite:

Tå nu Nebucadnezar war dödh, kom hans son Evilmerodach til Regementet, han regerade vthi 30 åår. Näst efter honom trädde Assur vthi Regementet, hwilket han j try åår forestodh. Ther efter kom Labassardach, som war Konung j siw åår. Efter honom regerade Balthasar j fem åår. Sålunda blifwa the vtaf någre vprecknade: Men höglärde Män vthi var thijdh gå thesse twå Konungar förbij, och sätia näst efter Konung Evilmerodach hans son Balthasar, föregifwandes honom hafwa förestädt Regementet vthi 14 åår, hwilket ändeligen så wara moste, på that the siutije åår mätte fulbordas, på hwilken tijdh Judefolket war vthi the Babyloniske fängelset: När man recknar thes fängelses begynnelse ifrån Nebucadnezars 19 Regementz åår. The som efterfölia thenna Rekningen och öfwerspringa thet twå förmende Konungar, the samme hålla sigh wijdh Skriftennes grund, besynnerligen wijdh Ieremiæ witnesbörd, hwilken hafwer propheterat, at Juderna skulle tiäna Konungenom j Babel, hans son, och hans soneson. Men härvtinan hemställer iagh hwariom och enom sin frije dom.¹⁸⁷

¹⁸⁷ Sleidanus. *Historia*. 13. ‘Als nun Nebukadnezar tot war, kam sein Sohn Evilmerodach an die Herrschaft, er regierte 30 Jahre lang. Als nächster nach ihm trat Assur das Regement an, dem er drei Jahre lang vorstand. Danach kam Labassardach, der sieben Jahre lang König war. Nach ihm regierte Balthasar fünf Jahre lang. So wird es von einigen vorgerechnet: doch hochgelehrte Männer in unserer Zeit überspringen diese beiden Könige und setzen gleich nach König Evilmerodach dessen Sohn Balthasar, wobei sie behaupten, jener habe dem Regement 14 Jahre lang vorgestanden, was schließlich auch so sein muß, da die siebzig Jahre vollgemacht werden

Und schließlich tritt neben die alternierenden Chronologien der Welt- und der nachchristlichen Zeit noch eine dritte, die sich an der Gründung der Stadt Rom orientiert und v.a. im Kontext der Berichte vom römischen Imperium verwandt wird – „Thetta skedde ähret 266 sedan Rom wart bygdt.“¹⁸⁸ Diese kalendarischen Verunsicherungen wirken gerade deshalb irritierend, weil die Darstellung der *Historia* einer Ordnung folgt, die vor allem chronologisch ist. Ein Detail der Weltgeschichte kommt nach dem anderen ins Blickfeld der Darstellung, nicht, weil sie notwendig kausal von einander abhängig wären, sondern weil sie sich nacheinander zutragen. Was zuvor als Verfahren der Reihung oder Beiordnung bezeichnet wurde, ist insofern nichts anderes als die Bevorzugung der zeitlichen vor der bedeutungsmäßigen Ordnung. Selbst die Prophezeiung Daniels, die der Weltgeschichte mit einer Sinnstiftung vorgreift, sprengt diese Struktur nicht, wird nicht als Deutungsanleitung dem Text vorangestellt – denn dort wird die Instabilität der Zeitrechnungen diskutiert –, sondern an jenem Ort der Chronik präsentiert, an dem sie sich ereignet hat, im zweiten Jahr der Regentschaft Nebukadnezars, ‘wie hochgelehrte Männer glauben’.

Der Historiker Hayden White hat die Textfunktionen der Chronologie zum Anlaß seiner grundsätzlichen Revision der gattungshistorischen Unterscheidung zwischen mittelalterlicher Annale, frühneuzeitlicher Historie und moderner Geschichtsschreibung genommen, die den geschichtlichen Ort der *Historia* über deren poietisches Potential bestimmen hilft. Die moderne Geschichtsschreibung, so White, zeichnet sich der verbreitetsten Meinung nach dadurch aus, daß sie Ereignisse in Erzählzusammenhängen repräsentiert, Ursachen und Wirkungen miteinander verknüpft, Interpretationszusammenhänge schafft, Geschehen kausalisiert, gleichzeitig die Erzählerposition, die diese Operationen durchführt, ausblendet, so daß der Eindruck größtmöglicher Realitätsnähe entstehen kann. In den Annalen hingegen ‘erzählen die Ereignisse ihre Geschichte nicht selbst’.¹⁸⁹ Diese Wertung ist jedoch wie die historische Narration selbst eine neuzeitliche Erfindung und rein konventionell.¹⁹⁰ Eine Reihe formaler Elemente, die für die vormoderne Historiographie charakteristisch sind, läßt sich aufzählen: Vertikalität der Ereignisanordnung entlang von Jahresdaten statt horizontal-lineare Verknüpfung zur Erzählung; Fehlen einer Integrationsinstanz (zentrales Subjekt); nicht oder kaum modellierte(r) Anfang, Mitte und Ende. Auf der Inhaltsebene fehlt die Konstruktion notwendiger Verbindungen

müssen, in welchen das jüdische Volk in babylonischer Gefangenschaft war: wenn man den Beginn ihrer Gefangenschaft vom 19. Regierungsjahr Nebukadnezars an rechnet. Die, welche jener Zählung folgen und die zwei erwähnten Könige übergehen, halten sich auf dem Boden der Schrift, besonders an das Zeugnis Jeremias, der prophezeite, daß die Juden dem König in Babel, seinem Sohn und seinem Enkel dienen würden. Doch in dieser Angelegenheit stelle ich jedem einzelnen sein freies Urteil anheim.’

¹⁸⁸ Sleidanus. *Historia*. 17. ‘Dies geschah im Jahr 266, nachdem Rom gebaut wurde.’ – Gesprochen wird vom Persischen Krieg.

¹⁸⁹ Vgl. White, Hayden. „The value of narrativity in the representation of reality.“ *The content of the form. Narrative discourse and historical representation*. Von White. Baltimore and London: The Johns Hopkins U P, 1987. 1-25: 3.

¹⁹⁰ Vgl. White. „Value of narrativity.“ 6.

zwischen Ereignissen sowie die Einrichtung einer Taxonomie von Geschehen verschiedener Ordnungen und größerer und geringerer Wichtigkeit:

Social events are apparently as incomprehensible as natural events. They seem to have the same order of importance or unimportance. They seem merely to have occurred, and their importance seems to be indistinguishable from the fact that they were recorded. In fact, it seems that their importance consists in nothing other than their having been recorded.¹⁹¹

Doch gibt es tatsächlich eine interpretatorische Ordnung, der die Darstellung der Chronik folgt. Sie liegt in der vertikalen Struktur der Zeitnotierung selbst, ohne sich aber darin zu erschöpfen, auf eine eschatologisch-christliche Deutung der Geschichte zu verweisen oder bloßes Strukturgerüst zu sein. Die Chronologie ist ein semiotisches System *per se*, in der fortlaufenden Auflistung der Daten wird eine Idee von Geschichte vermittelt, die auf ‘Kohärenz und Vollständigkeit’ der Ereignisse ausgeht, welche sich in der Zuordnung zur zeitlichen Kette miteinander verbinden:

To put it another way, the list of dates can be seen as the signified of which the events given in the right-hand column are the signifiers. The meaning of the events is their registration in this kind of list. [...] The modern scholar seeks fullness and continuity in an order of events; the annalist has both in the sequence of the years.¹⁹²

Der Unterschied zwischen einer *Historia* und einer Annale besteht weder im Deutungswillen noch in der Deutungskompetenz (White verweist auf die Fähigkeit metaphorischer und paradigmatischer Anordnung in der Vertikalanordnung).¹⁹³ Sie betrifft ein anderes Moment, nämlich das Vorhandensein resp. Fehlen einer moralisierenden Instanz in der Darstellung der Geschichte. Diese kann nur von einem sozial konstruierten Zentrum in der Darstellung ausgehen,¹⁹⁴ einem Zentrum, von dem Gerechtigkeit wie Recht und Gesetz gleichermaßen ausstrahlt. Die Begründung, weshalb die Gattung der Annale keine und die der *Historia* sehr wohl eine quasi-metaphysische Autorität konzipiert, liegt im epochalen Bruch, der mit dem Terminus ‘Frühneuzeit’ bezeichnet wird: hier wird der ‘Status als Manifestation von Realität’¹⁹⁵ so problematisch, daß der Text selbst sich an die Stelle des göttlichen Gesetzgebers und -sprechers stellen muß, um als Text zu bestehen. Umso verwirrender scheint es deshalb, daß die *Historia* des Sleidanus ihre Redeautorität ständig selbst hinterfragt.

Indes ist die Destabilisierung der Ordnung des Textes durch die Relativierung seiner Zählweise nicht zufällig. Wenn sie in ihrer Regelmäßigkeit Methode hat, so deshalb, weil sie sich ihrerseits aus einer bestimmten und den Text sogar eigentlich bestimmenden Ordnung herschreibt. Wenn diese tatsächlich, wie die *Historia* es

¹⁹¹ White. „Value of narrativity.“ 6-7.

¹⁹² White. „Value of narrativity.“ 9.

¹⁹³ Vgl. White. „Value of narrativity.“ 15.

¹⁹⁴ Vgl. White. „Value of narrativity.“ 14.

¹⁹⁵ Vgl. White. „Value of narrativity.“ 19.

verspricht, eine Lösung ist, die nach dem Zusammenstoß von Strategien und Taktiken in der poietischen Praxis wieder eine Ordnung herstellt, mit Hilfe derer die Darstellung funktionieren kann, dann muß dieses andere, taktierende Verfahren in der Lage sein, im Chronologischen das Repräsentative und in der Selektion die Vollständigkeit unterzubringen. Genau dies ist der Fall. Denn es heißt:

Armamitres then nijonde, slogh sigh aldeees vppå lättia och wällust. Om Belocho then tijonde, är intet beskrifwit, vtan at han hafwer öwat Spådoms handlingar. Baleus then ellofte, [...] sägs wara vti höglärde mäns bööker och Schrifter storligen berömd. Altadas then tolfte, sägs hafwa fördt ett stille och roligit lefwerne [...]. Mamitus then trettonde, som honom vti regementet näst efterfölgte, begynte åter igen öfwa sine vndersåter vti Krijgzsaker [...].¹⁹⁶

Ohne Widerspruch zeigen sich Strategie und Taktik hier deshalb vereint, weil die Weltgeschichte auf die Person von Bedeutung, den Herrscher, verkürzt wird, und trotzdem durch die Ordnungszahlen Hierarchielosigkeit und Vollständigkeit der Darstellung garantiert bleiben. In dieser Passage liegt auch der Schlüssel zur angeprochenen Taktik. Denn fragt man sich, worum es an dieser Stelle tatsächlich geht und wie darstellungstechnisch eigentlich verfahren wird, so muß die Antwort erstens lauten, daß das Darstellungsverfahren chronologisch ist; die Geschichte ist in Jahre geordnet – aber nicht in Jahre der Welt. Und daß es zweitens um Macht geht; denn es wird von Königen berichtet – aber nicht um die symbolische, bedeutungsmäßige Konstitution von Macht, die ich gegen Ende des letzten Kapitels eingeführt habe.

Es wird jetzt klarer, weshalb die *Historia* einerseits die Chronologie der Weltgeschichte immer wieder hinterfragt, andererseits aber die chronologische Ordnung selbst beansprucht: im letzteren Fall handelt es sich um eine andere Form von Chronologie. Die Zeitrechnung, die die Darstellung determiniert, ist eine, die in Lebensjahre aufgelöst wird:

Cyrus kom til sine siutije åhr, och regeradhe vthi trettije åhr. Tå han war fyretje åhr gammal, togh han Regementet an.¹⁹⁷

Nicht ansatzweise wird an dieser Stelle der Versuch unternommen, die Lebensdaten des Cyrus auf die absolute Zeit der Weltgeschichte zu beziehen. Die Zählung der *Historia* kann deshalb nur ungefähr sein: es ist schließlich eine Naturgegebenheit,

¹⁹⁶ Sleidanus. *Historia*. 6. ‘Armamitres der Neunte warf sich ganz auf Trägheit und Wohllust. Über Belochus den Zehnten ist nichts geschrieben, außer, daß er sich in der Wahrsagerei geübt habe. Von Baleus dem Elften sagt man, [...] daß er in Büchern und Schriften hochgelehrter Männer sehr gelobt werde. Altadas der Zwölftte soll ein stilles und ruhiges Leben geführt haben [...]. Mamitus der Dreizehnte, der diesem in der Herrschaft gleich nachfolgte, begann wieder, seine Untertanen in Kriegsdingen zu üben [...].’ – Die Ordnungszahlen beziehen sich auf die Reihe der babylonischen Könige, angefangen mit Nimrod.

¹⁹⁷ Sleidanus. *Historia*. 15. ‘Cyrus kam auf ein Alter von 70 Jahren und herrschte dreißig Jahre lang. Als er vierzig Jahre alt war, übernahm er die Herrschaft.’

daß die Menschen unterschiedlich lange leben. Der Text merkt dies eigens an, wenn es über Abraham heißt, „Ther efter lefde han fem och siutije åhr. Ty menniskiones lijfztijdh war tå allredho mykit förkortat och afsläckt.“¹⁹⁸ Das allein wäre aber noch keine Erklärung für die Privilegierung dieser neuen Ordnung, wenn nicht auch festgehalten werden könnte, daß der gesamte Ablauf der Weltgeschichte in der Darstellung der *Historia* sich dieser Ordnung anzupassen sucht. Denn wie zu lesen war, ‘werden die Juden dem König in Babel, seinem Sohn und seinem Sohnessohn dienen’, und die babylonische Herrschaft, machtvoll und aufstrebend zur Zeit Nebukadnezars, wird zur ‘Zeit seiner Enkelkinder verheert werden.’¹⁹⁹ Was schließlich die *Historia* andernorts als Veränderung der Ordnung bezeichnet, der Wechsel in der Herrschaftsstruktur, wird im Rahmen der lebenszeitlichen Chronologie dargestellt als biologischer Prozeß. Der Tod des einen Herrschers ist die Grundlage für die Weiterentwicklung des Imperiums, das im neuen Herrscher, d.h. neu organisiert, *geboren* wird, der damit – real oder von seinen Funktionen her – Sohn eines Vaters und Sohn einer Zeit ist. Das Sujet der *Historia*, die Weltgeschichte, wird von ihr als Bericht von Ursprung, Entwicklung und Untergang der vier großen Reiche, von ihrer Geburt, ihrem Leben und ihrem Tod dargestellt: diese Darstellung kann nicht anders aussehen als linear. Sie strebt notwendig dem von Daniel vorausgesagten Weltende, dem von Gott geführten Todesstreich entgegen, kann daher sowenig zirkulär oder reversibel sein wie das Leben selbst, das von Geburt an den Zerfall (durch Krankheit, Altern, Tod) als Strukturmerkmal der Kontingenz trägt.

In eben diesem Sinne läßt die *Historia* sich zwar lesen als ein Text über den Ursprung von Macht, aber nicht als Text über die Konstituierung ihrer symbolischen Seite. Die Insignien der Herrschaft, die sie bezeichnen, und die Rhetorik, die sie konstruieren hilft, kurz ihre Signifikationsleistung, sind ausgeblendet. Stattdessen wird glaubhaft gemacht, daß Herrschaft nach den Gesetzmäßigkeiten der Natur so zwingend und natürlich entsteht wie Mensch, Tier und Baum. Der Geschichte, die der Text darstellt, mangelt damit eine ganz entscheidende Qualität. Sie legt die Merkmale der Kontingenz zweiten Grades (als Schöpfung des Menschen) ab, sie stellt sich als natürlich dar. Und so hat auf dem Weg der Naturalisierung die *Historia* schließlich doch den Beweis erbracht, die eine, wahre und erschöpfende Darstellung zu liefern. Sie hat – das jedenfalls sucht sie zu vermitteln – die Geschichte nicht deutend verfremdet, sondern vollständig erzählt, als eine generative/generationsmäßige Geschichte. Und weil Geschichte im Rahmen der *Historia* so gefaßt wird, ist auch der Anfang dieses Textes, nicht, wie es zunächst schien, beliebig, sondern besonders sinnfällig: denn die *Historia* beginnt nach der Sintflut – genau zu dem Zeitpunkt, ‘als das Menschengeschlecht sich wieder zu vermehren begann.’

¹⁹⁸ Sleidanus. *Historia*. 4. ‘Danach lebte er noch 75 Jahre. Denn die Lebenszeit der Menschen war da bereits sehr verkürzt und abgeschwächt.’

¹⁹⁹ Vgl. Sleidanus. *Historia*. 11, 12.

Zeitarbeit: Johannes Messenius

An der Poetik historiographischer Darstellungen läßt sich besonders deutlich der mit dem westlichen Originaritätsideal verknüpfte Wunsch nach einem natürlich gewachsenen und nicht technisch erzeugten Bezug zwischen der Wirklichkeit und ihren Texten aufzeigen. Den Historiographien werden seit jeher spezielle mimetische Qualitäten zugeschrieben; auf sie richtet sich im besonderen Maße die Erwartung, daß Texte die Realität autoritativ, in diesem Fall gleichbedeutend mit ‘unverfälscht’, ‘wahr’, ‘so, wie sie eben ist’ darstellen sollen – und können. Bevor ich exemplarisch untersuche, wie ein frühneuzeitlicher Text mit dieser Originaritätserwartung umgeht, vorab ein paar Worte zu den Voraussetzungen und Auswirkungen dieser mythisch unterfütterten Konstruktion aus moderner, d.h. pragmatistischer Sicht. Deren prominenter Vertreter Richard Rorty nennt die Konstruktion essentialistisch, da sie auf einer angenommenen Unterscheidung einer essentiellen und einer materiellen Wirklichkeit basiere. In der Einleitung habe ich diese Unterscheidung bereits auf den christlichen kreationstheologischen Kontingenzythos und seine Entwertung der geschaffenen Welt bezogen. Ich greife sie hier im Zusammenhang mit Rortys philosophiegeschichtlichen Ausführungen wieder auf, da letztere mir helfen, die Hartnäckigkeit dieses Mythos und seinen Übergang in die Sprache, damit letztlich in den Text und dessen Poiesis, zu klären. In der essentialistischen Perspektive also gibt es eine vom menschlichen Geist getrennte ‘Welt da draußen’. Sprache/Text hingegen sind Produkte des menschlichen Geistes, die u.a. die Funktion erfüllen, die Welt da draußen wahrheitsgemäß abzubilden:

To say that the world is out there, that it is not our creation, is to say, with common sense, that most things in space and time are the effects of causes which do not include human mental states. To say that truth is not out there is simply to say that where there are no sentences there is no truth, that sentences are elements of human languages, and that human languages are human creations.²⁰⁰

Diese von Rorty der philosophischen Vormoderne zugeordnete Weltsicht wird, wie er zeigt, in der Moderne zunehmend – keinesfalls vollständig – von der pragmatistischen Sichtweise abgelöst. In deren Verständnis ist die Leistungsanforderung an die Sprache/den Text nicht moralisch konnotiert, Sprache soll nicht wahre, sondern effiziente Aussagen über die Wirklichkeit treffen. Weniger effiziente Beschreibungs-inventarien – Rorty spricht von ‘Vokabularien’ oder in Anlehnung an Wittgenstein von ‘Sprachspielen’ – sollen durch effizientere ersetzt werden, und zwar effizienter gemessen an der Vorhersageleistung, die sie bieten. Daß sich etwa newtonsche Sprachregelungen gegenüber den aristotelischen durchgesetzt haben, bedeutet in Rortys Verständnis nur, daß erstere bestimmte Phänomene zuverlässiger vorherzusagen vermögen als letztere, nicht aber, ‘daß die Welt Newtonisch spricht’, d.h., daß

²⁰⁰ Rorty. *Contingency and solidarity*. 5.

Newton die intrinsisch adäquate Beschreibung für die betreffenden Phänomene gefunden hat.²⁰¹ Sprache wird ebensowenig in der Welt einfach vorgefunden und ebenso produziert wie Wahrheit: beides ist *kontingent*.

Truth cannot be out there – cannot exist independently of the human mind – because sentences cannot so exist, or be out there. The world is out there, but descriptions of the world are not. Only descriptions of the world can be true or false. The world on its own – unaided by the describing activities of human beings – cannot.²⁰²

Texte können gemäß dieser modernen Perspektive nicht Wahrheit enthalten; sie können nur richtige oder falsche Meinungen enthalten. Dies stellt die hermeneutische Tradition insofern in Frage, als jene die Sprache als Medium versteht, das zwischen der Welt ‘außen’ und dem Geist ‘innen’ intrinsische Wahrheiten zu kommunizieren vermag.²⁰³ Hinsichtlich der historischen Situierung des Wechsels vom essentialistischen zum pragmatistischen Repräsentationsbegriff (in meinem Vokabular: Textbegriff) schließt sich Rorty der konventionellen Auffassung an, wenn er das 18. Jahrhundert nennt. Ich habe schon mehrmals darauf hingewiesen, daß es historisch eindeutig situierbare epistemologische Brüche m.E. nur als wissenschaftliche Sprachregelung gibt. Daß schon frühneuzeitliche – nach Rorty also der essentialistischen Welt zugehörige – Texte bewußt die Potentiale von Sprachspielen handhaben, die Kontingenz von Vokabularien und die Relativität von Wahrheit für ihre Darstellungszwecke ausnützen, zeigt denn auch das folgende Beispiel.

Es handelt sich um eine Polemik im Feld der frühneuzeitlichen Historiographie Dänemarks und Schwedens, die mit großer Deutlichkeit vorführt, wie sich eine Darstellung von ihrem Gegenstand so weit beeinflussen läßt, daß Objekt und Verfahren seiner Darstellung ineins fallen. Der Titel des Textes lautet:

Sanfärdigt och Rättnägtig | Geenswar, | Emoot then lögnachtige små-l deskriftt, som een Dansk man Petrus | Parvus Rosefontanus benämdt, Åhr M.DLX. | effter Christi bördh, haffuer aff trycket, på | then lofflige Swea och Götha nation, | aff ijdhel haat och affwund, | vthgå låthet, | Först på latijn skreffuet | aff höghlär dh man, | J. M. | Och nu på thet Swenska tungemål, | gemeene Sweriges Rijkes inbyggiare | til stoor nytt och behagh, | transfererat | aff | Heinrico M. Chem. Wiburgo-Carelio. | Tryckt i Stockholm, | Cum gratia & privilegio S. R. M. | Aff Chr. Reusnero Regio typographo. | Åhr CIC
DCVIIIXX.²⁰⁴

²⁰¹ Vgl. Rorty. *Contingency and solidarity*. 6.

²⁰² Rorty. *Contingency and solidarity*. 5.

²⁰³ Vgl. Rorty. *Contingency and solidarity*. 13.

²⁰⁴ ‘Wahrheitsgetreue und rechtmäßige Antwort auf die lügenhafte Schmähsschrift, die ein dänischer Mann, Petrus Parvus Rosefontanus genannt, im Jahre 1560 nach Christi Geburt aus dem Druck, gegen die löbliche Nation der Svear und Götar, aus eitem Haß und Neid, hat gehen lassen, erst auf Lateinisch vom hochgelehrten Mann J. M. geschrieben, und nun den einfachen Einwohnern des schwedischen Reiches zu großem Nutzen und Gefallen in die schwedische Sprache übertragen von Heinricus M. Chem. Wiburgus-Carelius. Gedruckt in Stockholm, cum gratia & privilegio R.M., von Chr. Reusnerus, Regio typographo. Im Jahr 1628.’

Der Text, im folgenden als *Geenswar* bezeichnet, äußert bereits in seinem Titel einige Punkte, die ihm für seine Selbstbeschreibung wichtig scheinen, er entwirft dabei auch eine kleine Poetik, und ich möchte nachstehend prüfen, ob und wie der Text in seinem weiteren Verlauf diese Selbstbeschreibungen tatsächlich bestätigt. Auffällig ist zuerst, daß die ‘kleine Poetik’ des Titelblattes ganz verschiedene Register von Identifizierungen durchspielt und dabei schon zeigt, daß in seiner Poetik Identität nicht essentialistisch, sondern kontingent-performativ verfaßt ist. Da ist die Rede

von nationalen Identitäten: von Schweden/*Swea och Götha nation*, von den Schweden/*Sverige Rijkes inbyggiare*, vom Schwedischen/*Swenska tungemål*, von einem Dänen/*een Dansk man*;

von Subjektidentitäten: vom dänischen Verfasser einer anti-schwedischen Polemik, *Petrus Parvus Rosefontanus*, vom Autor des auf die Polemik reagierenden Textes, *J. M. [Johannes Messenius]*, vom Übersetzer des Textes, *Heinricus M. Chem- [nerus] Wiburgus-Carelius*;

von Textidentitäten, und zwar:

- von rhetorisch konstituierten Textidentitäten – von Polemik/*smädeskrifft* und darauffolgender Antwort/*Geenswar*.
- von moralisch-ästhetisch konstituierten Textidentitäten – vom wahren, gerechten, nützlichen Text/*Sanfärdigt och Rättmägtig Geenswar [...] til stoor nytta och behagh* und vom unwahren und unlauteren Text/*lögnachtige smädeskrifft [...] aff ijdhel haat och affwund*
- von medial konstituierten Textidentitäten – vom geschriebenen Text/*smädeskrifft, skreffuet*; vom gedruckten Text/*aff trycket*, vom originalsprachlichen und vom übersetzten Text/*först på latijn [...] nu på thet Swenska tungemål [...] transfererat*.

Speziell dieser letzte Punkt der kleinen Poetik, der Katalog möglicher Erscheinungsmodi von Textualität, betrifft in besonderem Maße die Identität des *Geenswar* selbst; schon sein doppeldeutiger Name – *Geen-Swar* kann als (Gegen-)Antwort wie auch als Wider-Hall, Echo verstanden werden – spricht zwei in konventioneller Sichtweise ganz unterschiedliche Formen der sprachlichen Äußerung an: eine in ihrer Absicht auf die Kommunikation von Botschaften, Inhalten bezogene und eine, die in erster Linie nicht auf den Inhalt, sondern auf die sinnliche, formale Gestalt der Sprachzeichen gerichtet ist. Zudem wird im Namen des Textes auch schon die Differenz zwischen schriftlichem und mündlichem Akt der Äußerung – was könnte flüchtiger sein als ein Echo – thematisiert und damit die Frage textueller Kontingenzen in pointierter Weise an den Anfang des Textes gestellt. Und so dient der oben zitierte Untertitel gerade auch zum Durchspielen der Möglichkeiten, welche die Kontingenzen dem *Geenswar* bietet, das – immer noch mit interpretatorischem Ausgangspunkt in seinem Titel – im Laufe seiner Transmission bis zum vorliegenden,

schwedischen Text eine ganze Reihe von stilistischen, sprachlichen, materiellen, kulturellen Existenzen geführt hat: als gesprochene Rede und als Buch, als moralisierende Polemik und zugleich wissenschaftliche Erörterung richtet es sich an Gelehrte und einfaches Volk, ist es Privatgespräch und Propaganda, existiert es in zwei verschiedenen Sprachen, durch die Konfrontation mehr als zweier Kulturen, verdankt sich drei Autoren, entsteht im Zeitraum von fast achtzig Jahren. All dies, so signalisiert der Titel, sind textuelle Möglichkeiten, die das *Geenswar* zu den je gegebenen Zeitpunkten realisiert hat.

Das *Geenswar* beschreibt sich also als einen geschichtlichen Text in zweifacher Hinsicht: einerseits von seinem Inhalt her – hier geht es ihm um die Bestimmung von nationalem Zugehör, um National-Geschichten – und zum anderen vor dem Hintergrund seiner Entstehungsbedingungen, die auf dem Titelblatt in ihrer ganzen Breite als Zusammenspiel von politischen, sozialen, kulturellen und produktions-technischen Gegebenheiten aufgerufen werden. Diese Entstehungskontexte haben ganz deutlich determinierenden Charakter, jedenfalls was das Selbstbild des Textes angeht. Als die ‘wahrheitsgemäße Antwort’, als die das *Geenswar* im Haupttitel deklariert wird, ist ihm eine reaktive Haltung zu seinem Gegenstand, der schwedischen Geschichte, bereits vorgegeben: auf die Schmähungen und Lügen, die Petrus Parvus über die schwedische Geschichte verbreitet, wird er mit Wahrheiten antworten, mit dem Ziel, erstere zu neutralisieren, auszulöschen. Das *Geenswar* konziert sich in dieser kontrastiven Funktion als eine Art Gegen-Darstellung, deren formaler, logischer, inhaltlicher etc. Gehalt durch die Vorgaben des dänischen Prätextes aber von Anfang an determiniert ist. Als Beleg für diese Annahme kann angeführt werden, daß – trotz der affirmativen Wirkweisen einer solchen rhetorischen Wiederholung – ein regelrechtes Lasterregister, das der Däne Parvus in seiner Polemik über die schwedische Nation zusammenstellt, zu Beginn des *Geenswar* von Messenius noch einmal aufgeführt wird, d.h. zum kausallogischen Anfang von dessen Text gemacht wird:

Förty thenne Danske Scribenten ingalunda skämmes i sin Smädebook, förbrå Swenske och Göther wara [...] medh inga tucht til dygd och sedigheet öffuadhe, vtan wara them aff ijdel haat, affuund och ilwillia vpbläste, och aldeles aff onde affecter regeras, dem wijdare kallandes, vtan något anseende til ära och redeligheet, stoorskrytare, vproriska, trullkarlar, bedragare, Danskes skatdragare, forbundz brytare, meeneedare, alle boossuars och skälmars härbergerare, för oährligt folck medh Keyserligt mandat vthroopade [...].²⁰⁵

²⁰⁵ Messenius. *Geenswar*. 2. ‘Denn dieser dänische Skribent schämt sich in keiner Weise, in seinem Schmähbuch den Schweden und Götar vorzuwerfen, [...] sie seien in keiner Zucht, Tugend und Sittsamkeit geübt, sondern von eitlem Haß, Neid und Böswillen aufgeblasen und ganz von schlechten Affekten bestimmt, und nennt sie weiter, ohne Ansehen von Ehre und Redlichkeit, große Heuchler, Aufrüher, Zauberer, Betrüger, Steuertreiber der Dänen, Verbundsbrecher, Meineider, Beherberger aller Schurken und Schelme, mit kaiserlichem Mandat zu unehrlichem Volk erklärt [...].’

Es zeichnet sich hier bereits ab, daß der Text im Zusammenhang mit seinem Darstellungsprojekt dem Eigenen – dem Nationalen – eine Identität wird zuschreiben müssen, und zwar eine, die sich von der erfundenen Identität, die der dänische Text ihm unterschiebt, dahingehend absetzt, daß sie *wahr* ist. Das *Geenswar* kritisiert den Text Peder Lilles zwar als eine Anhäufung von „vpdichtade lögner“²⁰⁶ läßt aber schon in dieser paradoxen Formel seine Ambivalenz gegenüber der Lüge als Darstellungstechnik erkennen, von der es weiß, daß sie als poetische Fiktion raffinierter und effektiver die Darstellung zu stützen vermag als die dürre Wahrheit. Das *Geenswar* hat also – wie andere historiographische Texte – den Nachweis zu erbringen, daß es in der Lage ist, die wirklichen Verhältnisse erschöpfend abzubilden und dergestalt die Autorität der eigenen Rede zu begründen, Eigenlob und Behauptungen in Tatsachen und Beweise zu verkehren, es liebäugelt aber doch auch mit anderen Techniken des Autoritätsgewinns. Im folgenden möchte ich zeigen, wie diese Darstellungsverfahren funktionieren und inwieweit sie sich von den Techniken anderer historiographischer Texte unterscheiden, welche z.B., wie etwa im nächsten Kapitel zu sehen, Geschichte wie Natur aussehen lassen.

Eine wichtige Folge der im *Geenswar* zum Einsatz kommenden Darstellungsverfahren besteht darin, daß der Text, statt die Wahrheit als textuelle zu verabsolutieren und alles zu tun, um die Quellen, die für die eigene Wahrheit zeugen sollen, von den Verfälschungen der Überlieferungsgeschichte freizuhalten, gleichsam die Flucht nach vorne in die Kontingenz wagt: es versteht die Wahrheit als diskursives Phänomen und nutzt dementsprechend die Gegebenheiten der Überlieferungsgeschichte, um dem Gegner zu antworten und gegen dessen Entwurf eines lasterhaften Schweden das Bild eines lobenswerten Schweden zu konstruieren. Nur der Umstand, daß die Überlieferung kontingent ist, führt dieses Verfahren zum Erfolg, denn das *Geenswar* tut nichts anderes, als die Zufälligkeiten, die Mißverständnisse, die Lücken, die Fehlübersetzungen der Transmission als günstige Gelegenheiten für seine eigene Darstellung zu nutzen.

Dieser Text muß daher im Unterschied zu anderen weder den eigenen Ursprung noch den seines Gegenstandes verschleiern oder mystifizieren. Im Gegenteil sind die Karten von Anfang an aufgedeckt: das *Geenswar* stellt seine Darstellungsabsichten und die ihm zu Gebote stehenden Mittel offen zur Schau. Seine Praxis besteht deshalb in der Festlegung auf diesen Thesaurus und in der ordnenden Verknüpfung seiner Elemente,²⁰⁷ die sich so zu einem Text fügen, dessen Entstehung dem Auge nicht entzogen wird, sondern die in allen Schritten von der Lektüre mitverfolgt werden kann, indem der Text mit großer Präzision jede seiner Bewegungen kommentiert, wie es bspw. die nachstehende Passage zeigt:

²⁰⁶ Messenius, *Geenswar*. 1. ‘[E]rfundene Lügen’.

²⁰⁷ Vgl. Baßler, Moritz; Brecht, Christoph; Niefanger, Dirk, und Gotthart Wunberg. *Historismus und literarische Moderne*. Tübingen: Niemeyer, 1996.

Och aldenstund iagh noghsamt hafuer bewijst, thesse fem Danske Konungar, wara for theres egit tyrannij, rätmäteligen aff them Swenskom affsatte, wil iagh nu thet samma klarligan bewijsa, om then siette och ytterste, som öffuer Swerighe regerat haffuer, nemligan om Konung Christiern den andre: Och för then skul til een ingång, wil iagh här införa *Pauli Iovij* witnesbördh *ex libro Elogiorum* om honom, hwilcket så lydher.²⁰⁸

Die einzelnen Argumentationsschritte sind in einem im 3. Kapitel des *Geenswar* angeführten Schreibprogramm dokumentiert, das der Text selbst militärisch in sechs ‘Scharmützel’ und eine ‘Hauptschlacht’ unterteilt, in deren Rahmen Wortgefechte (gegen Petrus Parvus) um folgende Streitpunkte ausgetragen werden sollen:

1. Die Glaubwürdigkeit der schwedischen und götischen Chronik,
2. Die Herkunft der Svear und Götar,
3. Der Kriegszug der Götar nach Südeuropa,
4. Die Verletzung der Kalmarer Unionsverträge,
- 5./6. Die Territorialansprüche an Schonen, Halland, Blekingen und Gotland.²⁰⁹

Die Darstellung folgt tatsächlich ganz pflichtschuldig ihrem Fahrplan. Das *Geenswar* umfaßt etwas mehr als 300 Seiten und ist in 22 Kapitel eingeteilt. Diesen vorangestellt sind eine Widmung an die Grafen und Gräfinnen Sture²¹⁰ und eine Vorrede des Übersetzers.²¹¹ Darauf folgt eine Aufstellung der von Messenius verwandten Quellen²¹² und ein an die Leserschaft adressiertes Gedicht.²¹³

Kapitel 1 und 2 des Haupttextes beschäftigen sich mit dem dänischen Prätext, stellen den Inhalt und den Kontext dieser Schrift vor und entwerfen kontrastiv das eigene Schreibprogramm. Kapitel 3 dient als Überleitung zur inhaltlichen Auseinandersetzung und diskutiert die mangelhafte Quellenlage im Bereich der schwedischen Frühgeschichte. In den folgenden fünf Kapiteln werden die ersten drei Punkte des Schreibprogramms abgehandelt: die Kapitel 4-6 behandeln den Abstammungsmythos der nordischen Völker von den Skyten und deren Siedlungsprozeß im Norden, wobei das ganze fünfte Kapitel aus einem ausführlichen Quellenzitat zur Stützung dieser Ausführungen besteht. Die Kapitel 7-8 berichten vom Auszug der Goten aus Schweden und ihrem Sieg über Rom und über die Langobarden als ebenfalls aus Schweden stammenden Goten.

Die Kapitel 9-16 beschäftigen sich mit Entstehung, Entwicklung und Nachwirkungen der Kalmarer Union, und zwar (in dieser Reihenfolge) mit den Regierungen

²⁰⁸ Messenius. *Geenswar*. 179-80. ‘Und da ich hinreichend bewiesen habe, daß diese fünf dänischen Könige wegen ihrer eigenen Tyrannie rechtmäßig von den Schweden abgesetzt worden sind, will ich nun das Gleiche klar nachweisen, was den sechsten und letzten, der über Schweden regiert hat, angeht, nämlich König Christiern II.: Und um einen Anfang zu machen, möchte ich deshalb hier das Zeugnis des Paul Jovius aus dem Buch der Elogen über ihn anführen, welches folgendermaßen lautet.’

²⁰⁹ Vgl. Messenius. *Geenswar*. 18-20.

²¹⁰ Vgl. Messenius. *Geenswar*. [i^r]-[ii^r].

²¹¹ Vgl. Messenius. *Geenswar*. [ii^v]-[vi^v].

²¹² Vgl. Messenius. *Geenswar*. [vi^r]-[vi^v].

²¹³ Vgl. Messenius. *Geenswar*. [vii^r]-[vii^v].

von Margarete, Erich von Pommern, Christoph von Bayern, Karl Knutsson, Christian I., Sten Sture, Hans und Christian II. Dabei wird ausführlich auf die – meist wörtlich zitierten – gesetzlichen Grundlagen der jeweiligen Herrschaftsansprüche, etwa den Gründungstext der Union und den Krönungsbrief Sten Stures, eingegangen, die politischen Aktionen der Regierenden anhand von historiographischen Quellen nachgezeichnet und auf die Rechtssituation zurückbezogen, um die Vertreibung der dänischen Könige aus Schweden und den schlußendlichen schwedischen Unionsaustritt zu legitimieren. Die nächsten drei Kapitel behandeln die Gebietsansprüche Dänemarks an Schonen, Halland, Blekingen (Kap. 17-18) und Gotland (Kap. 19-20).

Die letzten beiden Kapitel schließlich, die als ‘Hauptschlacht’ angekündigt sind, haben mehr die Funktion eines Fazits: gereinigt von Quellenzitaten, wiederholen sie zunächst die Erträge der vorangegangenen Analysen und gehen dann auf einige verstreute, noch nicht gewürdigte Vorwürfe in der Schrift Petrus Parvus ein, etwa auf die Frage, ob die Schweden die Dänen im Krieg mit Zauberei besiegt hätten. Den Abschluß des Textes bildet ein Auszug aus der schwedischen Reimchronik, der die ‘ruhmreiche Regierung’ Sten Stures beschreibt.²¹⁴

Um einen weniger historistischen als texttheoretischen Zugriff auf den ebenso detail- wie umfangreichen Text zu etablieren, lohnt es sich, nochmals zu seinem Beginn zurückzugehen und damit zur Einleitung, die ihm der Übersetzer Heinricus Chemnerus voranstellt. Diese Einleitung substituiert nicht nur ein Inhaltsverzeichnis, indem sie auf das schlanke Schreibprogramm des *Geenswar* im 2. Kapitel vorengreift, dieses paraphrasiert, ergänzt und polemisch aufläßt,²¹⁵ sondern sie rekonstruiert auch die Entstehungsgeschichte des *Geenswar*. Dessen Ursprung, seine Darstellungsinteressen und -praktiken sind dabei von Anfang an auf eine Weise miteinander verwickelt, die das eine simultan mit dem anderen entstehen läßt, zumal das *Geenswar* in seinen Schlußkapiteln durch die Wiederholung den Anfang bewußt auch zum Ende macht.

Welches also ist der Ausgangspunkt des Textes, von wo schreibt er sich her? Vor 51 Jahren, so liest man in der Vorrede des Übersetzers, publiziert der Däne Petrus Parvus eine lateinische Schmähchrift gegen die schwedische Nation, die bisher noch keine angemessene Erwiderung gefunden hat. In fast allen fremden Ländern nimmt man sie nur ‘mit Ekel’ zu Kenntnis und wundert sich, warum Schweden sich nicht gegen die darin vorgebrachten Anschuldigungen verteidigt. Der Präzeptor des Übersetzers, der Bischof Johannes Messenius, hört davon, will ‘von brennender Vaterlandsliebe erfüllt’ nicht länger schweigen und schreibt auf Befehl des Königs eine lateinische Entgegnung. Heinricus Chemnerus selbst, so heißt es weiter, liest diese ‘mit großer Lust’ und erachtet es hoch vonnöten, sie ins Schwedische zu übersetzen, damit ‘auch der gemeine Mann umso freimütiger in diesem Kriege kämpfen

²¹⁴ Vgl. Messenius. *Geenswar*. 300.

²¹⁵ Vgl. Messenius. *Geenswar*. [iii^v]–v^r.

möge'. Zudem stellt dies für ihn eine gute Stilübung im Lateinischen dar. Der Übersetzer hofft ferner, mit seiner Zueignung den Grafen Sture einen Dienst zu erweisen, deren Familiengeschichte Teil der im *Geenswar* geschilderten Nationalgeschichte ist und die ihm [dem Übersetzer], der 'armen, vaterlosen Person', zur Universitätsbildung verholfen haben und ihm künftige Auslandsstudien zu finanzieren versprechen.²¹⁶

Der Übersetzer charakterisiert den von ihm übertragenen Text damit nicht nur als Resultat eines Rezeptions- und Produktionsprozesses, sondern v.a. auch als einen Ort, wo Differenzen ausgetragen werden: Meinungsdifferenzen zunächst, die durch die diversen Interpretationstätigkeiten entstehen, welche im Verlauf der (Text-)Geschichte hinsichtlich der in dieser dargestellten dänisch-schwedischen Geschichte wirksam sind. Dann aber auch Autoritätsdifferenzen in sozialen und politischen Machtverhältnissen, zwischen Bischof und König, Schüler und Lehrer, Stipendiat und Mäzen, Vater und Sohn. Hinzu kommt die Konkurrenz zwischen privaten und öffentlichen Praktiken: dem privaten Akt des Schreibens einer an die Öffentlichkeit adressierten Polemik begegnen Lektüren, die korporativ sind, wenn das Staatsoberhaupt oder gar eine Staatengemeinschaft sie steuert, die jedoch als Leseerlebnis wiederum den Privatmann Messenius zum Handeln – und das heißt erneut: zum Schreiben – bewegen. Als Textvoraussetzung thematisiert werden ferner auch Zeitdifferenzen: so ist die Rede von rivalisierenden Autonomie- und Heteronomieansprüchen, da der König dem Bischof einen Schreibauftrag erteilt, als dieser schon entschieden hat, nicht länger zu schweigen, sondern zu schreiben. Und schließlich verschränken sich im *Geenswar* universeller Moralanspruch und zweckorientierter Pragmatismus; das Produkt überschwenglicher Vaterlandsliebe ist *auch* Auftragsarbeit bzw. gekoppelt mit dem utilitaristischen Interesse des Übersetzers, Sprachkompetenzen zu erweitern, ein Stipendium zu erhalten oder zu verlängern.

Nun fällt es dem Text nicht schwer, seine differierenden strukturellen und historischen Voraussetzungen – seine Kontingenz – poetologisch zusammenzubringen: zeitlich Disparates schafft Text, indem es in zufälliger Synchronizität auf- und miteinander in Verbindung tritt. Zufällig steht der Übersetzer in Verbindung mit Messenius, zufällig ist seine Beziehung zu den Sture, und zufällig ist auch der ausführliche Bericht über die Ahnherren des Geschlechts im lateinischen Text. Das Projekt der Übersetzung wird erst durch die Verkettung von Zufällen frei vom Verdacht des Funktionalismus. Die Kontingenz wird vom *Geenswar* in ihren produktiv-poietischen, nicht zerstörerischen Aspekten wahrgenommen und benutzt. Deutlich tritt dies in einer Textstelle zutage, in der vom Kontext der Autorschaft Johannes Messenius berichtet wird:

²¹⁶ Vgl. Messenius. *Geenswar*. [ii^v]-[iii^v], v^r-[vi^r].

For then skul när then höglärdhe man, min käre och wördighe Präceptor, thetta fornäm, hafuer han för then brinnande kärleek, med huilken han emoot fäderneslandet vptändt är, til sådane örätmätige hädelser ingalunda längre tijgha welat, vthan nu nyligan, efter wår nådigste Herres och Konungz befalning, beskreffuet och *publicerat* een härlig och sanfärdig latinsk book [...].²¹⁷

Hier wird eine Geschichte erzählt: Messenius hört fünfzig Jahre nach Publikation einer Schmähschrift zufällig, daß man im Ausland annimmt, der fehlende Widerspruch Schwedens sei als Zustimmung zur Schrift Petrus Parvus zu deuten. Das ‘Vernehmen’ dieses Gerüchtes wird dargestellt als Sache eines Augenblicks, nämlich als Moment der Reaktion Messenius auf eine eben in diesem Moment sich ereignende Äußerung (und nicht ein irgendwann irgendwo im Ausland aufgeschnapptes Gerücht). Im nächsten Moment bereits bewegt der Patriotismus Messenius, sein Schweigen zu brechen, wodurch das Schweigen Qualitäten einer Sprechhandlung erhält; und ebenso wird das *Geenswar* selbst als eine Sprechhandlung, nämlich als Antwort auf eine Äußerung des Petrus Parvus, inszeniert.

Das Verhältnis zwischen Sprechakt und Sprache ist, wie Michel de Certeau vorführt, modellhaft für die Relation, die eine beliebige Praxis zu einem System unterhält; die Fingierung des historischen Diskurses als Sprechhandlung erweist sich insofern als Praktik, die das Kapital der Darstellung fintenreich unterläuft. Denn de Certeau charakterisiert das Paradigma der Äußerung vierfach als „Realisierung des sprachlichen Systems durch ein Sprechen, das seine Möglichkeiten aktualisiert“, „eine Aneignung der Sprache durch den Sprecher“, ferner „die Einführung eines (realen oder fiktiven) Gesprächspartners und somit die Konstitution eines relationalen *Vertrages*“ und schließlich „die Herstellung einer Gegenwart durch den Akt des ‘Ich’, das spricht, und gleichzeitig [...] die Organisation einer Zeitlichkeit (die Gegenwart erzeugt ein Vorher und Nachher) und die Existenz eines ‘Jetzt’, das Präsenz in der Welt bedeutet“.²¹⁸ Damit ist das Minimalereignis des kontingenten Textes durch die Summe seiner Praktiken definiert, nämlich als Auswahl (der Möglichkeiten), Konsumption (der Form), Systematisierung (der Darstellung) und Produktion (von Geschichte).

Diese Annahmen lassen sich direkt auf die Poiesis des *Geenswar* beziehen, wobei die Transkribierung der verschiedenen Rezeptionsgeschichten in Handlungen die besondere Pointe, sozusagen den Trick dieses Textes darstellt. Der Sprechakt des Schweigens, der auf einer individuellen Ebene rückgängig gemacht wird, beendet zwei weitere Sprechhandlungen: ein nationales Kollektivsubjekt hält über ein halbes Jahrhundert das Schweigen auf die Äußerung des Parvus aufrecht, während sich ein

²¹⁷ Messenius. *Geenswar*. [iii^r-iii^v]. ‘Wie also der hochgelehrte Mann, mein lieber und würdiger Präceptor, dies vernahm, hat er, der brennenden Liebe halber, von der er für das Vaterland entflammt war, zu solch unrechtmäßigen Verleumdungen nicht länger schweigen wollen, sondern kürzlich auf Befehl unseres gnädigsten Herren und Königs ein herrliches und wahrheitsgemäßes lateinisches Buch geschrieben und publiziert [...].’

²¹⁸ de Certeau. *Kunst des Handelns*. 83-84.

internationales Kollektivsubjekt ein halbes Jahrhundert lang fragte, warum jenes schweige. Obwohl also von fünfzig Jahren gesprochen wird, *erscheinen* diese von nicht längerer Dauer als jener Moment, in dem Messenius sein Schweigen bricht. Geschichtsabläufe sehen wie Ereignisse aus, die zufällig miteinander koinzidieren können; Personengruppen sehen wie Personen aus, die miteinander agieren können. Denn weiter heißt es, daß zufällig in demselben Moment, in dem Messenius hört und das Schweigen brechen will, der König an ihn herantritt mit der Forderung, das nationale Schweigen zu brechen.

Für den Text bedeutet es keinen Verlust von Autorität/Glaubwürdigkeit, daß er sein Entstehen auf diese zwei Ursachen zurückführt, die sich nach einem ereignislosen Zeitraum von 50 Jahren simultan ereignen: gerade die unerwartete Simultaneität des Geschehens sanktioniert ihn vielmehr, denn die an sich zufälligen Gegebenheiten führen geradezu zwangsläufig zum Text. Das *Geenswar* paßt die Zeit seinen Darstellungsabsichten an, es läßt sie auf verschiedene Weisen, von denen das Zusammenspiel von Synchronizität und Zufall nur eine ist, für sich arbeiten. Die Einleitung des Übersetzers erreicht es durch die geschickte Fingierung bei der Konstruktion zeitlicher Abläufe – fünfzig Jahre von der Dauer eines Augenblicks –, eine zu offensichtlich zweckgerichtete Intention zu verstecken. Vergleicht man die Textgeschichte, die der Übersetzer in der Vorrede liefert, mit derjenigen, die der Haupttext erzählt, zeigt sich nämlich, daß sie zwar gleichermaßen mit den verschiedenen Elementen ihre Zeitlichkeit arbeiten, sich jedoch erheblich unterscheiden, was den Inhalt der Darstellung angeht:

Och therföre effter iag nu någorledes är frij och ledig från annat dagligit svårt arbete, begifuer mig, effter tijdtzens lägenheet, och den nåd och gafua mig Gwd förlänandes warder, sanningen til styrckia, och lögnen til vndergångh, i kamp och strijd medh thenna lamme förmummadhe Danske Riddare, honom swarandes, effter som wijse mannen rådher, såsom hans galenskap förtient haffuer [...]²¹⁹

Messenius führt in dieser Passage sein Schweigen wie auch sein Schreiben nun gerade nicht auf das zufällige Eintreffen eines konkreten Geschehens zurück, sondern auf Notwendigkeiten in zeitökonomischen Zusammenhängen: die längst überfällige Erwiderung auf die Schmähsschrift kann er erst jetzt, im Ruhestand, in der Freizeit, verfassen. Statt der notwendigen Handlung, die der Übersetzer aus den gegebenen Umständen herauspräpariert, geht es Messenius um den pragmatischen Aspekt seiner Schreibarbeit, die Eigenzeit des Textes selbst, den er produziert: die Gelegenheit bietet sich, deshalb wird sie ergriffen.

Der Text beläßt es nun nicht dabei, hier, am Anfang über seine Existenzbedingungen zu sprechen und sich als Modell des zufälligen Textes festzuschreiben,

²¹⁹ Messenius. *Geenswar*. 17-18. ‘Und da ich nun in gewissem Maße frei und ledig von anderer schwerer täglicher Arbeit bin, begebe ich mich, wenn die Zeit es zuläßt, und mit der Gnade und Begabung, die mir Gott verleihten mag, zur Stärkung der Wahrheit und zum Untergang der Lüge in Kampf und Streit mit jenem lahmen, vermußten dänischen Ritter, und antworte ihm, wie weise Männer es raten, wie seine Verrücktheit es verdient hat [...].’

sondern erörtert den kritischen Status von Texten immer wieder. Denn bei der Evaluierung des Wertes seiner Quellen geht es dem *Geenswar* v.a. darum, die Unwägbarkeiten der jeweiligen Überlieferung, die sie produzieren, zu diskutieren. Das erste und das zweite Kapitel des *Geenswar*, aus dem nachfolgend eine längere Passage wiedergegeben wird, sind in diesem Sinne philologische Textkritik *avant la lettre*. Sie versuchen den Autor, die Entstehungsgeschichte und die Intentionen des dänischen Textes zu bestimmen und konstruieren den Text dadurch als noch abhängiger von geschichtlichen Umständen als das *Geenswar* selbst:

[...] Petrus Parvus Rosefontanus [...] siger at Konung Christiern then grymme tyran-
nen, tå han landflychtig war, hade achtat bruka honom til at förläggia the Swenskes
rätmärtige orsaaker, hwilka the hade *divulgerat*, och vtgå låtit emoot then omildhe
blodhunden, hwarföre the honom ifrån Rijket och regementet affsatt hade: Och ther-
före wara honom tillåtit frij ingång til Konung Christierns Cantzelij, tienlige och
bequämme materier til sådant wärck at vthleta, och sedan förbemälte wärck emoot oss
Swenske beskriffua och *publicera*: Och således haffuer han ther een stoor knippa full
medh Juthe löghner flijteligen samman hemptat. Men at han icke på samma oläglig
tijd, haffuer sitt onda vpsååt kunnat främmia, bekänner han ther til orsaaken wara thet
swar, som han Konung Christiern gaff, när han bleff aff honom tilfrågat om han hade
een skiön Latinisk handstyl? och han oförnuffteligen swarade, sigh icke wara någen
målare, vthan een latinisk Scribent: Hwar aff Konung Christiern högeligen wart för-
törnat, och *Parvum* ifrån sig vthskööt. Hwarföre säger han sigh sådane *documenter*
och skriffter, hwilka han medh illistigh flijt i Konung Christierns tienst hadhe för-
samblat, haffua affsijdhes lagt och granneligen gömdt, förväntandes bequämligare
tijdh, när sådane skriffter kunde någorlunda brwklige warda. Når nu een sådan ilwillig
längtan honom vppehäller, i thet samma kommer honom före then berömlige
mannens, *D. Iohannis Magni Historia* om the Göthers och Swenskes manliga
bedreffter, tå nyligen aff trycket vthgången: Såsom och *D. Hemming Gadz oration*,
hwilken han någre åhr tilförenne i Stockholm, på een frij herredag emoot the Danske
hafft hade [...]. Therföre igenom *Iohan Frijs*, Danske Cancellerens rådh och förmaning,
bekänner han sigh hafua företagit, at förläggia samma *Iohannis Magni Crönika*, och
Gaddens Oration, och til sådant arbetes vthförning och fulbordan, haffua vplöst then
nedhgraffne *documenters* eller snarast sagt, Lögnekippa, och til fundament haffua
först aff henne vthdragit, och beskrifvit Konung Hanses Crönika [...]. [...] Och fördy
hade tigh myckit rådligare warit, om du sådane thenne Skrifluarens maculaturer och
kramstrutar hadhe ther låtit qvarre bliffua [...]. [...] Såsom och hwar och een förständig
man weet, at vthi Konungzlige Cancellij, sanfärdige *documenter* hållas vthi större
ähra och bättre förwaring, än sölff, guld, och kosteligaste clenodier: Och therföre
kunna the förwisso döma, hwad h sanning din Skrifft medh sigh hafua må, aldenstund
du sielff bekänner, tin Smädebook wara vthaff sådane *documenter* tilsamman satt
hwilke allaredho wäre ärnade i Danske Cancellijt til kramstrutar.²²⁰

²²⁰ Messenius. *Geenswar*. 6, 8-9. [...] Petrus Parvus Rosefontanus [...] sagt, daß König Christian, der grausame Tyrann, als er landflüchtig war, es für gut befunden hatte, ihn dabei einzusetzen, die rechtmäßigen Gründe der Schweden zu publizieren, welche diese gegen den unmilden Bluthund divulgierten und veröffentlichen hatten lassen, und wegen derer sie ihn von Reich und Regiment abgesetzt hatten: und deshalb war ihm freier Zugang zur Kanzlei König Christians gewährt, um dienliche und bequeme Materie zu einem solchen Werk zusammenzusuchen, und dann vorgenanntes Werk gegen die Schweden zu schreiben und zu publizieren: und auf diese

Das *Geenswar* unterscheidet in bezug auf die Genese der Streitschrift des dänischen Kontrahenten sorgfältig zwischen Archetyp und Korruptel, zwischen Editions-, Text- und Schreibarbeit, zwischen Originalmanuskript und Kopie, zwischen Text und Dokument, spielt mögliche Variationen textueller Produkte und Produktionsweisen durch. Aus dieser Haltung heraus unternimmt der Text seine semantischen Deutungen und moralischen Wertungen; für ihn sind der Status und die Form von Bedeutungssystemen direkt an den Inhalt, die Bedeutung gekoppelt.

Voraussetzung dieser Bewertungen des *Geenswar* ist wiederum die poietische Einsicht in die Wirkweisen der Kontingenz. Nur dadurch, daß Texte sich verändern, eine Geschichte haben und von einem Original abweichen, kann es dazu kommen, daß Parvus lügt, und daß er lügt, hat das *Geenswar* seinerseits überzeugend nachzuweisen, wenn es seine eigene Autorität behaupten will. Im Gegensatz zum Projekt anderer frühneuzeitlicher Sprachwissenschaftler und Poetiker, die durch ein präskripitives Regelwerk die Geschichte der Sprache aufhalten wollen (z.B. Jesper Swedberg, vgl. das letzte Kapitel), sind Veränderungen aller Art dem *Geenswar* nur gelegen, und es ist nicht der Auffassung, es drohe das Auseinanderdriften von Zeichen und Bedeutung. Frühe Texte werden lediglich zur Expertenlektüre, Belege, die etwa in Runenschrift geschrieben sind, kann nicht jeder lesen. Die Textkritik wird damit zu einer Wissenschaft, von der der tunbe Parvus nichts versteht: ‘auch wenn Du Dir sieben Brillen zugleich auf die krumme Nase setzen würdest, Du könntest in der Runenchronik doch kaum etwas richtig lesen’.²²¹ Deshalb auch werden lateinische

Weise hat er eine große Kiepe voll mit jütländischen Lügen fleißig zusammengetragen. Doch als Ursache dafür, daß er sein böses Vorhaben nicht zur gleichen unpassenden Zeit voranbringen konnte, nennt er die Antwort, die er König Christian gab, als er von diesem gefragt wurde, ob er eine schöne lateinische Handschrift habe? worauf er unvernünftig antwortete, er sei kein Maler, sondern ein lateinischer Skribent. König Christian war darob hochzürnt und stieß Parvus von sich. Weshalb er sagt, daß er solche Dokumente und Schriften, die er mit böswilligem Fleiß im Dienst König Christians gesammelt hatte, zu Seite gelegt und wohl verborgen habe, eine bessere Zeit abwartend, zu der solche Schriften ihm irgendwie nützlich sein könnten. Da nun ein so böswilliges Begehrn ihn aufhält, kommt ihm plötzlich die Geschichte über die tapferen Taten der Götar und Schweden des berühmten Mannes Herrn Johannes Magnus unter die Hände, die damals frisch gedruckt worden war; wie auch Herrn Hemming Gadds Oration, die er einige Jahre zuvor in Stockholm an einem freien *herredag* gegen die Dänen gehalten hatte [...]. Deshalb nahm er sich, vom dänischen Kanzler Johan Fries beraten und ermahnt, vor, die Chronik des Johannes Magnus und Gaddens Oration zu verlegen, und zur Ausführung und Vervollständigung eines solchen Vorhabens brachte er die vergraben Dokumente, oder besser gesagt, die Lügenkiepe, zum Vorschein, wobei er zuerst als Fundament aus ihr die Chronik des Königs Hans herauslöste und schrieb. [...] Und deshalb wäre Dir viel besser geraten gewesen, hättest Du die Makulaturen und die Kramtüten solcher Schreiber dort bleiben lassen. [...] Denn ein jeder verständige Mann weiß, daß in der königlichen Kanzlei wahrheitsgemäße Dokumente in größerer Ehre und besserer Verwahrung gehalten werden als Silber, Gold und kostbarste Kleinodien: und deshalb können sie gewiß beurteilen, welche Wahrheit es mit Deiner Schrift auf sich hat, da Du selbst bekennst, daß dein Schmähbuch aus solchen Dokumenten zusammengesetzt ist, die bereits in der dänischen Kanzlei zu Kramtüten bestimmt worden sind.’

²²¹ Vgl. Messenius. *Geenswar*. 24. „[E]jen gammal Swensk och Norsk Cronika, som är medh Lat-

Zitate, die nur von Gebildeten verstanden werden können, übersetzt, die zum Teil historische Sprachgestalt der zahlreichen dänischen Quellen jedoch beibehalten.

Im Rahmen dieser Reflexion auf die materielle Seite, auf den Körper von Texten kommt es im *Geenswar* auch zu einer Auseinandersetzung mit den schriftlichen Medien: einem Per Lille, der lügt wie gedruckt, wird die Handschriftenexpertise abgesprochen, ihm kann nur mit gedruckten Belegen entgegnet werden:

Men nu wil iagh komma tig närmare, och medh klarare beskeed öffuertyga tigh wara een Scytha, medh thenne *Historia*, aff tine egne landzmän för månge hundrade åhr sedhan, på pergament beskriffuin, och aff Harald Hwitfeld allenast *citerat*, hwilken sålundaiha lydher: [...].²²

Auf diese Ankündigung folgt ein knapp dreiseitiger, in antiquiertem Dänisch gehaltener Bericht über die Abstammung der Skyten von den Noachiden. Doch da das *Geenswar* diesen Textzeugen aus überlieferungstechnischen Gründen abwertet – er ist ein zweifach mittelbarer Zeuge: als handschriftliche Quelle nur zitiert überkommen –, wird noch ein gut zweiseitiger Auszug aus einer gedruckten und datierbaren Quelle herangezogen:

Til thet ytterste, kan wäl henda du haar så swagh troo, at du ey så fulkomligen troor, och beijakar til thenne skriffne och införde historian, såsom then ther tryckt wore? Hwarföre wil iagh ställa tigh för näsan, een vthgammal Dansk rijm crönika, i Köpenhampn åhr effter Christi börd M.CD.XCV. tryckt och divulgerat, hwilcken på lijcka sätt the Göthers och Danskes första härkompst vthwijsar, hwilcka rijm så lydha: Jeg humble wil ey haffuet forget, | At Danske komme først aff Japhet [...].²³

Die auf diese Weise in das poetische Konstrukt eingeschriebene Kontingenz wird nun mittels eines bestimmten Darstellungsverfahrens der Textintention – nämlich: die eigene Autorität gegen Petrus Parvus zu behaupten – zunutze gemacht. Diese Technik ist der Dialog. Wenn nämlich das *Geenswar* von seinen Produktionsbedingungen her bereits Charakter einer Erwiderung hat, so in formal rhetorischer Hinsicht erst recht: der Text setzt ein Gespräch zwischen einem seiner

niske och Runske boockstäfuer, för monge hundrade åhr sedan beskreffuen (i hwilken du Peer Lille; fast än du siw glaasöghon tillijka satte på din krokote näsa, dogh näpligan ett ord ther vthi rätteligan läsa kunde)“.

²² Messenius. *Geenswar*. 48. ‘Doch nun will ich näher an Dich heranrücken und Dich mit klaren Worten davon überzeugen, daß Du ein Skye bist, mit dieser Geschichte, die Deine eigenen Landsmänner vor vielen hundert Jahren auf Pergament schrieben, und die allein Harald Huitfeld zitiert, die folgendermaßen lautet: [...]’

²³ Messenius. *Geenswar*. [52]-53. ‘Und schließlich hast Du vielleicht einen so schwachen Glauben, daß Du diese geschriebene und zitierte Geschichte nicht glauben und bejahen kannst, als wenn sie gedruckt worden wäre? Weshalb ich Dir eine uralte dänische Reimchronik vor die Nase halten will, die in Kopenhagen im Jahr 1495 nach Christi Geburt gedruckt und verbreitet worden ist, und die auf gleiche Weise die Herkunft der Götar und der Dänen ausweist, und zwar mit folgenden Reimen: Bescheiden will ich daran erinnern, daß die Dänen zuerst von Japhet abstammen [...]’

selbst bewußten, hochfrequenten ‘Ich’ (des Autoren Messenius? des Textes selbst?) und einem stark profilierten ‘Du’ in Szene, wobei letzteres sich nicht der wörtlichen Rede bedienen kann, sondern nur über körperliche Reaktionen, die ihm der Sprecher unterschiebt, Kontur gewinnt – ‘was sträubst Du Dich jetzt so, Per Lille? was murrst Du, Rosenfod?’²²⁴

Men mig tyckes, Peer Lille, du går ännu haffuande medh någon byting? I thet kan skee, at tu förebär the Danske Scribenter gemeenligan betyga, at the Swenske Legater vthloffuadhe Kong Hans i Köpenhamnps herredagh, som hållen bleeff Anno Domini M.D.IX. åhrligen tretton tusend Stockholmske march giffua til een wedherkennelse, [...] och förbemalte Summa aldrig än vara betaalt [...]²²⁵

Die Konstruktion des Gegners Petrus Parvus wird durch rhetorische Fragen und personifizierende, anschauliche Beschreibung bewältigt. Es scheint nicht auszureichen, nur den Text des Petrus Parvus zu zitieren und zu kommentieren; dessen Autor muß auch selbst anwesend sein und seine eigenen Aussagen – seine Lügen – wiederholen.

Hwij skakar du nu, Peer Lille, så offta titt rödha och bredha skägg? kan skee tigh förtystar, at thine egne haffua tigh förrådt, och tine lögner vptäckt? Nemligen, at the Swenska haffua förwisso sin härkompst aff Magog vthur Scythien, och icke aff Switzerland, som du offta fabulerar [...].²²⁶

Die Fiktion vom Giftzwerg mit dem roten Bart ist signifikant, weil das, dessen Präsenz hier im Präsens adressiert wird, nicht der Autor – der ist schon lange tot – sondern im klassischen Sinne der Metonymie sein *Werk* ist. Beiden Texten, dem *Geenswar* und der Schmähsschrift Per Lilles, wird auf diese Weise Personenstatus zugesprochen; dadurch wird es möglich, die von ihnen geschaffenen Texte als eine Reihe von Sprechhandlungen zu adressieren. Eine Textaussage, die die Darstellung des *Geenswar* unterminiert, wird so als Knurren, Kopfschütteln, Sträuben, d.h. als körperliche Reaktion beschrieben. Weil damit beide Texte Körper erhalten, ihre Geschichtlichkeit als Sterblichkeit in ein suggestives Bild gebracht wird, ist es dem *Geenswar* möglich, die Zeit überhaupt außer Kraft zu setzen. Was Petrus Parvus fünfzig Jahre zuvor geschrieben hat, rückt an die Gegenwart heran, es ist plötzlich und paradoxe Weise Folge dessen, was Messenius als Entgegnung darauf fünfzig Jahre später abfaßt. Durch diesen Trick gewinnt das *Geenswar* eine ganz bestimmte

²²⁴ Messenius. *Geenswar*. 158. „Hwij streetar du nu så emoot Peer Lille? Hwadh morrar du Rosenfod?“

²²⁵ Messenius. *Geenswar*. 176-7. ‘Doch mir scheint, Peer Lille, Du trägst Dich mit noch einem Wechselbalg? Vielleicht bringst Du an, daß die dänischen Schreiber gemeinhin bezeugen, daß die schwedischen Legaten König Hans am *herredag* zu Kopenhagen, der im Jahr 1509 gehalten wurde, jährlich dreizehntausend Stockholmer Mark als Gegenleistung versprachen, [...] und daß die genannte Summe niemals bezahlt wurde [...].’

²²⁶ Messenius. *Geenswar*. 51. ‘Was schüttelst Du nun, Peer Lille, so oft Deinen roten und breiten Bart? Vielleicht verdrießt Dich, daß Deine eigenen Leute Dich verraten und Deine Lügen aufgedeckt haben? Nämlich, daß die Schweden ihre Herkunft mit Sicherheit von Magog aus Scythien, und nicht aus der Schweiz haben, wie Du so häufig fabulierst [...].’

Form von Autorität: es eröffnet das Gespräch, gegenüber seinen Aussagen können jene des dänischen Textes nur verspätet, unoriginell und nachgeordnet (kontingent!) wirken – wo die Realität doch genau umgekehrt ist, weil ja Petrus Parvus den Anfang gemacht hatte.

Mit dem rhetorischen Verfahren, das der Text bei der Darstellung seines Widerparts zur Anwendung bringt, lassen sich zwar auch andere Funktionsweisen assoziieren: die burleske Schilderung des Gegners verleiht dem sonst recht trockenen *Geenswar* einen gewissen Unterhaltungswert, und daß Rosenfod durchgehend pejorativ beschrieben wird, mag den Nerv der an aggressive dänenfeindliche Propaganda gewöhnten Volksseele treffen. Johannes Messenius, der von ca. 1579 bis 1636 lebt, gilt zusammen mit seinem „dödsfiende“ Erich Göransson Tegel – „ehuru båda voro ytterst tvivelaktiga existenser“ – als wichtigster schwedischer Historiograph der Jahrhundertwende. Seine v.a. zur Regierungszeit Karls IX. stark polemische anti-dänische und anti-papistische Textproduktion paßt gut in das Bild, das die Forschung von der Geschichtsschreibung im sog. ‘Zeitalter der politischen Polemiken’ entwirft, die fast ausschließlich aus „nidskrifter“ bestehe und Ausdruck der allgemeinen „politiska förvildningen“ sei, die erst mit Gustav Adolf ende und einer wissenschaftlicheren Historiographie Platz mache.²²⁷

Aber auch wenn Messenius lateinisches *Geenswar* von 1616, selbst in der Forschung namentlich nicht erwähnt, sowohl gattungshistorische als auch werkhistorische Vorläufer hat – berücksichtigt ist etwa das von Gustaf Vasa in Auftrag gegebene *Genswar på then Danske Crönike* von 1558, und auch Messenius selbst verfaßt bspw. eine antijesuitische *Retorsion oc gensuars skriff*²²⁸ –, sollte von diesen politischen Kontextualisierungen nicht überdeckt werden, daß auf der Ebene der Poietik im *Geenswar* die Fiktion der Dialogizität nicht nur mit der Tradition polemischer Rhetorik, sondern mit der Lösung ihres spezifischen Darstellungsproblems zusammenhängt.

Wie kann ein Text, der seine Zufälligkeit so offen ausstellt wie das *Geenswar* und die Originarität des Ortes, von dem aus er spricht, so bewußt hintertreibt, seiner Darstellung Glaubwürdigkeit/Autorität verleihen? Wie kann er, konkret gesprochen, die Streitfragen der schwedisch-dänischen Vergangenheit der Wahrheit entsprechend beantworten und ein Nationales konstruieren, das mit sich selbst identisch ist? Eine Vorgehensweise, die für den Text naheliegt, ist die Delegierung von eigener Autorität an andere Texte, und wenn nicht an die Heilige Schrift, so doch an einen Kanon von *auctores*, die durch ihr Alter und ihre universelle Verbreitung für die Seriosität dessen, was der Text sagen will, geradestehen. Das ist, wie schon bei Arvidi zu

²²⁷ Schück, Henrik. *Sveriges litteratur intill 1900*. Bd. 1. Stockholm: Geber, 1935. 81-3. ‘Todfeind’; ‘obwohl beide äußerst zweifelhafte Existzenzen waren’; ‘Neidschriften’; ‘politische Verwilderung’.

²²⁸ Vgl. Schück, Henrik. *Sveriges litteratur till frihetstidens början*. 2. überarb. u. erw. Aufl. Stockholm: Geber, 1911. Teil 1 von *Illustrerad svensk litteraturhistoria*. Von Henrik Schück und Karl Warburg. 294-8: 295, 297.

sehen war, die Aufgabe der rhetorischen *Imitatio*, die auch das *Geenswar* benutzt, indem es Quellenarbeit leistet und andere – historische wie historiographische – Texte an seiner Statt sprechen lässt, sie oft seitenweise wörtlich zitiert. Um diesem ebenfalls dialogischen Darstellungsverfahren ein äußeres Zeichen zu geben, werden die Autoritäten, als Schutzgottheiten und bibliographische Referenz zugleich, vor dem Texteingang des *Geenswar* als Register postiert:

Register | På thet XLIX. berömlige och tro-l wärdighe Authorer, aff hwilcka man i |
thetta Geenswaar ett sanfärdigt | witnesbörd annammat | haffuer. |

M. Adamus Bremensis.	Franciscus Algerman.
D. Adam. Henricpetri.	D. Henricus Pædionæus.
Anonimus Danicus	Hermannus Schedels.
quidam.	Hermannus Bonnus.
Berosus Chaldæus.	Huitfeldius.
Chytræus.	Jacobus Ziglerus.
Claudius Ptolomæus.	Jacobus Bergomensis.
Cominæus.	Johannes Annius
Crancius.	Viterbiensis.
Damianus à Goës.	Johannes Bodinus.
Demetrius Valerius	Johannes Botherus.
Demosthenes.	M. Johannes Martini.
D. Ericus Vbsalensis	Jornandes Gothus.
Erpoldus Linden-	Josephus.
bruchius.	Islandiæ Chronicon.
Euripides.	Isidorus.
Isocrates.	Paulus Jovius.
Leges Suecorum	Petrus Tercensis.
vetustissima.	Rhythmicum Sueciæ
Levinus Lemnius.	Chronicon.
Ludovicus Vives.	Saxo Grammaticus.
Marcus Cato.	Sophocles.
Mathias Vestemonast.	M. Stephan Prætorius.
Menander.	Strabo.
Munsterus.	Tacitus.

Ovidius.

Thomas Fregius.

Paulus Orosius.

& Virgilius.²²⁹

Unter der Liste folgt noch ein kleiner Vers:

Thesse Patroner tagher iagh | Mig til witne, medh skääl och lag: | Peer Lille förer ingen fram, | Benögder medh sweek, lögn och skam.²³⁰

Petrus Parvus, so scheint hier bedeutet, konnte nichts anderes als eine Lügenschrift produzieren, da er keine Patrone hatte, die für die Wahrheit seiner Aussagen bürgten. Wie der Schüler die Autorität des Lehrers, der Bischof die des Königs, der Stipendiat diejenige seine Mäzene instrumentalisiert (vgl. das Vorwort des Übersetzers), so lehnt sich das *Geenswar* das, was es selbst nicht hat, den Status textueller Originarität, die unverwechselbare Identität gleichsam sakrosankter Texte.

Und doch kann der Text dies nicht tun, ohne seine Originarität auch selbst zu demontieren. Das Geliehene wird immer darauf verweisen, daß nichts Eigenes vorhanden ist, und wird die instabile Identität des *Geenswar* nur umso schärfer hervortreten lassen. Auch der Ausweg aus dieser scheinbaren Aporie, in die sich der Text durch seine Verwendung der Imitatio begeben hat, liegt in seiner Öffnung auf andere Perspektiven, im Dialog. Nur durch den Dialog, der andere Positionen neben der eigenen zuläßt, kann der Text, der sich ja bewußt in die Geschichte einschreibt, die notwendige Autorität aufbauen, die seine spezielle Version der Geschichte glaubwürdig macht.

Dies funktioniert mit Hilfe eines noch heute gebräuchlichen Verfahrens, der Quellen- und Textkritik. Statt überhaupt die Möglichkeit zuzulassen, irgendein Text könne eine absolute Wahrheit erlangen, nimmt das *Geenswar* seine Quellen als das, was sie sind, als Texte. Jede Quelle darf nun, was den Informationswert ihrer Darstellung angeht, angezweifelt oder in Betracht gezogen werden, alle sind in gleicher Weise legitimationsbedürftig, keine verfügt über Qualitäten, derentwegen sie notwendig fehlerfrei sein müßte, oder einen Wesensfehler, der sie durch und durch verderben würde. Der Begriff der Wahrheit selbst wird dadurch zu etwas, das sich diskursiv bildet, indem das *Geenswar* eine Stimmenvielfalt inszeniert – der Text besteht zum größeren Teil aus Quellenzitaten – und jede einzelne kritisch befragt.

Wer sagt wo die Wahrheit? und wer irrt sich wo? Diese Fragen strukturieren die nächste Passage aus dem *Geenswar*, in welcher problematisiert wird, ob die Götar von Magog oder dessen Sohn Gog abstammen. Daß hier gelegentliche Sachfehler in autoritativen Quellen vom *Geenswar* durch Verweis auf die sprachliche Kontingenzerfahrung entschuldigt werden, deckt sich vollkommen mit den oben erarbeiteten Befunden zur Poiesis des Textes:

²²⁹ Messenius. *Geenswar*. [vii^r]-[vii^v]. ‘Register über die 49 berühmten und glaubwürdigen Autoren, von denen man in dieser Erwiderung ein wahrheitsgemäßes Zeugnis erhalten hat.’

²³⁰ Messenius. *Geenswar*. [vii^v]. ‘Diese Patrone nehme ich mir mit Fug und Recht zu Zeugen: Peer Lille führt keine an, zufrieden mit Trug, Lüge und Schande.’

Hwarföre på thet sådan oenigheet ibland thesse Scribenter må försonas, är aff nöden fly til en Swenske historian, hwilcken denne trättan wäl åthskillier, at Gethar, Gog, God eller Goth war Magogh son: Och kunne denne wilfarelsen lätteligen i den Danske Crönikan infalla, för then idkelige förändring, vthi theras tungomål, såsom och för tijdzns [!] ålderdom: Den gamble Engliske Scribenten *Matthias Vestmonasteriensis*, och så medh then Swenske Historia samtycker, kallandes honom Goth.²³¹

Mitunter kann es auch geschehen, daß ein sonst zuverlässiger Informationslieferant wie der dänische Chronist Harald Huitfeld, der für einen Großteil der Darstellung im *Geenswar* als Zeuge geradestehen muß, sich an einer Stelle irrt; dies entwertet seine sonstigen Aussagen aber nicht; vielmehr wird der Irrtum durch das Einholen zusätzlicher Expertise aufgefangen: „Men wij wele och höra Erpoldi Lindenbruchs witnesbörd i thenne saak [...].“²³²

Auf diese Weise nimmt sich dieser Text selbst zum Maß aller Dinge; dies ist sein Weg zur Autorität. Denn die experimentelle Freiheit, welche Textpraktiken gewähren, die sich im Rahmen einer immer wieder neu zu gewinnenden, nicht verbindlichen Textidentität abspielen, wird zwar auch den anderen im *Geenswar* gegenwärtigen Texten zugestanden, doch haben diese immer nachgeordneten Status. Das poetische Modell, als das sich das *Geenswar* selbst konstruiert, wird auf sie nur übertragen. Sie können diesem ähneln, müssen sich an ihm messen, kommen aber später, auch wenn es sich um wesentlich ältere Texte handeln sollte. Der Text des Petrus Parvus wird deshalb weniger eines konkreten inhaltlichen Details wegen skandalös – diese können wegargumentiert werden ; seine Anstößigkeit liegt gerade darin begründet, daß er leugnet, seinen Anfang aus zufälligen Gegebenheiten, im Spannungsfeld widerstreitender Bedingungen genommen zu haben:

Ja, han skonar och icke Sveriges Rijkes stoormächtige Konungar och Föreständare: Ty Byrger Järl, Konung Waldemar, Konung Måns Ladulåås [...] blyes han icke mongstädes i sin Smädebook, vthan nogon sanning och redelighet, för oärlighe Herrar, och grymme Tyranner vthropa: Oanseetd han strax i samma sin Smädebooks första begynnelse, medh een Dansk skrymtachtigheet, förnekar effter räffue arten, sigh hwarken fremmande nationers, eller höghe Personers i kall och condition stadde, såsom och icke heller Privat Personers ähra, godha nampn och rychte, willia någorleedes medh sin skrifft förkleena eller försmädha.²³³

²³¹ Messenius. *Geenswar*. 58-9. ‘Um folglich diese Uneinigkeit zwischen den Skribenten zu versöhnen, ist es notwendig, sich zur schwedischen Geschichte zu begeben, welche in dieser Sache klar unterscheidet, daß Gethar, Gog, God oder Goth Sohn des Magog war: und dieser Irrtum konnte der dänischen Chronik leicht unterlaufen wegen der schnellen Veränderung der Sprachen [der Skribenten] und des Alters der Zeit. Der alte englische Schreiber Matthias Vestmonasteriensis stimmt auch mit der schwedischen Geschichte überein, und nennt ihn Goth.’

²³² Vgl. Messenius. *Geenswar*. 238-45, hier 240. ‘Aber wir wollen auch das Zeugnis des Erpoldus Lindenbruch in dieser Sache hören [...]’

²³³ Messenius. *Geenswar*. 3. ‘Ja, er schont auch nicht die großmächtigen Könige und Vorsteher der Schweden: denn Birger Jarl, König Waldemar, König Magnus Ladulås [...] schämt er sich nicht, allenortens in seinem Schmähbuch, ohne Wahrheit und Redlichkeit, als unehrliche Herren und grausame Tyrannen zu bezeichnen: obwohl er ganz am Anfang seines Schmähbuchs mit dänischer Verschlagenheit nach Art des Fuchses verneint, im Dienst fremder Nationen oder hoher

Die Passage ist gleichsam das Gegenstück zu der Entstehungsgeschichte des *Geenswar*, die der Übersetzer des Textes anfänglich erzählt hatte, d.h., Peder Lilles Text wird eben an jenem poetischen Entwurf gemessen, es wird ihm unterstellt, er verschweige seine (patriotischen, eigennützigen) Intentionen und die persönlichen und institutionellen Abhängigkeiten, die zum Entstehen seiner Polemik geführt hätten. Diese als Lügenhaftigkeit klassifizierte Auslassung in Petrus Parvus Text wird vom Geenswar implizit auf die ganze Poiesis der gegnerischen Darstellung bezogen: dieser Text fingiert, er sei kein Text (das ist die poetische Fiktion, die bspw. auch Sleidanus bewußt einsetzt). Petrus Parvus muß sich auch noch einer weiteren Verschleierung zeihen lassen, die das *Geenswar* selbst bewußt umgeht: die dänische Schmähsschrift hält sich nicht an das, was sie am Anfang verspricht, sie ist eine Betrügerin, die ihre Intentionen hinter einem falschen Programm versteckt, eine Taschenspielerin im Gegensatz also zum *Geenswar*, das ja mit offenen Karten spielt. Der Schluß des dänischen Textes kommt nicht mit seinem Anfang überein, Parvus verstößt gegen seine eigenen Prämissen:

Hwilket [...] icke öffuereens kommer medh begynnelsen, vthi hwilket tu tilkenna giffuer, tigh sielfuan haffua sådane lögne Skriffter i Konung Christierns then tyran-nens Cancellij sammansanckat, och nu betyger tu twärt emoot, them hafua tig aff konung Hansses Secreterare bekommit: Och för then skull hwarken du Rosenfod medh tigh siellff, icke häller dine *documenter*, och mycket mindre din Hädebook, komma öffuereens medh sanningen [...].²³⁴

Wird die Schrift Petrus Parvus also gleichsam als Werk eines handwerklich geschickten, die Gunst der Gelegenheit nutzenden Trickbetrügers dargestellt, der aber nicht zu einer stimmigen Gesamtkomposition fähig ist, so tritt das *Geenswar* selbst gleichsam als Künstler auf, der die Bedingungen und die Regeln seiner Kunst (seine Poiesis) gesamthaft selbst entwirft. Doch ein Taschenspieler ist das *Geenswar* schließlich auch selbst, das sich den Gelegenheiten entgegenwirft und im Wortsinn aus der Not eine Tugend, aus der Existenzbedrohung der Kontingenz seine Existenzgrundlage macht. Der falschen Identität, die sich der Text nun verleiht, entspricht die Fiktion einer anderen, ebenso falschen Identität, die er für die Schrift des Petrus Parvus erfindet. Genauer betrachtet stellt sich nämlich heraus, daß der dänische Text weder die Kontexte seiner Herkunft verschleiert noch die Absichten und Verfahrensweisen seiner Darstellung, im Gegenteil stützt er seine Rede in gleicher Weise auf Quellenlektüren und macht er seine Entstehungsgeschichte ebenso transparent wie das *Geenswar* die seine.²³⁵ Letzteres stärkt die eigene Wortgewalt, indem es die des

Personen zu stehen, und daß er auch die Ehre, den guten Namen und Ruf von Privatpersonen mit seiner Schrift in keiner Weise verkleinern oder schmähen wolle.'

²³⁴ Messenius. *Geenswar*. 8. 'Was [...] nicht mit dem Anfang zusammengehen will, wo Du mitteilst, daß Du selbst solche Lügenschriften in der Kanzlei von König Christian dem Tyrannen zusammengetragen habest, doch nun dem entgegen bezeugst, sie vom Sekretär König Hansens bekommen zu haben: und deshalb stimmst weder Du, Rosenfod, mit Dir selbst, noch Deine Dokumente, und noch viel weniger Dein Schmähbuch mit der Wahrheit überein [...].'

²³⁵ Vgl. Messenius. *Geenswar*. 4-6, 7-8.

anderen durch Verzerrung der wirklichen Verhältnisse hintertreibt: indem es sich selbst als Negativ abbildet, konstruiert es sich den Erzfeind, der so nichts anderes ist als der Gegenentwurf des schwedischen Textes.

Vor diesem Hintergrund erstaunt es um so mehr, daß das *Geenswar* nicht nur davon ausgeht, seine Referenzautoren könnten sich zuzeiten irren, sondern selbst dem doch in verschiedener Hinsicht als korrumpiert dargestellten Werk des Dänen in einigen Fällen Wahrheitstreue und Quellenwert zugesteht:

För hwilcken skuld, icke sielfua Peer Lille, Kong Hans rätteligan befrija kan, vthan såledhes ther om godwilleligen i sin Smädebook bekennen: Besynnerligen förtröt thet Steen Stvre, segher han, sampt någhre andre Sweriges herrar, at Kong Hans them Danskom [...] Sweriges rijkes befästningar och förlänningar antwardade, oc infödde Swenske män, som öfuer them tilförenne befalningen hade, plåtzligen affsatte [...].²³⁶

Ganz überraschend ist diese Form der Referenz freilich nicht: wer den Gegner gegen sich selbst sprechen läßt, oder wie es hier ausgedrückt wird, wer ihn mit dessen ‘eigenem Schwert und Speer heftig antastet’,²³⁷ der hält die besten Argumente. Auf der Ebene der Quellenarbeit entscheidet das *Geenswar* an der Statt des dänischen Kontrahenten, wer die Seinen sind, welche Autoritäten zu ihm gehören, welche Identität er selbst hat. Es ist selbstverständlich die dänische, und da ein Däne, so meint das *Geenswar*, auf einen Schweden nicht hört, werden schwedische Stimmen nur sehr bedingt hinzugezogen und ist das Gros der Referenztexte dänischer Herkunft. Erik von Upsala hat nicht deshalb Wert für die Darstellung des *Geenswar*, weil er eine wissenschaftliche Autorität darstellt, sondern weil Peder Lille ihn für einen ‘glaubwürdigen Skribenten’ hält.²³⁸ Das hier angewandte rhetorische Verfahren gründet auf einer zweifachen Relativierung des Wahrheitsbegriffs: die Wahrheit von Aussagen ist sowohl abhängig von dem Ort, an den sie sich richtet, als auch von dem Ort, von dem her sie kommt. Argumente, dies ist die Voraussetzung für das Sprechen des *Geenswar*, haben eine Nationalität.

Hinter dem überlieferungsgeschichtlichen Bewußtsein des *Geenswar* steckt nicht nur die Frage nach textueller Identität. Daß diese vielmehr nur als eine Variante im Spektrum einer ganzen Reihe von Subjekt-, Sozial- und Nationalidentitäten auftritt, gibt der Text schon ganz am Anfang, in seinem Titel, zu erkennen. Es handelt sich nicht um Analogiebildungen; Texte, so glaubt das *Geenswar*, funktionieren nicht nur *wie* Subjekte, Nationen und Kulturen, all dies ist *auch* Text. Die Poetik des

²³⁶ Messenius. *Geenswar*. 154-6. ‘Von welcher Schuld nicht einmal Peer Lille König Hans rechtmäßig befreien kann, sondern darüber in seinem Schmähbuch folgendes gutwillig angibt: Besonders verdroß es Sten Sture, sagt er, wie auch andere schwedische Herren, daß König Hans den Dänen [...] die Festungen und Pachten des Schwedenreiches überantwortete und die eingeborenen schwedischen Männer, die vorher über sie den Befehl hatten, plötzlich absetzte [...]’

²³⁷ Messenius. *Geenswar*. 20. „När iagh således medh tigh först haffuer skörmytzlat, och tig medh titt egit swärdh och spiw häffteligen antastat“.

²³⁸ Vgl. Messenius. *Geenswar*. 103.

kontingenten Textes gilt in gleichem Maße für die konstruierte Nation, das erfundene Subjekt, die produzierte Kultur.

Das zweite Kapitel des Textes ist in dieser Hinsicht aufschlußreich. Verhandelt wird ein klassisches philologisches Thema, die Autorfrage: wer steckt wirklich hinter dem Namen Petrus Parvus? Die, welche die Person gleichen Namens gekannt haben, so heißt es, und mit ihr freundlichen Umgang pflegten, können an deren Verfasserschaft nicht glauben: größere Lust als am Bücherschreiben habe Parvus zeit seines Lebens, bei Tag und bei Nacht, an der Gesellschaft der Bierkanne im Maischhaus gefunden, sei auch kaum des Lateinischen mächtig gewesen.²³⁹

Och therfore är troligen thenne Smädeskriftens *Authorem*, lijka såsom vnder en larff, haffua sigh icke vnder någons nampn beqwämligare, än vnder titt, kunnat fördöllia. [...] Yttermeera behaagadhe förbemälte phantastiske Sribent, sådant sitt lögnachtigha wärck i liwset låta vthgå vnder *Parvi*, eller Peer Lilles nampn, effter *Johannes Magnus* hans wederpart [...], brukade thet wedhernampnet, Stoore, såsom han och war vtaff then gambla och nampnkunnoga Stoorers slächt och *Familia* i Sverige affkommen, at således then Lille emoot then Stoore, lijka som *David* emoot *Goliath* [...] fächtandes, skulle du behälla och medh tigh heembära krantzen [...].²⁴⁰

Auch der vom *Geenswar* imaginierte und der Lektüre nahegelegte gegnerische Text baut indes ein Alias auf, eine Person, die an seiner Stelle spricht. Wenn das *Geenswar* einen metonymischen Dialog inszeniert, so nimmt es folglich den anderen Text beim Wort, lernt von dessen Vorgaben, aus dessen Darstellungspraxis, denn es adressiert im folgenden den rotbärtigen Trunkenbold, als gebe es ihn wirklich. Zugleich aber vergißt es nie, daß hier mit fingierten Identitäten, mit kontingenenten Texten gespielt wird. „[T]il thes min sanskyllige wedherpart slår helmen vp, och giffuer sitt nampn på banen an“,²⁴¹ will das *Geenswar* streiten; auf diese Weises reartikuliert es sein Darstellungsziel, den Kampf um die eigene Identität. Und doch ist ein Gesicht nichts: es hat keine Bedeutung; für den Text steckt Identität im Namen, ihn in Erfahrung zu bringen heißt Macht über den Kontrahenten zu gewinnen. Dem Signifikanten des Namens, der in zufälliger Weise an das Signifikat, die Person, gebunden ist, wird in der Poetik des *Geenswar* nicht nur zugestanden, er könne diese Persönlichkeit wahrheitsgemäß, d.h., in erschöpfer Weise abbilden, sondern er sei selbst identisch mit ihr, Person und Name in magischer Weise miteinander liiert.

²³⁹ Vgl. Messenius. *Geenswar*. 10.

²⁴⁰ Messenius. *Geenswar*. 11, 12. ‘Und deshalb ist es wahrscheinlich, daß sich der Autor dieser Schmähsschrift, wie unter einer Larve, sich unter keines Namens bequemer hätte verbergen können als unter Deinem. [...] Und ferner behagte es dem genannten phantastischen Skribenten, dieses sein lügenhaftes Werk unter dem Namen des Parvus oder Per „Lille“ [‘klein’] zu veröffentlichen, da sein Gegner, Johannes Magnus [...], den Beinamen „Store“ [‘groß’] trug, da er auch aus dem alten und namhaften Geschlecht und der Familie der Sture aus Schweden stammte, so daß also der Kleine gegen den Großen, wie David gegen Goliath [...] fechtend, Du den Kranz behalten und nach Hause tragen könntest [...].’

²⁴¹ Messenius. *Geenswar*. 18. ‘Bis mein wirklicher Widerpart den Helm aufschlägt, und auf der Turnierbahn seinen Namen angibt’.

Och ey finner iagh någon annan orsaak til thenne långwarighe tystheeten och tålmodigheeten, hoos mine Landzmän the Swenske wara, än at the sigh i thesse femtija tw åhr, haffua altijdh medh ett godt samweet tröstat, och på näst omliggande Nationers om sitt godha nampn och rychte, sanfärdigha witnesbörd förlåtit. [...] Men sannerlingen, min mening hafuer altijd warit twärt emoot, effter thet iagh vthaff förfarenheeten seer och förwissa märcker, at lijka såsom then som altijdh gärna wijstas i soolskijnet, han blifuer omsijder swarter: Altså meente iagh, then som länge wijstas vthi ett skamligt rychte, fast han oskyldig är, dogh wid hans godha nampn iw någre fläckior småningom fastna, så framt han them icke strax affstryker [...].²⁴²

Der Schlüssel, der das Spiel mit den Identitäten und die Darstellungsabsichten des *Geenswar* erklären hilft, liegt in eben diesem Bild: die Überlieferung klebt. Zeichen und Texte, Darstellungen, die im Laufe der Zeit zur Kennzeichnung eines Sachverhaltes, einer Person verwandt werden, bleiben an diesen haften, indem sie das frühere, das eigentliche Zeichen, den *Namen*, wie Flecken überdecken. Das was Signifikationspraxis, Sprachgebrauch ist, wird sofort zum Signifikationssystem. Genauso wenig, wie jemand, dessen Körper in der Sonne schwarz wird, von schwarzer Hautfarbe ist, wird eine Person das sein, als was sie bezeichnet wird; derartige biologistische Erklärungen stehen dem Text ebenso fern wie der Glaube an ein natürliches Zeichen. Tatsächlich spielt der Essentialismus, die Frage danach, wie eine Sache wirklich ist, in der Welt des *Geenswar* überhaupt keine Rolle; es ist müßig, darüber zu spekulieren, da das, was zählt, allein die Vokabularen sind, mit denen Objekte beschrieben werden.

Seine Begründung, warum die Dänen keine Götar sein können, kehrt sich deshalb gegen den Text selbst: wer lange genug mit den Götar in Gesellschaft ist, wird götisch, wenn ‘götisch’ nichts weiter ist als eine Beschreibungsmöglichkeit von Praktiken, Umgang und Gebräuchen:

Men hwadh den Göthiska tytelen belanger, den de Danske Konungar nu brwka, haffua the ingen rättigheet til honom: Efferty Danska äro icke Göther, vthan allenast Göthernes stalbröder, elliest alle andre Göthernes krijgzgesäller, som vthanlandz med them wäre, skulle på samma sätt för Göther hållas och nämpnas [...].²⁴³

Vor diesem Hintergrund kann nun auch der Zusammenhang zwischen der Frage nationaler Identität und diskursiver Wahrheit geklärt werden. Der Text führt nämlich

²⁴² Messenius. *Geenswar*. 14-5. ‘Und ich finde keine andere Ursache für diese lange Stille und Geduld bei meinen Landsleuten, den Schweden, als daß sie sich in diesen 52 Jahren mit einem guten Gewissen getrostet und sich bei den umliegenden Nationen auf das Zeugnis ihres guten Namens und Rufes verlassen haben [...]. [...] Doch um ehrlich zu sein, war meine Ansicht immer genau umgekehrt, da ich aus Erfahrung sehe und als gewiß erachte, daß, genau wie einer, der sich gerne im Sonnenschein aufhält, irgendwann schwarz wird, auch bei jenem, der sich lange einem schändlichen Ruf aussetzt, auch wenn er unschuldig ist, sich doch allmählich einige Flecken auf dem guten Namen festsetzen, wenn er sie nicht sogleich abstreift [...].’

²⁴³ Messenius. *Geenswar*. 85-6. ‘Doch was den götischen Titel betrifft, den die dänischen Könige nun in Gebrauch haben, so haben sie kein Recht auf ihn: weil die Dänen keine Götar, sondern nur Stallbrüder der Götar sind, da sonst alle anderen Kriegsgesellen der Götar, die im Ausland mit ihnen zusammen waren, auf die gleiche Weise für Götar gehalten und genannt würden [...].’

seine dänischen Referenzautoren fast immer mit dem Argument ein, sie seien nicht nur vom gleichen Schlag, sondern sogar vom gleichen Blut wie Petrus Parvus – die Rede ist bspw. von „infödda art“, von Lilles „blodzförwant Harald Hvitfeld“, von „tine egne landzmän“ und von „Saxo thin sworne broder“.²⁴⁴ Der Verweis auf das gemeinsame Blut wird instrumentalisiert, um Petrus Parvus zur Anerkennung von Texten zu zwingen, die seinen eigenen auslöschen.

Dabei hat in der Welt des *Geenswar*, die eine textgenetische und nicht eine biogenetische ist, dieser Verweis keinerlei bedeutungsmäßige Kraft. Schwedisch-Sein und Dänisch-Sein sind für ihn so wenig existent wie andere Biologismen; mit ‘schwedisch’ und ‘dänisch’ können nur textuelle Verhaltensweisen bezeichnet werden, die sich im Diskurs bilden, ohne den Text auf die Weise zu determinieren, wie es ein genetischer Code tut. Die Quellentexte dänischer Herkunft sind nicht dänischer als das *Geenswar* selbst, im Gegenteil, sie pflegen Gemeinschaft mit diesem, teilen seine Meinungen, sind also in Wahrheit schwedisch, da sie für die korrigierte schwedische Überlieferung sprechen, die das *Geenswar* gerne an der Stelle der vorangehenden dänischen sehen möchte. Sollte eine dieser Autoritäten mitunter anti-schwedisch argumentieren, wechselt sie sogleich ihre Identität; Hvitfeldt ist in dem Maße Schwede, wie er der schwedischen Propaganda zudient, und in dem Maße Däne, wie er ihr widerspricht.

Auch in bezug auf die Nationalidentität zeigt sich, daß eine Vokabel, ein Text den anderen ablöst; dadurch, daß die Zeit immer weiter geht, setzt sich auch der Prozeß der Signifikation immer weiter fort und bleibt erst stehen, wenn es keine Überlieferung mehr gibt, wenn nicht mehr weitergesprochen, weiterbezeichnet wird. Dies ist die ständige Gefahr, die von Texten ausgeht und der das *Geenswar* als Erwiderung begegnet: zwar ist keine Darstellung an sich endgültig, wird ihr aber nicht widersprochen und sie nicht durch eine andere Darstellung abgelöst, bleibt sie als das, was das von ihr bezeichnete Objekt bedeutet, stehen. Insofern repräsentiert und ersetzt der Signifikant nicht das Objekt, er ist, weil er das einzige Sichtbare am Objekt ist, das einzige, was in der Praxis dieses Objekt tatsächlich *ist*.

Diese Zeichenkonzeption liegt hinter der Poetik, die das *Geenswar* vertritt. Ihr zufolge sind Texte Praktiker in der Geschichte, nie wirklich fähig, von außen her auf diese zuzugreifen, aber findig genug, sich wenigstens zeitweise in sie einzuschreiben. Diese textuelle Kontingenz ist ein zweischneidiges Schwert. Denn durch die Möglichkeit, einen Text mit einem anderen zuzudecken, ist Petrus Parvus nicht nur in der Lage, die Lüge festzuschreiben, daß die Schweden keine Überlieferung besitzen. Solange kein weiterer Text diese Darstellung anficht, haben die Schweden tatsächlich keine Überlieferung. Und da für das *Geenswar* die Identität der Nation in ihren Zeichen aufgehoben ist, laufen die Schweden auf diese Weise sogar Gefahr, zu Gesichts- und Namenlosen zu werden, ihre Existenz zu verlieren:

²⁴⁴ Messenius. *Geenswar*. 86, 59, 48, 32. ‘[A]ngeborene Art’, ‘Blutsverwandter Harald Hvitfeld’, ‘Deine eigenen Landsleute’, ‘Saxo, Dein Schwurbruder’.

Förti thenne Danske Scribenten ingalunda skämmes i sine Smädebook, förbrå Swenske och Göther wara med inga booklighe konster och frije lärdomar begåffuade [...], och at theras *Historia* är allenast aff käringe fablar vpdichtat: hwilka sigh och, sägher han, een falsk härkompst skulle haffua tilägnat.²⁴⁵

Die Skepsis des *Geenswar* gegenüber anderen Texten kommt im Verlauf der historischen Darstellung immer wieder zum Ausdruck, und bis zum Schluß gelingt es ihm nicht, die Vorteile der kontingeneten Poiesis von ihren Nachteilen überzeugend zu trennen. Interessant ist z.B., wie diese Unentschiedenheit anlässlich der Frage der dänischen Territorialerweiterungen verhandelt wird.

Och kan hwar och een lätteligen första orsaaken til sådan längtan förnimma, som något litet wil elliest medh sigh öffuerwäga, huru ringa Danmarck war i förstonne begrijpit? och huru småningom sedan the Danska sijne grentzar haffua vthförde och förwydgat. Fördy i begynnelsen, Danmarks rijke allenast begreep Sieland och Juthland, medh någre små och få öyer: Til hwilcka the medh tijdhen först een deel, och sedhan heela Holsten och Skåne, sampt medh Halland och Blekingen, Swenskom falskeligen affhante, tilladhe. Thärnäst tilwällade sigh the Danske, Norige, Iisland, Grönland och Gothland, såsom och någon del aff Lijffland: Och på thet yttersta vnderkuffuadhe sigh Danmarck Dittmarsken: Hwilcken sannerliga Danmarcks rijkes förwijdgelse, icke allenast vthaff Danske Crönikor, vthan och de regerande Konungarnas tytel, på thenne tijd i Danmarck görligen kan förnimma: Ty i förstonne skreffuo the sigh allenast Danmarcks Konungar, sedan Danmarcks, Schlawers och Wänders Konungar, hwilcket sigh tildrogh vnder Konung Knut, åhr effter Christi bördh M.CC. effter såsom *Hermannus Bonnus* vthi then Lybiske crönikan witnar: Men någon tijdh ther effter, Danmarcks, Wändes och Norges Konungar: Dogh är denne Danske Konungarnas tytel på thenne tijdh stoornligen förökter, medhan the sig nu gemeenligen skriffua således: Christiern den fierde, Danmarcks, Norges, Göthers och Wänders Konung, Hertigh til Holsten, Stormarien och Dittmarsken, Greffue til Oldenbärgh [!] och Delmenhärst, etc.²⁴⁶

²⁴⁵ Messenius. *Geenswar*. 2-3. ‘Denn dieser dänische Skribent schämt sich in keinster Weise, in seinem Schmähbuch den Schweden und Göttern vorzuwerfen, sie seien ohne Buchkunst und freie Künste [...], und daß ihre Geschichte allein aus Weibermärchen erdichtet sei, und sich auch, wie er sagt, eine falsche Herkunft zugeeignet habe.’

²⁴⁶ Messenius. *Geenswar*. 83-5. ‘Kann jedermann den Grund für ein solches Begehrn leicht begreifen, wenn er nur ein wenig bei sich überlegt, wie klein Dänemark am Anfang war? und wie die Dänen allmählich ihre Grenzen hinausversetzt und erweitert haben. Denn zuerst umfaßte das Reich Dänemarks nur Seeland und Jütland, mit einigen kleinen und geringen Inseln: Wozu sie mit der Zeit erst einen Teil, und dann das ganze Holstein und Schonen, gemeinsam mit Halland und Blekingen den Schweden falsch entwendet, hinzusetzten. Danach rissen die Dänen Norwegen, Island, Grönland und Gotland an sich, wie auch einen Teil Livlands: und schließlich unterwarf sich Dänemark noch die Dittmarsch. Die Erweiterung des Reiches Dänemarks geht nicht allein aus dänischen Chroniken hervor, sondern kann auch aus dem Titel der in dieser Zeit in Dänemark regierenden Könige deutlich vernommen werden: Denn zuerst schrieben sie sich nur Könige Dänemarks, dann Könige Dänemarks, der Slawen und der Wenden, was sich, wie Hermannus Bonnus in der Lübecker Chronik bezeugt, im Jahr 1200 nach Christi Geburt zutrug; einige Zeit später jedoch Könige Dänemarks, Wendlandes und Norwegens: doch ist dieser Titel

Hier wird, auf den ersten Blick, das Verhältnis hergestellt und analysiert, das zwischen Realität, dem Territorialzuwachs, und ihrem Zeichen, dem Titelzuwachs, besteht: bei näherer Betrachtung aber wird das Verhältnis zwischen Wirklichkeit und Zeichen bis zur Unkenntlichkeit verwischt. Es ist unentscheidbar, welche Veränderung zuerst eintritt, beides, Land und Titel, erfahren einen Zuwachs, der in seiner historischen Entwicklung mit Zeitattributen deutlich beschrieben wird: ‘am Anfang – dann – etwas später – jetzt’.

Die Übersetzung verwendet jedoch nur im Zusammenhang mit dem Zuwachs des Signifikanten für die Landeserweiterung das Wort ‘anwachsen’, „föröka“: im anderen Fall geht es um Annexion (‘unterwerfen, entwenden, an sich reißen’), um kriegspolitische Aktionen also. Während ein Titel also auf scheinbar natürliche Weise wächst, sind in der Beschreibung die durch ihn bezeichneten Gebietsvergrößerungen intentionale Handlungen, Ergebnisse von Praktiken. Die Zeichenhaftigkeit des Namens/des Titels wird bewußt verschleiert, da das *Geenswar* die Gefahr, die davon ausgeht, daß ein neuer Titel eine neue Wirklichkeit schaffen kann, durch die Ausschaltung des Verweisungsprozesses auch generell ausschalten will. In die gleiche Richtung zielt auch die Strategie, statt in der Auseinandersetzung mit der Überlieferung Bildzeichen den Schriftzeichen als Signifikanten vorzuziehen. So wird Erik von Upsala mit der Geschichte zitiert, Königin Margarete habe zur Verhöhnung der Schweden auf die Öremünzen „thet qwinliga könetz heemligha märke“²⁴⁷ drucken lassen. Der Text läßt bewußt nicht gelten, was der dänische Historiker Hvitfeld in dem Zeichen sieht, den veralteten Buchstaben ‘Ö’ nämlich, der den Wert der Münze – eine Öre – benennt.

Der konventionelle Zeichenwert wird hier und an anderen Stellen des *Geenswar* ausgebendet, das Bild mit seinem direkten Abbildungsverhältnis zum Objekt als einzige Deutungsmöglichkeit zugelassen, als könne die Einflußnahme des Zeichens auf die Realität dadurch verhindert werden, daß man sie verharmlost. Denn daß ein sozusagen unschuldiges Verhältnis zwischen Zeichen und Bezeichnetem (wieder)hergestellt werden könnte, bei dem der Signifikant nicht in das Signifikat eingehen würde, glaubt der Text selbst nicht, darf es auch nicht, da er sonst den Ort seiner eigenen Rede, der einzig als Ort der Kontingenz Autorität gewinnt, untergraben würde. Die zeichenkritischen Bemerkungen im *Geenswar* sind letztlich nur ein Versuch, von der Infragestellung der eigenen Darstellung abzulenken, die selbst Text ist und sich auf andere Texte gründet.

Der Einbruch der Darstellung in die Wirklichkeit ist der häufigere Fall, wie die nachstehende Passage zeigt. Dort wird davon gesprochen, daß die Dänen ein Identifikationszeichen, den götischen Titel, über Jahrhunderte hinweg beanspruchen, nicht weil sie sich von den Götar herleiten können, sondern weil einmal eine ent-

der dänischen Könige in dieser Zeit stark angewachsen, da sie sich nun für gewöhnlich wie folgt schreiben: Christian der Vierte, König Dänemarks, Norwegens, der Götar und Wenden, Herzog von Holstein, Stormarn und der Dithmarsch, Graf zu Oldenburg und Delmenhorst, etc.’

²⁴⁷ Messenius, *Geenswar*, 106. ‘[D]as heimliche Zeichen des weiblichen Geschlechts’.

sprechende Konvention verfaßt wurde, und daß sie ferner glauben, ihren Anspruch durchsetzen zu können, indem sie die götischen Bildzeichen, drei Sterne, als Wappen führen. Von der Macht der realen Ereignisse ist hier nicht die Rede, nur von der Macht der Darstellungen.

Men thet skal man här granneligan öfuerwäga, at förnämpsta orsaaken är, hwarföre the Danska ännu brwka then Göthiske tytelen, thet the förmeena sig än i thenne närvoran- des tijd, för Vnionen skul, någon rättigheet til Götha rijket haffua: Och kan man sådant besynnerligan ther aff förmärckia, at för än såsom denne Vnionen, emillan thesse try Norländske rijken giordes och stadfästades, haffua the Danske aldrig sig fördrijstat then Göthiske tytelen bruka, huilket vthgamble Danska Konungars breeff, i deras crönikor införde, nogsamt tilkenna giffua. Thet samma kunne wij och förnimma ther aff, at the och sedhan, Swerikes rijkes eenskylte wapn, the tree Cronor någhon tijdh haffua fört, och aldrigh tilförenne [...].²⁴⁸

Ihr Bild findet die Macht der Darstellung in Brief und Siegel. Durch ‘Brief und Siegel’ wird der Verkauf der Landschaften Schonen, Halland und Blekingen zwischen dem dänischen König Christopher und dem schwedischen König Magnus, genannt Smek, im Jahr 1343 rechtskräftig:²⁴⁹ die Schrift des Briefs und das Zeichen des Siegels determinieren die Zugehörigkeit der Ländereien, „Och derföre förbenempte landskaper på thenne tijdh medh rätta Sweriges Konung tillända borde.“²⁵⁰ Diese Realität, die Brief und Siegel abbilden, ist für alle Zeiten zementiert, und kein anderer Brief, kein anderes Siegel kann diese Verknüpfung, die in der Geschichte einmal zwischen Darstellung und Wirklichkeit hergestellt wurde, wieder rückgängig machen.

So jedenfalls wünscht es sich das *Geenswar*: Brief und Siegel des Kaufaktes sollen ihrer Konventionalität resp. Kontingenz als Zeichen enthoben werden, sie sollen für alle Zeiten eindeutig und klar verständlich (wie ein Piktogramm z.B.) ihr Objekt (den Kaufakt und damit die nationale Zugehörigkeit/Identität der genannten Landschaften) abbilden. Alle nachträglichen Dokumente, die die Ansprüche der Dänen wieder geltend machen wollen, sind deshalb falsch, sie lügen; sie tun dies als Früchte einer verderbten Überlieferung; und zwar nicht im philologischen, sondern im moralischen Sinne. Der nächste Dänenkönig, Waldemar, bringt Magnus Smek

²⁴⁸ Messenius. *Geenswar*. 86-7. ‘Doch muß man gründlich bedenken, daß die erste Ursache, de- rentwegen die Dänen heute noch den götischen Titel verwenden, darin besteht, daß sie auch in der gegenwärtigen Zeit, der [1524 aufgelösten nordischen, B.S.] Union wegen, glauben, An- spruch auf das Reich der Götar zu haben. Und man kann dies besonders daran sehen, daß, be- vor diese Union zwischen den drei nordischen Reichen errichtet und festgelegt wurde, sich die Dänen nie erdreisteten, den götischen Titel zu brauchen, was uralte Briefe der dänischen Könige, zitiert in deren Chroniken, klar zu erkennen geben. Das gleiche können wir auch daraus ersehen, daß sie danach das eine schwedische Wappen, die drei Kronen, eine Zeit lang führten und zuvor nie.’

²⁴⁹ Vgl. Messenius. *Geenswar*. 211-2.

²⁵⁰ Messenius. *Geenswar*. 225. ‘Und deshalb sind in jener Zeit die genannten Landschaften rechtens in den Besitz der Könige Schwedens gekommen.’

nämlich dazu, ihm nicht nur die Landschaften, sondern auch die Kaufbriefe, die er dann verbrennt, wieder zu überantworten.²⁵¹

Dem Text ist es in diesem Zusammenhang wichtig, die Macht der Darstellung und die königliche Macht zusammenzuführen. Der Herrscher ist Sachwalter von Dokumenten, ein „gömare“,²⁵² seine Macht soll die nationale Überlieferung schützen. „Fördy hwad är annat een Konung, än sine vndersåteres tienare, oc sit rijkewächture, och thes documenters och rättigheeters förwarare och förswarare?“²⁵³ Nicht von ungefähr spricht der Text soviel von der Herkunft von Texten – von seinem eigenen Anfang und dem seiner Quellen; die Kanzlei als Ort, an dem die Überlieferung aufbewahrt wird, ist ein magischer Punkt, ein Ort außerhalb der Zeit; von dem andere Texte, wie dieser Text, das *Geenswar*, ihren Anfang nehmen. Obwohl aber alles daran gesetzt wird, den Ort der Überlieferung vor den Gefahren der Zeit zu sichern, indem die größte geschichtliche Macht, der König, zu ihrem Schutze aufgeboten wird, ist der Text doch besessen von der Vorstellung der brennenden Bibliothek und sähe stattdessen lieber eine steinerne Kanzlei:

Til thet första, oanseedt wäre förfäder i förtijden, winlaade sig så wäl inrijkes såsom och vthrijkes om manlige bedreffter, och härlige gärningar, och therfore hade förtient hoos effterkommandom ett ewight looff och beröm: Dogh lickawist haffua the icke warit så ähregiruga, at the sine prijsslige wärck och manhaftigheet, effterkommandom til rättelse, haffua beskriffua latit: Föry the haffua sigh näya latit, at theras förnempste manlige bedrefter, äro allenast antingen i bärg och steenar korteligen vthugne, eller och vthi någon liufig kämpe wijsa författadhe, och i gestebodh och callatz, medh liufig toon berömdhe. [...] Hwarföre när sedan någhon the Swänskas och Danskas crönikor wille beskriffua, nödgades han fly om berättelse til sådane kämpe wijsor, och vpreeste steenar, lika som til ett wist och trofast gamble monumenters cancellij.²⁵⁴

Die Kontingenz, das Unwägbare, der Zufall brechen, folgt man diesen Ausführungen, immer wieder über den textuellen Kosmos, den das *Geenswar* sich schafft, ein und bedrohen die als unverbrüchlich ausgegebene Verbindung zwischen Text und Wirklichkeit. Damit unterlaufen sie die Autorität des *Geenswar* selbst: ein Brand, ein Raub, eine Verwechslung, und die Dokumente, aus denen das *Geenswar* seine

²⁵¹ Vgl. Messenius. *Geenswar*. 226-7.

²⁵² Messenius. *Geenswar*. 229. ‘Verberger und Hüter’.

²⁵³ Messenius. *Geenswar*. 231-2. ‘Denn was ist ein König anderes als Diener seiner Untertanen, Wächter seines Reiches und dessen Dokumente Verwahrer und Verteidiger?’

²⁵⁴ Messenius. *Geenswar*. 20-1, 22-3. ‘Zunächst: unbesehen dessen, daß unsere Vorfäder in der Vorzeit sich sowohl im In- und im Ausland mit männlichen Tugenden und herrlichen Werken hervortaten, wofür sie von den Nachkommenden Ehre und ewiges Lob verdient haben, sind sie doch nicht so ehrgeizig gewesen, ihre preiswürdigen Werke und Mannhaftigkeit den Nachkommen zur Unterrichtung beschreiben zu lassen: denn sie begnügten sich damit, daß ihre vornehmsten männlichen Taten nur in kurzer Form in Felsen und Steine gehauen, oder auch in einem lieblichen Heldenlied, bei Gastgelage und Fest, mit lieblichem Ton gerühmt wurden. [...] Weshalb jeder, der später die Chroniken der Schweden und Dänen schreiben wollte, genötigt war, für Informationen zu jenen Heldenliedern und Steinsetzungen Zuflucht zu nehmen wie zu einer Kanzlei weiser und alter Monamente.’

Rede konstruiert, die Schmähschrift, auf die es sich bezieht, alles, von dem der Text Legitimität und Verständlichkeit erhält, ist vernichtet.

Aus dem Umstand, daß der Text sich dieser immer drohenden Gefahr, irgendwann entweder verschwunden oder unverständlich zu sein, bewußt ist und sie nicht verdrängt, wird nachvollziehbar, daß die einzige Möglichkeit, den Gang der Dinge aufzuschieben, die permanente Reflexion auf die Überlieferung selbst darstellt. Das *Geenswar* weiß, daß Darstellungen *benutzt* werden; es tut dies selbst und muß daher immer wieder darauf hinweisen, um Aufmerksamkeit für den rechten und falschen Gebrauch, der von Texten gemacht wird, zu erheischen.

Och der hoos, fråges icke allenast vthi rättegångz laglighe *Processer*, effter hwars och eens breeff och segel, ther medh han sin saak vthföra wil, vthan och medh hwadh rätt och på hwadh sätt han them bekommitt haffuer: Elliest sannerligen, Peer Lille, folgde och här aff, thet iagh troor du gärna såge, at om du hadhe Kong Philips waals och cröningz breeff i Spannien, som wäre tig aff hans Secreterare oräträdeligen öffuerantwardat, digh kunna honom aff thet Spanska Konunzliga sätet lagligan förstöta, och du ther til trädha: och således igönom een swåra vnderligh förandring, bleeffuo een förlassiat och skinckhalter Dansk riddare, een myndig Konung i Spanien, och kan skee i Indien medh [...].²⁵⁵

In diesen Zeilen steckt nun der Stimmgewalt zum Trotze auch ein Teil Resignation. Denn die Gegebenheiten beweisen dem *Geenswar*, daß in der von ihm beschriebenen Weise korrumptierte Darstellungen, Briefe und Siegel, die gleiche Wirkmacht auf die Wirklichkeit haben wie die integeren, ‘originären’ Zeichen der Macht.

Såsom och medan aldrig någon medh sådane breeff och segel, som een på thed sättet hadhe bekommet, haffuer kunnat winna eller vthrätta någhot hoos räträdighe domare. [...] Oc sedan, hwad handlas här annat än at Handskriften är oräträdeligen igengifuen, vthan någon betalning?²⁵⁶

Es nützt deshalb nichts, daß der Text immer wieder darauf hinweist, daß Waldemar die Landesverschreibungen unrechtmäßig von Magnus Smek erhalten hat: Schonen ist verloren.

²⁵⁵ Messenius. *Geenswar*. 230. ‘Und deshalb wird in Gerichtsprozessen nicht nur danach gefragt, mit welchem Brief und Siegel ein jeder seine Sache verfiecht, sondern auch, mit welchem Recht und auf welche Weise er jene bekommen hat. Sonst, Per Lille, würde daraus tatsächlich folgen, was Du, wie ich glaube, gerne sähest, nämlich daß Du, wenn Du den Wahl- und Krönungsbrief Philip von Spaniens hättest, der Dir durch seinen Sekretär unrechtmäßig überantwortet worden wäre, ihn rechtens vom spanischen Königssitz verstoßen und an seinen Platz treten könnest: und so wäre durch eine wundersame Veränderung ein verlauster und beinlahmer dänischer Ritter zum mündigen König von Spanien geworden, und dazu vielleicht noch von Indien.’

²⁵⁶ Messenius. *Geenswar*. 229, 232. ‘Da ja auch niemals jemand bei gerechten Richtern mit solchem Brief und Siegel, die er auf diese Weise bekommen hatte, etwas gewinnen oder ausrichten konnte. [...] Und dann, um was sonst geht es hier als darum, daß die Handschrift unrechtmäßig zurückgegeben wurde, ohne Bezahlung?’

[T]het hade rådeligare warit [...], at sådana Skarteeker, aff hwilka thesse Lögner vthdragne äro, hade fast häller blifuit papirstrutar, och vthi thet yttersta mörckret fördälde.²⁵⁷

Das *Geenswar* wird letztlich nicht einmal Zeuge eines solchen – ‘glücklichen’ – Überlieferungsverlustes: die anti-schwedischen Quellen sind immer noch in jenem Archiv präsent, aus dem Per Lille sie entwendet und kopiert hat, in der Schrift, die er auf ihrer Grundlage verfaßte, wurden sie in die Zukunft fortgeschrieben. So ist das Eigentum der Schweden, ihre Geschichte und Überlieferung, jetzt auch Eigentum des Dänen Parvus; und dies mit Brief und Siegel: seine Schmähchrift entfaltet ihre Wirkung unabsehbar weit über ihren konkreten geschichtlichen Ort hinaus und läßt sich mit keinem anderen Text, Brief oder Siegel, mehr auslöschen.

²⁵⁷ Messenius. *Geenswar*. 11. ‘[E]s wäre ratsamer gewesen [...], wenn solche Scharteken, aus denen diese Lügen gezogen wurden, eher Papiertüten geworden und in der äußersten Finsternis verborgen wären.’

Produktion des Signifikanten als Signifiziertes: Samuel Columbus

Und es geschah, wenn ephraimitische Flüchtlinge sagten: Laß mich hinübergehen! – dann sagten die Männer von Gilead zu ihm: Bist Du ein Ephraimiter? Und sagte er: Nein! – so sprachen sie zu ihm: Sag mal: Schibboleth! Und sagte er: Sibboleth! [...], dann packten sie ihn und schlachteten ihn an den Furten des Jordan.²⁵⁸

In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts verfaßt der Dichter Samuel Columbus ein Manuskript mit dem Titel *En Swensk Orde-Skötsel angående Bokstäfwer, Ord, ok Ordesätt.*²⁵⁹ Die Schrift wird zunächst nicht publiziert; in vier Handschriften überliefert (deren älteste auf etwa 1689, zehn Jahre nach dem Tod des Verfassers, datiert wird), erscheint sie erst 1881 im Druck. Columbus, bekannt für ein breitangelegtes, v.a. lyrisches Œuvre, zu dem religiöse, epische, Liebes- und Lehrgedichte sowie auch eine Anekdotensammlung gehören,²⁶⁰ versucht sich mit dem *Orde-Skötsel* erstmals auch als Sprachwissenschaftler.²⁶¹ Der Text ist, wie sein Titel ankündigt, ein Versuch über Wortschatz und Rechtschreibung des Schwedischen. Er weicht allerdings von jenen Formen der Grammatik, deren frühneuzeitliches Modell das Lateinlehrbuch ist, stark ab, und zwar nicht nur in inhaltlicher Hinsicht – er beschäftigt sich erstmals mit der schwedischen Muttersprache, setzt sich mit Vehemenz für eine an der Aussprache orientierte Rechtschreibung und gegen eine historisch begründete Orthographie ein –, sondern auch in seiner formalen Ausgestaltung.

Denn es handelt sich beim *Orde-Skötsel* um eine Sammlung verstreuter Anmerkungen, um ein Notizbuch, das einem Entwurf nähersteht als einer Schlußredaktion und das einmal mehr, einmal weniger stark gegliedert, ausgestaltet und konzeptionell überarbeitet zu sein scheint. Der Text formuliert kein Programm, er motiviert weder sein Vorgehen noch strukturiert er seine Abfolge. Neben einzelnen Regeln und ihnen zugehörigen, abecedarisch angeordneten Beispielen stehen Betrachtungen

²⁵⁸ 12. Richter 5-6.

²⁵⁹ ‘Eine schwedische Wortpflege betreffend Buchstaben, Wörter und Ausdrucksformen.’ Zitiert wird nach der Ausgabe: Columbus, Samuel. *En Swensk Orde-Skötsel af Samuel Columbus*. Hg. Bengt Hesselman. Upsala: Akademiska Bokförlaget, 1908. Es handelt sich dabei um eine diplomatische, leider nur selektiv kommentierte Ausgabe, die starke Bearbeitungen der Textoberfläche vornimmt (z.B. durch Aufheben und Einsetzen von Hervorhebungen). – Die verschiedentlich auftretenden fremdsprachlichen Wörter und Phrasen im Text werden im folgenden in der Übersetzung mit einem Asterisken* gekennzeichnet und Kleinschreibung am Satzanfang in Großschreibung geändert. – Vgl. zu Editionsgeschichte und Handschriftenlage des *Orde-Skötsel* auch: Hesselman, Bengt. Förord. *Columbus* 1908. iv-vii.; Andersson, Aksel. „Columbi Ordeskötsel“. *Samlaren* 4 (1883): 65-7.

²⁶⁰ *Mål-Roo eller Roo-Mål*, erstmals gedruckt 1856.

²⁶¹ Vgl. Castrén, Gunnar. „Stormaktstiden.“ *Svenska litteraturens historia* 1. Hgg. Fredrik Böök et al. Stockholm: Norstedt, 1919. 197-327: 238-44.

allgemeiner Natur zu Sprachwandel und Sprachwissenschaft, mitunter auch Anekdoten. Diese Prosapassagen wirken ebenfalls fragmentarisch, sie reißen so unvermittelt ab, wie sie anfangen. Auch die langen Wortaufzählungen, die sie immer wieder unterbrechen, haben den Charakter von mehr oder weniger zufälligen Notizen, und sie werden kaum gezielt zur Illustration der Regeln eingesetzt, sondern dienen eher einer ersten und bruchstückhaften Aufnahme des zu verhandelnden Bestandes.

Auf diese Weise verschränken sich im *Orde-Skötsel* die Darstellungskonventionen von Lexikon und wissenschaftlichem Essay. Beide Textsorten werden in ihrem Lauf behindert und reißen immer wieder ab, bevor der Punkt, bei dessen Darstellung sie einsetzen, in Vollständigkeit repräsentiert wäre. Erst ganz am Ende des Textes, sozusagen als Epilog der sich zunehmend auflösenden Darstellung,²⁶² findet sich eine Zusammenfassung, die das Verstreute nachträglich in eine gewisse Ordnung bringt und anstelle des fehlenden Vorwortes einen Überblick über das Textanliegen gewährt:

Här war dä som Titteln främst lofwade, En swensk Orde skötsel angående Bokstäfwer, ord ok ordesätt. Bokstäfren har jag welat förfäckta i tryck ok skrifwande sådane som här stå til målningen Latinske, [...] til bruket de same som förr, allenast i bättre staafriktighet förde. Orden, har iag gillat de främmande som här-tils ha wunnit Borgerskap i Swerje. de andre må man här efter inte så lätt släpp' in, så framt de icke ha någon god recommendation, utan meer framdraga wäre egne, somlige gamle, somlige nye; somlige gemeene, somlige rare, somlige i egen bemärkelse, somlige i Metaphorisk. Ordesätten har iag dragit uhr Dialecterne eller Munlagen, de bäste eller ok de som mig ha tycktz de bäste, ok lemnat en ann til omdöme [...]. Ok som de Greker wäre studiers uphofsmänn, ok sedan de Latiner deras efterföliare ha fogat så nätt deras ord tillsamman [...], ty har iag ok understått mig at öfwersättia tåf dem nägre taal-maneer [...]. [...] Äntligen när dä kommer alt kring, tör Parnassus blij transporterat på Upsala Högar [...].²⁶³

Dieser Zusammenfassung folgend, lässt sich das *Orde-Skötsel* in vier Teile gliedern, die jedoch weder nummeriert noch konsequent rubriziert sind. Der erste Teil setzt sich für die Verwendung der lateinischen Schrifttypen ein, behandelt Lehn- und Fremd-

²⁶² Vgl. Hesselman. Förord. vi.

²⁶³ Columbus. *Orde-Skötsel*. 101-2. ‘Dies war, was der Titel anfänglich [auch übersetzbbar als: ‘zuerst, hauptsächlich’] versprochen hat, eine schwedische Wortpflege betreffend Buchstaben, Wörtern und Ausdrücken. Solche Buchstaben habe ich in Druck und Schrift verfochten, wie sie hier gemalt sind, nämlich lateinische, [...] zum Gebrauch dieselben wie früher, jedoch verfaßt mit besserer Rechtschreibung. Jene fremden Wörter habe ich vorgezogen, die bis heute schon Bürgerschaft in Schweden gewonnen haben. Die übrigen darf man von jetzt an nicht mehr so hastig einlassen, soweit sie keine gute Empfehlung haben, sondern muß mehr unsere eigenen, einige alt, einige neu, manche verbreitet, manche selten, ein paar mit direkter, ein paar mit übertragerner Bedeutung, hervorholen. Die Wortfügungen habe ich den Dialekten resp. Mundarten entnommen, den besten oder solchen, die mir am besten schienen, und jemand anderem zur Beurteilung überlassen [...]. Und weil die Griechen die Urheber der Gelehrsamkeit waren und die Lateiner, ihre Nachfolger, ihre Worte so zierlich aneinander gefügt haben, [...] habe ich mir auch erlaubt, einige ihrer Redensarten zu übersetzen [...]. [...] Wenn schließlich all dies zusammengekommen ist, könnte der Parmaß auf die Hügel von Upsala verlegt werden [...].’

wortschatz sowie „Hem-ool eller rätt naturlige Swenska oohl“²⁶⁴ das heißt als autochthon betrachtete schwedische Wörter und Wendungen, die ihrerseits in zahlreiche Untergruppen eingeteilt werden (Dialekt- und Umgangssprache, Archaismen u.a.). Der zweite Abschnitt erörtert verschiedene grammatischen Aspekte. Im einzelnen sind dies eine kurze Geschichte der Schrift,²⁶⁵ eine Erklärung grammatischer Fachausdrücke,²⁶⁶ Beobachtungen zu Phonologie, Orthographie und Prosodie²⁶⁷ sowie abschließende Reformvorschläge zu diversen Sprachaspekten²⁶⁸ nebst einer Reihe von als Merksätzen gedachten Sprichwörtern.²⁶⁹ Ein dritter Teil wird als ‘Rhetorik’ bezeichnet, liefert aber lediglich eine aus dem Lateinischen und einigen modernen Sprachen übersetzte Topoisammlung und stellt damit einen Beitrag zu den Bereichen Wortfügung und Satzbau dar. Diese Sammlung geht häufig über einzelne Stichwörter und halbe Sätze nicht hinaus und endet in einigen Notizen zu verstreuten Themen.²⁷⁰ Der vierte, bereits anzitierte Teil schließlich dient einerseits als Fazit und enthält andererseits Nachträge zu früheren Abschnitten des Textes.²⁷¹

Der hier vorgestellten Gliederung des *Orde-Skötsel* haftet indes einige Künstlichkeit an, denn der Text selbst moderiert an keiner Stelle zwischen seinen einzelnen Teilen, erlaubt sich Problematisierungen ohne Schlußfolgerung und abrupte Themenwechsel ohne Überleitung, kündigt ein Thema an, um nach zwei Halbsätzen die Lust daran wieder zu verlieren. Die Darstellung verfertigt sich scheinbar allmählich beim Reden, ihr Verfahren ist der Flux, und der tastende Zugang zum Gegenstand der Darstellung, der eigenen Sprache, signalisiert, wie ungewohnt dieser tatsächlich ist. Was für die orthographischen Reformvorschläge, die der Text vorlegt, im speziellen gilt, trifft auf die Sprache als Ganzes zu: in dem Augenblick, in dem der erste sprachtheoretische Zugriff auf das noch unbestellte Feld des eigenen Idioms versucht wird, wird dieses seltsam, neu und fremd.

Diese Fremdheit manifestiert sich einerseits in verschiedenen formalen Aspekten des Textes selbst, besonders in der von Columbus gewählten Orthographie, die dieser auch gleich kritisch kommentiert:

Jag weet wäl at alt nytt sijr sälsamt ut. somlige hata't ok rata't, somlige håll t'åf'et. jag weet ok wäl, at man inte bör så lättli' bringa någo nytt på bahnens. Likwäl, måste ok huar rätsinnig bekänna, att där som nyttan fordrar är nytt loflight. Alle Konster, alt

²⁶⁴ Columbus. *Orde-Skötsel*. 13. ‘Über einheimische oder recht natürliche schwedische Wörter’.

²⁶⁵ Vgl. Columbus. *Orde-Skötsel*. 48-59.

²⁶⁶ Vgl. Columbus. *Orde-Skötsel*. 59-61.

²⁶⁷ Vgl. Columbus. *Orde-Skötsel*. 61-83.

²⁶⁸ Vgl. Columbus. *Orde-Skötsel*. 83-4.

²⁶⁹ Vgl. Columbus. *Orde-Skötsel*. 84-91.

²⁷⁰ Vgl. Columbus. *Orde-Skötsel*. 92-101.

²⁷¹ Vgl. Columbus. *Orde-Skötsel*. 102-12.

alt, har warit nytt i begynnelsen. Alle studier så wäl som Manufacturer äre en gång aflade ok födde, så wäl som deras föräldrar Menniskiorne.²⁷²

Ferner wird im gleichen Maß, in dem das Objekt der Darstellung – die schwedische Sprache – in ungewohnter Weise (auf dem Wege essayistischer Beschreibung und in ungewohntem orthographischem Gewand) zum Problem wird, auch auf der thematischen Ebene des Textes das Ungewohnte als Signal gesetzt. Denn die sprachtheoretische Diskussion ist umrahmt von einer Auseinandersetzung mit einem ganz anderen als sprachtheoretischen Thema, mit dem Thema des ‘Anderen’ nämlich, dessen Darstellung parallel zur linguistischen Erörterung verläuft.

De främmande orden som Swerie har nu reda hefd på, kan man inte meer tall’ åt, som: Natur, Creatur, eller Cretur. Men at slänga där in nu alle främmande ord, är icke anständigt.²⁷³

Wie in diesem Beispiel entwirft der Text immer wieder und an prominenter Stelle Typologien des Anderen,²⁷⁴ spricht von der Fremdheit eines neuen Schriftbildes, von ungewohnten Schreibweisen, von Lehnwörtern, Immigranten und Emigranten, von anderen Ländern und Kulturen, oder, wie weiter oben schon zitiert, von der Bürgerschaft einst fremder Wörter. Durch die formale Rahmung des sprachwissenschaftlichen Diskurses gerade durch einen Diskurs über das Andere wird folglich nicht nur eine strukturell-formale Entsprechung für das problematische Thema (die eigene Sprache) gesetzt: die fremde Struktur ist auch Trägerin einer explizit xenologischen Diskussion.

Man kann hier eine Verschiebung der Unsicherheit gegenüber dem eigenen Thema auf ein anderes Thema beobachten, die dazu führt, daß das Fremde, der andere Gegenstand der Darstellung, schließlich die gesamte Darstellung bestimmt: das Fremde wird nicht nur thematisch und formal-strukturell offenbar, sondern es ist latent auch in das primäre Objekt der Darstellung, die schwedische Sprache, als deren markanteste Eigenschaft eingeschrieben. Das *Orde-Skötsel* inszeniert also in seiner eigenen Struktur – in der das andere Thema das Hauptthema verdrängt – jene

²⁷² Columbus. *Orde-Skötsel*. 59. ‘Ich weiß gut, daß alles Neue seltsam aussieht. Manche hassen und verwerfen es, manchen gefällt es. Ich weiß auch gut, daß man nicht so leicht etwas Neues in Gang bringt. Jeder Rechtsinnige muß aber doch bekennen, daß da, wo der Nutzen es fordert, etwas Neues lobenswert ist. Alle Künste, alles alles, war anfangs einmal neu. Alle Studien und alle Techniken wurden einmal gezeugt und geboren, genau wie ihre Eltern, die Menschen.’

²⁷³ Columbus. *Orde-Skötsel*. 6. ‘Die fremden Wörter, an denen Schweden nun schon festhält, kann man nicht mehr zählen, wie: Natur, Kreatur, oder Kretur. Doch jetzt alle fremden Wörter einzulassen, ist nicht anständig.’

²⁷⁴ Einen Querschnitt verschiedener Aspekte der Xenologie bieten die Veröffentlichungen Lüth, Christoph et al., Hgg. *Der Umgang mit dem Fremden in der Vormoderne. Studien zur Akkulturation in bildungshistorischer Sicht*. Beiträge zur historischen Bildungsforschung 17. Köln etc.: Böhlau, 1997; Münker, Herfried et al., Hgg. *Die Herausforderung durch das Fremde*. Interdisziplinäre Arbeitsgruppen. Forschungsberichte 5. Berlin: Akademie Verlag, 1998; Wierlacher, Alois, Hg. *Kulturthema Fremdheit. Leitbegriffe und Problemfelder kulturwissenschaftlicher Fremdheitsforschung*. Beiträge zur Kulturthemenforschung interkultureller Germanistik 1. München: iuridicum, 1993.

generellere und auf andere Texte übertragbare Darstellungsbedingung, welche die Grenzen jeder philologischen und linguistischen Tätigkeit setzt durch die Notwendigkeit, sich mit der eigenen Sprache etwas anzueignen, das zugleich fremd und vertraut ist, eine Sprache, die gleichzeitig Objekt des Sprechens und Metasprache sein muß.²⁷⁵ Diesen Beschreibungsnotstand – konkret etwa, für wichtige Phänomene in der Muttersprache (wie Substantivdeklination und Artikel) keine ‘unmittelbaren, direkt übertragbaren Vorbilder im Lateinischen’ zu finden – hält der Linguist Lars Wollin für *das zentrale Problem der schwedischen Pioniergrammatik*,²⁷⁶ die den Namen nicht zu Unrecht hat, da ihr die Eroberung des territorialen Neulands einer fremden und doch eigenen Sprache aufgetragen ist.

Es ist eine notwendige Folge, daß dieses Projekt zur Ersetzung der Theorie durch die Praxis führt: es gibt keine Reflexion über den Umgang mit dem Fremden, die diesem Umgang vorausgehen könnte. Der Standpunkt (mit de Certeau: der Ort), von dem aus der Umgang einsetzt, setzt diesen ein in dem Maß, wie er selbst von jenem eingesetzt wird. Eben diese Verschränkung signalisiert das *Orde-Skötsel*, wenn es die Inszenierung des Fremden dessen direkter Darstellung vorzieht, denn es markiert dabei nicht nur das Darstellungsproblem, die fremde eigene Sprache, sondern auch als seine Lösung eine Praxis, die explizites Darstellen umgeht. Indes findet das Problem gar keine Lösung; der Ausweg aus der Darstellungskrise ist nurmehr ein Kompromiß, da das Fremde als Teil des Textes diesen nicht nur prägt, sondern ihn in all seinen thematischen, poetologischen, strukturellen, stilistischen Aspekten reguliert. Es scheint so, als sei das andere Thema – entgegen dem, was der Titel des *Orde-Skötsel* verspricht, das schwedische Lexikon nämlich – das eigentliche Thema des Textes; die schwedische Sprache besteht nur als Korrelat zu diesem Thema der Fremdheit.

Doch dieses Urteil erweist sich als verfrüht. Es hat nämlich lediglich den Anschein, als sei die oben beschriebene Verdrängung der Fall, denn die Strategie der Inszenierung führt als dritte Bewegung mit sich, daß nicht nur Theorie und Praxis und Fremdes und Eigenes gleichzeitig im Text entstehen, sondern daß die Konstituierung des Fremden gerade auf dessen Kosten geschieht. Am Grunde seiner Xeno-graphie ist das *Orde-Skötsel* xenophobisch; dies kann leicht übersehen werden, da es seine Idiosynkrasien viel weniger thematisch manifest werden läßt, als daß es sie als Teil seiner Struktur/Form inszeniert.

²⁷⁵ Vgl. zu den Grenzen der Unterscheidungsmöglichkeit zwischen Objekt- und Metasprache Barthes, Roland. „Denotation und Konnotation.“ *Elemente der Semiole*. Von Barthes. Üs. Eva Moldenhauer. Frankfurt a. M.: Syndikat, 1979. 75-81. Franz.: *Éléments de sémiologie*. Paris: Seuil, 1964.

²⁷⁶ Vgl. Wollin, Lars. „Donatus och den svenska grammatikens pionjärer.“ *Tiällmannstudier*. Hg. Lars Wollin. Småskrifter från Institutionen för nordiska språk i Lund 4. Lund: Nordlund, 1984. 17-59: 46.

Diese Inszenierungspraktik hinterläßt im Körper der Darstellung deutliche Spuren. Das Fremde ist zwar Teil des Textes, es kann aber nicht als es selbst und an sich selbst dargestellt werden, sondern manifestiert sich im Textfluß als Unterbrechung, als blinde Stelle, als Störfaktor des Normalen. Es liegt gleichsam an den Grenzen dessen, was bekannt ist, und führt im doppelten Sinne eine nur bedingte Existenz.

Als der ‘nicht-schöne’ Teil des Textes behindert es v.a. einmal die Lektüre. So werden die Prosapassagen durch die Wortlisten in ihrem kontinuierlichen Verlauf gestört und die Wortlisten ihrerseits durch die Anmerkungen, mit denen sie durchsetzt sind. In das Syntagma ist das Paradigma als Fremdpartikel eingeschlossen und umgekehrt, wie es folgende Passage illustriert:

De Swenske ord som wij ännu kunne bringa på bahnien i böckren, will iag dela i tree Classer. Dhen förste skal bestå af wackre betydande ord som härtills äré brukeliga i talet, ok inte i skriften. Kan en frisk ok stark bond-dräng ta'as från plogen ok blij soldat, kan ske ok kapten ok öfwerst, hwij skal icke ett gott Swenst [!] ool hämtas til den wackre werden. Huad är däd åt? eller hwad gijnar dä? jo däd är myckit åt. Tysken säger es ist nichts daran, Svetice dä är int'åt. ist's was daran? är dä nå wert? äré nå' åt? gijna. kommer tåf gijn, geen, compendiosus. gijnwág, där af kunn wij säya, den wägen gijnar mycki. Wij ha mycket a ok af. Sku wij' ki stundom få skrifwa åf stundom tåf, ty hwar ok en brukar så at tala. Strängen gick åf, är mycki brukligare än gick af. tåf. tycks wara kommit tåf utåf. eller utaf. Som Hollendar'n brukar Apostroph, til at lämpa skriften efter talet, så kunna wij ok mycki wäl göra. gedruckt t' Amsterdam för tot Amsterdam. [...] häd ok däd. huarken hä ell dä. bå häd ok däd. Som: hijt ok dijt. här ok där. Så har fordom warit hen ok den. för hen ha de ok sagt hin. hin store. hin fromme. är den-där fromme. Tysken: jener und diser. I skrifwande ok tryckiande bruka wij här tils så: Hic puer, denne gossen. Hæc puella. Denne flickan. Hoc verbum, dätta ordet. Om man märker efter, skal man höra at man i Sverige säger, den-här goss'n, den-här flickan, dä-här oohle. Så tycker meg däd kunde wäl taa's in i skrifwande. Bibeln bryter mycki på Götiska. Deels, efter den tiden, han [!] först verterades, talte man utan twifwel, så i Sverige ok, deels efter Laurentius ok Johannes Petri, som henne verterade wore Göthar. Om man skulle beholla sånt ordesätt ok munlag i Bibeln ok läta dän wara helig ok oryggelig, ok andelige böcker, wore likwäl int' ur wägen at man ändrat i wärdzlige böcker, som hädan efter tryckas. Inte menar iag oohlen, som i Bibeln äré mycki gode, utan ohl-laget eller utspråket. Som te exempel, dä-här pronomen eller Förnamne som wij nu tal'om. Som ok tiänar för Articul, eller Tecknare fram för huart sielfständigt oohl. Dä här huse', dä här wärke'. Så'n för sådan. en så'n gosse får man int' allstaans.²⁷⁷

²⁷⁷ Columbus. *Orde-Skötsel*. 14-5. ‘Die schwedischen Wörter, die wir noch in Büchern verwenden können, will ich in drei Klassen teilen. Die erste soll aus schönen bedeutenden Wörtern bestehen, die bis heute in der Rede, nicht in der Schrift, gebräuchlich sind. Wenn ein gesunder und starker Bauernjunge vom Pflug genommen und zum Soldat gemacht werden kann, vielleicht sogar zum Kapitän oder Obersten, weshalb soll dann nicht ein gutes schwedisches Wort in die schöne Welt geholt werden. Was ist dabei? oder was bringt es? ja, eine Menge. Der Deutsche sagt, *es ist nichts daran, der Schwede, es ist nichts dabei. *ist's was daran? ist es was wert? ist was dran? abkürzen (gijna): kommt von gijn, geen, vorteilhaft. Abkürzung, weshalb wir auch sagen könnten, der Weg kürzt stark ab. Wir haben viel von *a*, *af*. Wir sollten deshalb manchmal *åf* und *tåf* schreiben dürfen, da jeder so zu sprechen pflegt. Der Strick ging ab (*gick åf*), ist viel gebräuchlicher als *gick af*. *Tåf*. scheint von *utåf* zu kommen, oder *utaf*. Wie der Holländer die

Lesewiderstände²⁷⁸ werden hier bewußt aufgebaut, um die Aufmerksamkeit auf die Grenzen zwischen Prosa und Liste zu lenken, und darin liegt letztlich der Trick, die eigentliche Finte des Textes. Das Fremde muß hier überhaupt nicht explizit werden, um pejorativ belegt werden zu können; es wird vielmehr ein strukturelles Element von Fremdheit geschaffen und als Störenfried markiert, gegenüber dem das Eigene nicht anders als das Schöne, die Regel, die Norm hervortreten kann.

Die Prosaabschnitte und Listen erhalten nun gerade im Kontrast zueinander eine eindeutige Qualität. Sie sind keineswegs bloß durch Beispiele illustrierte Merkregeln resp. von Legenden eingerahmte Tabellen: sie *werden* zu Prosaabschnitten und Listen. Eine Lektüre, die v.a. das Allgemeine interessiert, die zeichen-, repräsentations- oder sprachtheoretischen Entwürfe und damit die poetologische resp. grammatischen Seite des *Orde-Skötsel*, kommt nicht umhin, einen großen Teil der Darstellung zu überspringen und auszulassen. Interessiert sie sich hingegen für Konkretes wie Reglementierung und Anwendung der phonetischen Orthographie, muß sie es mühsam zwischen Mutmaßungen, Abschweifungen und verstreuten Bemerkungen zusammenklauben und als Paradigma konstruieren. Die temporale Praxis des aktualisierenden Lesens, der Text im Vollzug, ersetzt so die explizite Darstellung von Fremdheit.

Nimmt das Eigene gerade in der Konstruktion eines negativen Fremden als Nicht-Repräsentierbares seinen Ausgang, entsteht in gleicher Weise durch die Diskussion von fremden Sprachen das Schwedische erst als die eigene Sprache. Zumindest geht das *Orde-Skötsel* davon aus, um mit diesem Verfahren das zentrale Darstellungsproblem lösen zu können. Seine Strategie läßt sich daher beschreiben als die pragmatische Ausnutzung einer Darstellungsschwäche, die ein Element von

Apostrophe verwendet, um die Schrift der Rede anzugeleichen, können wir es auch sehr gut tun. Gedruckt z'Amsterdam, z'Enköping. [...] Hier und da. Weder hier noch da, Sowohl hier als auch da. Wie: hierhin und dahin. Hier und da. So war es früher mit dieser und jener (*hen ok den*). Für *hen* sagten sie auch *hin*. Der Große (*hin store*). *Hin Fromme*. Ist dieser Fromme da. Der Deutsche: *jener und diser. Beim Schreiben und Drucken verwenden wir bisher Folgendes: *Hic puer, denne gossen*. *Hæc puer*. *Denne flickan*. Hoc verbum, *dätta ordet*. Wenn man aufpaßt, wird man hören, daß man in Schweden sagt: *den-här goss'n*, *den-här flickan*, *dä-här oohle*. So, denke ich, könnte es auch in die Schriftsprache übernommen werden. Die Bibel hat oft einen götischen Akzent. Zum Teil, weil man in der Zeit, da sie zuerst übersetzt wurde, in Schweden so sprach, zum Teil, weil Laurentius und Johannes Petri, die sie übersetzten, Götar waren. Wenn man eine solche Ausdrucksform und Mundart in der Bibel und geistlichen Büchern beibehält und sie heilig und unveränderbar sein läßt, spräche doch nichts dagegen, sie in weltlichen Büchern, die danach gedruckt wurden, zu verändern. Ich meine nicht die Wörter, die in der Bibel äußerst gut sind, sondern die Schreibweise und Aussprache. Wie zum Beispiel das Pronomen oder das Fürwort, über die wir jetzt sprechen. Die auch als Artikel oder Bezeichner vor jedem selbständigem Wort dienen. Dieses Haus, dieses Werk. So'n für so einer. so'n Jungen bekommt man nicht überall.'

²⁷⁸ Der Germanist Moritz Baßler bezeichnet das Phänomen des Lesewiderstandes in epischen Texten der Moderne als 'Textur', die er als Gegensatz zum Text konzipiert; vgl. hierzu Baßler, Moritz. *Die Entdeckung der Textur. Unverständlichkeit in der Kurzprosa der emphatischen Moderne 1910-1916*. Studien zur deutschen Literatur 134. Tübingen: Niemeyer, 1994; sowie Baßler, Moritz, et al. *Historismus und literarische Moderne*.

Fremdheit im Text mit dem Stigma versieht, nicht restlos abbildbar und als solches Störenfried der sonst störungsfreien Übertragung zu sein. Der Text scheint jedoch blind dafür zu sein, daß dieses Vorgehen auch seine eigene Sache trifft, die ebenfalls nie an sich, sondern nur in Abgrenzungen bezeichnet werden kann. Um die Voraussetzungen und Folgen der Querschläge von textuellen Praktiken gegen die textuelle Strategie des *Orde-Skötsel* soll es nun gehen.

Daß ein fremdes Fremdes statt zur Darstellung zu kommen in Szene gesetzt wird, damit das fremde Eigene den Status als Eigenes erhält, hat mit einer grundlegenden Schwierigkeit zu tun. In der Welt des *Orde-Skötsel* sind Fremdes und Eigenes in keiner Weise ‘auf den ersten Blick’, äußerlich, unterscheidbar. Das Problem der Entdifferenzierung wird dadurch, daß der Text sich bemüht, eine mittlere Position zwischen Antibarbarismus und Makkaronismus einzunehmen, zwar heruntergespielt, aber in keiner Weise verabsentiert; dies wäre nur möglich, wenn Sicherheit darüber bestünde, was fremd und was vertraut ist. Aus dem Skandal, daß eben dies nicht der Fall ist, daß gerade keine sicheren Kriterien für diese Unterscheidung vorliegen und daß, als Folge daraus, das Fremde jene Beachtung findet, die das Eigene verdient hätte und das Eigene so wenig zur Kenntnis genommen wird, als sei es fremd, nimmt das Schreibprojekt seinen Ausgang:

Jag finner i gemeen twå slags lyten hoos folken, däd ene at Estimera ingen ting annat än sitt egit. Däd andra: at Estimera ingen ting annat än främmande. [...] Jag önskar at wara mitt emellan dem både. ok kunna betiäna mig af andras Sällheet, til min egen förkofring, ok af andras feel til min egen rättelse. Wij Swenske wij göre så mycken reflexion på andre at wij glömma gee ackt på oss sielfwe.²⁷⁹

Der Gegenseite dieses Darstellungsproblems versucht etwa die im ersten Kapitel behandelte *Poetica tripartita* des Lars Fornelius zu begegnen. Die Poesie der Hebräer ist deshalb schwer zu begreifen, weil ihre Versmaße zwar den griechischen und lateinischen gleich sind, allerdings anders heißen. So ist es möglich, daß die hebräische Dichtung ‘sich nicht zeigt’, obwohl ‘es sie gibt’.²⁸⁰ Das Entgleiten des

²⁷⁹ Columbus. *Orde-Skötsel*. 13. ‘Ich finde gemeinhin zwei Arten von Fehlern bei den Leuten, der eine ist, nichts außer das Eigene zu wertschätzen. Der andere: nichts als das Fremde zu wertschätzen. [...] Ich wünschte, in der Mitte zwischen beiden zu sein, und mich vom Wohlstand der anderen zu meiner eigenen Besserung zu bedienen, und von den Fehlern anderer zu meiner eigenen Berichtigung. Wir Schweden machen uns so viele Gedanken über andere, daß wir vergessen, auf uns selbst zu achten.’

²⁸⁰ Vgl. Fornelius. *Poetica*. 4, 7. „Unde collimus non ideo in Hebrais non apparere poesin, quia non sit, sed quia ratio ejus difficuler tenetur, cum à Græcorum & Latinorum modis sit diversa. [...] Nam quod Latinis & Græcis dicitur Jambicum, Hebrais est octosyllabum; quod illis Saphicum, his endecasyllabum, quod illis Alcaicum, his Hexadecasyllabum.“ – ‘Daher folgern wir, daß bei den Hebräern die Dichtkunst nicht deswegen nicht erscheint, weil sie nicht existiert, sondern weil Ihre Erscheinungsform schwierig zu erfassen ist, weil sie abweicht von den Regeln der Griechen und Lateiner. [...] – Denn was für die Lateiner und Griechen iambisch heißt, ist für die Hebräer ein Achtfüßer, was jenen sappisch, ist diesen ein Elfsilber, was jenen alcäisch, ist

Textobjektes als drohende Folge der Überdifferenziertheit kann nur durch die Praxis der Übersetzung – als Etablierung eines kongruenten, stabilen terminologischen Systems – aufgehalten werden. Entsprechend holt auch der Skandal der Entdifferenziertheit das *Orde-Skötsel* in seiner Praxis wieder ein. Votiert der Text nämlich (wie er es tut) für revolutionäre Veränderungen der Muttersprache, so wird diese statt zunehmend vertraut tatsächlich zunehmend fremd. Als Fremdes aber wird sie erneut zum Gegenstand der eigenen Kritik. Zusätzlich ist es unmöglich, sich von Fremdwörtern zu trennen, die durch ihre lange Aufenthaltsdauer das Gesicht des Eigenen angenommen haben.

Auch hinter diesem Phänomen deutet sich eine Zeitlichkeitserfahrung an, die strukturierend in die Textwelt einbricht und die für verschiedene Gesichtspunkte von Textualität verantwortlich gemacht wird. Das *Orde-Skötsel* stellt einen direkten Konnex zwischen (Sprach)geschichte und dem Skandal äußerlicher sprachlicher Undifferenziertheit her. Sein Problem führt es auf einen einzigen Umstand zurück: der Einzug des Fremden in Schweden ist nicht an konkrete Zeitpunkte gebunden, sondern Gegenstand von langandauernden, nicht greifbaren Prozessen.

Sverige kan skryta där af at ingen främmade potentat mäd wäpnat hand har där-infördt någo nytt språk som i Franckrike, Spanien ok Ängeland etc. har reda skedt. Rom har meer mått respéctera Götar ok Swenskar än brafwera dem.²⁸¹

Schleichend ist also das, was den Schweden gehörte, vom Fremden – Fremd- und Lehnwörtern – zugedeckt worden, bis es nicht mehr kenntlich war: Annexion ohne Krieg. Die schleichende Überfremdung hat keinen datierbaren Anfang; sie ist nicht ordnungsgemäß, da nicht urkundlich verbürgt, und sie hat kein Gesicht, denn sie ist nicht personalisiert. Diese in den Prozeß der (Sprach)geschichte eingeschriebene Nicht-Abgrenzbarkeit überträgt sich in Folge auf das Einheimische, und darin liegt ihre Bedrohlichkeit.

Den Verlauf der Geschichte, der fremd zu eigen gemacht hat, malt der Text in drastischen Farben. Statt einer feindlichen Nation, die ihr Territorialinteresse erst öffentlich formuliert und dann angreift, kommen Angehörige verschiedener Völker, Gastarbeiter, Gelehrte, ‘Wirtschaftsflüchtlinge’, die dem Land den versprochenen Vorteil kaum bringen und es stattdessen fortschreitend und unmerklich aushöhlen (man beachte die Frequenz des Wortes *främmade*/‘fremd’ in der folgenden Passage):

En hooper Konst-ord ha fölgdt konsterne där in. Ty nä'r wäre konungar ha' sidt ibland sine berg ok dalar, at säden war myckin men Arbetarne få, hälst de som na förstoge, ha de förskrifwit några främmande från Tyssland, Nederland, Holland, Frankrike, som allahanda konster ok manufacturer ha inrättat. Andre främmande däd sijndes ha' wäl

diesen ein Sechzehsilber.’

²⁸¹ Columbus. *Orde-Skötsel*. 6. ‘Schweden kann sich brüsten, daß kein fremder Potentat mit bewaffneter Hand dort neue Sprachen eingeführt hat, wie es in Frankreich, Spanien, England usw. schon geschehen ist. Rom hat die Götar und Schweden respektieren müssen, konnte sie nicht bravieren.’

kommit obudne ok ha' likwäl fätt sitta, ok stundom längre fram än de ha skullat. Så främmande Handelsmän satt sig där in, haft crediit i främmande Land, ok så för främmande waror dragit til sig Landetz fetma must ok kärna, ok sedan settat som andra Josepar Landetz fäder där inne, eller ok tagit sina penningar ok dragit ut där de kommit från. Så ha de Swenska lärdt konster, men giedt ok store Lärpenningar, deras flötor ha blifwit afskummade af Tyska sleepwar, ok deras feeta soppor lijkat wäl de Nederlänske magar. Så har ok Drottning Kerstin inkallat månge främmande Lärde, hwilka meer ha sökt at pläcka hennes Archivum, Bibliothek ok Cassa, än at planta där i Landet någre Scholar ok wettskaper. Äntligen mäd sådane inkomlingar äre ok inkomne många ord: hwilke oss skole tiäna til så många minnesbetar at wij öpna ögonen på oss sielfwa, ok lära däd wij kunna besittia vårt af Gud til-agnade land sielfwe i enighet, at icke wij mäd twedräckt ok wan-wett gee främlingar öfwerhanden öfwer oss.²⁸²

Diese Fremden, die länger geblieben sind, als sie sollten, haben gemäß *Orde-Skötsel* den Schweden also im wörtlichen Sinne das Mark ausgesaugt, und auch die Wörter, die sie mit sich führten, sind wie Parasiten an der schwedischen Sprache hängengeblieben. Resultat in der Gegenwart ist, so Columbus Auslegung, der gänzliche Verlust der materiellen Verschiedenheit von Zeichen unterschiedlicher Bedeutungssysteme. Der Text weist den Verlust als unvermeidliches Zugehör der schwedischen National- und Sprachgeschichte aus, wenn er festhält, daß schon an den Grenzen zu Land und Sprache Ausländer und Schweden resp. fremdes und autochthones Sprachgut ununterscheidbar beieinanderstehen und Einlaß verlangen:

Ok är löieligit at en hoop ord som i fordormtid ha reest ur Sverige, komma nu dijt igien i en främmande dräckt, så at man inte meer känner igien dem, rätt som de barn som länge ha warit borta ifrån sina föräldrar.²⁸³

²⁸² Columbus. *Orde-Skötsel*. 11. 'Ein Haufen Kunstwörter ist den Künsten [nach Schweden] gefolgt. Denn als unsere Könige inmitten ihrer Hügel und Täler saßen, und es viel Getreide, doch wenige Arbeiter gab, vor allem solche, die etwas konnten, haben sie einige Fremde aus Deutschland, den Niederlanden, Frankreich unter Vertrag genommen, die allerhand Künste und Manufakturen einrichteten. Andere Fremde, die dies sahen, sind wohl ungeladen gekommen, durften aber gleichwohl sitzen bleiben, und manchmal länger, als sie hätten sollen. So haben fremde Kaufleute, die in fremden Ländern Kredit hatten, sich dort niedergelassen, und sich gegen fremde Waren das Fett, den Saft und das Mark des Landes zugeführt, und haben dann, wie die zweiten Väter des Josephlands, dort gesessen, oder nahmen auch ihr Geld und gingen dorthin zurück, woher sie gekommen waren. Und so haben die Schweden zwar Künste erlernt, doch viel Lehrgeld dafür bezahlt, ihre Sahnetröge wurden von deutschen Kellen abgeschäumt, und ihre fetten Suppen behagten holländischen Mägen wohl. Dann hat auch Königin Kerstin viele fremde Gelehrte ins Land berufen, die mehr versuchten, ihr Archiv, ihre Bibliothek und Kasse abzuernten, als im Land Schulen und Wissenschaften zu pflanzen. Schließlich sind mit solchen Dahergelaufenen viele Wörter hereingekommen: die uns als Gedächtnisbisse dafür dienen sollen, daß wir die Augen auf uns selbst richten und lernen, daß wir unser von Gott gegebenes Land selbst in Einigkeit besitzen können, damit wir nicht in Zwietracht und Wahnwitz Fremdlingen die Macht über uns geben.'

²⁸³ Columbus. *Orde-Skötsel*. 12. 'Und es ist lächerlich, daß ein Haufen Wörter, die in der Vorzeit aus Schweden ausgereist sind, nun in fremder Tracht wieder zurückkommen, so daß man sie nicht mehr erkennt, gerade wie Kinder, die lange von ihren Eltern getrennt waren.'

Diese Thematik spricht übrigens auch Arne Lindström in bezug auf das sprach-patriotische Gedicht Skogekär Bärgbos, *Thet svenska språketz klagemål*, an. Ihn hat das Wort ‘hemma’ in den Versen „Doch skal han migh behaga! För thet iagh hemma är“ zur Paraphrase angeregt: „‘Dock bör han hålla av mig emedan jag (i motsats till de andra språken) är hemma (i Sverige).’“²⁸⁴ Lindström erwägt gleichzeitig die Möglichkeit, es könne sich bei ‘hemma’ nicht um eine topographische, sondern um eine temporale Bestimmung handeln, sofern damit eine Sprachgewohnheit gemeint wäre, die dann zu folgender Umschreibung des Verspaars führen würde: „‘Dock skall han tilltala mig på grund av den ställning (i hans språkbruk), som jag intager (när han är) hemma (i Sverige).’“²⁸⁵ Lindström geht es hier um die Datierungsfrage des Gedichtes, die davon abhängt, welcher König – Gustav Adolf oder Karl Gustav – sich hinter dem Pronomen ‘han’ verbirgt. Nimmt man an, es handle sich um Gustav Adolf, der sich im Dreißigjährigen Krieg über lange Strecken außerhalb Schwedens aufhielt, offenbart sich das Adverb ‘hemma’ in seiner ganzen Brisanz: es bedeutet dann den Identitätsmangel, den ein König ohne Land erleidet. Für das *Orde-Skötsel* aber ist der König ohne Land die schwedische Sprache.

Wie kann der Text sein Problem lösen und Kriterien finden, nach denen die eigene von den fremden Sprachen eindeutig zu trennen ist, nach denen er seinen eigenen Gegenstand unmißverständlich definieren kann? Wie kann das *Orde-Skötsel* den Mythos von Babel affirmativ seiner Darstellung zuführen?

„Den som i andelig måtta blijr wid troon om Babel, han gör wäl. ok behöfjes inte at draga den H.Skrifft under förfuftes examen i denna måttan.“²⁸⁶ Im Gegensatz zur Mehrzahl der Meinungen, die sich im Verlauf der Überlieferung an 1. Genesis 11 angeschlossen haben, beklagt der Text die in Babel aufbrechende sprachliche Kontingenz nicht, sondern begreift sie als Chance. „Volk und Sprache sind [...] identisch; die Differenzierung der Welt ist aus der Verwirrung der Sprache erwachsen.“²⁸⁷ Weil es gilt, auf der so gestifteten Welt signifikanter Unterschiede zu beharren, strebt das *Orde-Skötsel* – wie die Aktualisierungen des Mythos in der Frühen Neuzeit allgemein – ethnische Hierarchisierungen an. Diese werden allerdings von der biblischen Völkertafel in keiner Weise impliziert, deren Quellenlage und Überlieferungsbedingungen gerade Differenzen erzeugen, die sich der Vergleichbarkeit entziehen, wie Arno Borst festgehalten hat:

²⁸⁴ Lindström, Arne. „När skrevs Svenska Språketz Klagemål?“ *Nysvenska studier* 14 (1934): 71-104. 73. ‘Doch soll er mich wertschätzen, da ich zu Hause bin’; ‘Doch soll er mich wertschätzen, da ich (im Gegensatz zu anderen Sprachen in Schweden) zu Hause bin’.

²⁸⁵ Lindström. „Klagemål.“ 76. ‘Doch soll er mich aufgrund meines Stellenwertes (in seinem Sprachgebrauch) wertschätzen, der mir zukommt, (wenn er zu Hause in Schweden ist)’.

²⁸⁶ Columbus. *Orde-Skötsel*. 104. ‘Wer in geistlichem Maße beim Glauben an Babel bleibt, der tut Recht. Und man braucht nicht die Heilige Schrift in dieser Form der Vernunftprüfung zu unterziehen.’

²⁸⁷ Borst. *Turmbau*. 119.

Denn die Liste zeigt sich ja heute noch als ein wildes Gewächs, das keiner logischen Gliederung folgt; die geographische, ethnologische, sprachliche und politisch-historische Gliederung sind ohne Prinzip nebeneinander verwendet; auch eine rassographische oder klimatologische Gliederung läßt sich nicht ohne Zwang herausschälen. [...] Die Blickweite dieser Völkertafel ist schlechterdings einzigartig; es gibt in der gesamten antiken Literatur nichts annähernd Vergleichbares [...]. Sie ist ein universaler Kanon der Geographie, und alle Völker sind genealogisch zusammengebunden, ohne daß – und das ist das Erstaunlichste – den Israeliten eine Ehrenstellung eingeräumt würde.²⁸⁸

In bezug auf die Sprache gibt sich das *Orde-Skötsel* auf diesem Wege einer zweifachen zeichentheoretischen Fiktion hin, indem es zum einen gesamthaft „arbitrary or conventional relations“ zurückweist, zum anderen das Identitäts- an die Stelle des Performativitätskriteriums setzt: „what people and things do or mean is a function of what they are; it insists, that is, on identity as the determining ground of action or significance.“²⁸⁹ Wo Eigenes und Fremdes gleich unbekannt *aussehen*, kann einzig das Blut darüber entscheiden, wer nach drinnen, wer nach draußen gehört: ein Wort, das, wie im *Orde-Skötsel* nahegelegt wird, zur Zeit der Völkerwanderungen mit den Götar das Land verließ und nun, durch den Sprachwandel entstellt, zurückkehrt, ist nur dem *ius sanguinis* nach noch schwedisch.

„[T]he insistence that ‘blood be blood’ will be doubled by strategies for making blood be blood.“²⁹⁰ Um so auffälliger, daß das *Orde-Skötsel* ausgerechnet die nahe liegendste zeitgenössische Strategie zur Rückverfolgung sprachlicher Blutlinien bis nach Babel (und darüber hinaus), die vergleichende Etymologie, nicht in Gebrauch nimmt. Dies, obwohl diese Praxis in Schweden nichts weniger als gängig war, wie Einar Haugen in einem Kurzüberblick über lexikographische Projekte im skandinavischen 17. Jahrhundert in gedrängter Kürze skizziert. Folgt man Haugen, so ist die mit der vergleichenden Etymologie zusammenhängende skandinavische Sprachpflege, in die sich das *Orde-Skötsel* schon *qua* Titel (Wort-Pflege) einschreibt, auf zwei Hauptursachen zurückzuführen, nämlich den aus Europa übernommenen Renaissancepatriotismus und die Ausbreitung der Druckerpressen während der Reformation. Kann man für die Zeit um 1500 noch von einer (wenn auch instabilen) territorialen Union sprechen, deren politischen Kern Kopenhagen darstellt und die im Norden und Osten von Grönland und Finnland begrenzt wird, so ist um 1600 eine Teilung Skandinaviens in eine dänisch-norwegische, von Christian IV. dominierte, und eine schwedisch-finnische, von Gustav Adolf beherrschte Hälfte erfolgt.²⁹¹ Der territorialen und ökonomischen Konkurrenz der beiden Großmächte

²⁸⁸ Borst. *Turmbau*. 121-2, 126.

²⁸⁹ Michaels, Walter Benn. Land of the Kike home of the Wop. *Our America. Nativism, Modernism, and Pluralism*. Von Michaels. Durham and London: Duke U P, 1995. 1-16: 1-2.

²⁹⁰ Michaels. Land of the Kike. 3.

²⁹¹ Vgl. Haugen, Einar. Learned lexicographers of the North: seventeenth-century vignettes. *The history of lexicography. Papers from the Dictionary Research Centre seminar at Exeter, March 1986*. Hg. R. R. K. Hartmann. Amsterdam studies in the theory and history of linguistic science. Series III: Studies in the history of the language sciences 40. Amsterdam u. Philadelphia: John

entspricht die Rivalität der Nationalsprachen um den Status als sog. ‘Hauptsprache’, der diachronische Sprachenvergleich ist dem Nachweis dieser Spracheigenschaft unterstellt. Der Mythos von Babel führt dazu, daß als Hauptsprache nur ein Idiom gilt, das aus keiner anderen Sprache hergeleitet werden kann (Ausnahme bildet allenfalls das Hebräische als Sprache des Paradieses). Der Runologe Johann Bureus, der davon ausgeht, das Schwedische selbst sei die Ursprache der Menschheit, führt für seine Annahme beispielsweise als Belege ins Feld, daß das Idiom über eine eigene Schrift (die Runen), eine eigene Grammatik und eine eigene poetische Tradition verfüge.²⁹² Entsprechende Setzungen lassen sich – zumal vor 1650 – bei schwedischen Literaten und Linguisten vielerorts finden.²⁹³ Die Konkurrenz um die Hauptsprachen (*Cardinalia*) wird im Rahmen sprachpatriotischer Diskursstrukturen ausgetragen, die v.a. aus dem germanischen Raum übernommen werden²⁹⁴ und sich vornehmlich in der sprachvergleichenden Methode ausdrücken.²⁹⁵

Etymologie bedeutete dann die Feststellung von Identitäten und Ähnlichkeiten in der (gegenwärtigen) Sprachenvielfalt, die in nur ganz groben chronologischen Zügen mit Modellen zur Herkunft der verschiedenen Sprachen untermauert werden konnte. Was die historische Dimension der Sprachforschung betrifft, so gilt es im weiteren zu bedenken, daß der Begriff *historia* und die damit verbundenen Vorstellungen in der frühen Neuzeit in einer wesentlichen Differenz zur späteren Geschichtskonzeption stehen. Die Geschichte wird nicht mit einem Zeitindex versehen, der es nahelegen würde, die einzelnen historischen Tatsachen in einen je besonderen zeitlichen Hintergrund einzuordnen.²⁹⁶

Die mythische Zeit, die im Bild von Babel aufgehoben ist, würde diese Entspezifizierung der geschichtlichen Zeit leisten können. Indes lehnt das *Orde-Skötsel* erstaunlicherweise die so naheliegende Strategie der etymologischen Beweisführung ab. Damit bringt er sich zugleich um eine Möglichkeit, der eigenen Sprache mit dem rechten Stammbaum auch das rechte Blut zuzuweisen:

Benamins, 1986. 99-105; 99-100. – Eine Übersicht über Forschungsdefizite und fünf frühneuzeitliche schwedische Lexika bietet ferner der Artikel Holm, Lars, und Hans Jonsson. „Swedish Lexicography.“ *Wörterbücher. Dictionaries. Dictionnaires. Ein internationales Handbuch zur Lexikographie*. Hgg. Franz Josef Hausmann et al. Bd. 2. Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 5.2. Berlin und New York: de Gruyter, 1990. 1933-43: 1933-7. 2 Bde. – Ausführliche Darstellung der v.a. ökonomisch bestimmten Auseinandersetzungen zwischen Dänemark und Schweden mit hilfreichem Kartensmaterial findet sich bei Roberts. *The Swedish imperial experience*.

²⁹² Vgl. Lindroth, Hjalmar. J. H. Bureus. *Den svenska grammatikens fader*. Samlingar utgifna av svenska fornskrift-sällskapet 42. Lund: Berlingska boktryckeriet, 1911-2. 280.

²⁹³ Vgl. den Durchgang durch Texte von Bureus, Stiernhielm, Columbus, Rudbeck, Bärgbo, Loccinius, Spegel und Lagerlöf in Bergh. *Litterär kritik*. 8-15.

²⁹⁴ Vgl. Källquist, Eskil. *Thet svenska språketz klagemål*. *Litteraturhistorisk undersökning jämte text och tolkning*. Uppsala: Wretman, 1934. 166-7.

²⁹⁵ Vgl. zum Sprachenvergleich Jacoby, Michael. „Etymologisches Verständnis in Lexika.“ *Jacoby 1990*. 669-713.

²⁹⁶ Klein. *Am Anfang war das Wort*. 299.

At disputera hwilket-dera är kommit åf däd andra, Swenskan af Tyskan, eller Tyskan af Swänskan, är fåfängt, efter de äre ingendera tåf hwar-ann. de äre både systrar, hwars faar ok moor äre längst döde. [...] Af sådant liuser meer en nyfikenheet, at föra sällsamma meningar än någon wissheet. Thet wissesta som man om språken kan döma, är at alle Europiske språk ha en gemeenskap, ok synes komne af samme källa men hafwa fått någon oljkhett, förmedelst tijden ok rummens åtskilnad. Kan man altså giöra i hwad språk man will som Becanus giörde i ded Hollenska, eller Nedertyska, nämligen sättia ded för grund ok dra de andre der af. [...] Aldrabäst giör den mig til döme, som icke nu ligger ok habblar ok fabblar i de mörke längst förbijfarne saker, utan tager ded närvärande ok förer ded til sit rätta bruk.²⁹⁷

Mit der Entscheidung, die argumentativen Möglichkeiten des Sprachvergleichs auszuschlagen, eröffnet sich dem *Orde-Skötsel* eine neue Taktik, die den Weg aus der Darstellungskrise zu bahnen verspricht: indem der Text vorgibt, sich ausschließlich für die Sprachgegenwart zu interessieren und seine Sprachbetrachtung an dem, was der Fall ist, am jetzt Gegebenen zu orientieren, setzt es die Praxis selbst als Maßstab. Diese Praxis ist es, die darüber entscheidet, welche Schreib- und Sprechweise im *Orde-Skötsel* jeweils repräsentiert wird: denn nur jene Sprache, die aktuell Anwendung findet, das, was *man* spricht, ist Gegenstand von Columbus Wortpflege.

Etymologien skulle åter således klaga sig, at barnen inte wille kännas wijd sina föäldrar. Örter som öfwerföras i främmande Länder, måtte grant acktas at icke Rooten förgår. Så will Etymologien at man skulle skrifwa — — jnsignement. efter som däd kommer af in ok signum. signare. Så kommer ok skrif-bruket som ofta fölier hwarken etymologien eller talet, ok står på sin rätt. täcksom och, ock: stundom sägs likwäl ock, ock-så. mäst og. [...] Skulle jag utkåra ett-dera partijt, toge jag heller wijd taal-bruket än Etymologien ok Skrif-bruket. Jag wil skrifwa werd eller wärd derföre at folket säger wärd, ok lemma de lärde at leeta efter dess ursprung, om dä kommer åf wirra, wirfla, hwirfla, eller hur de wile. Jag wil skrifwa wärd derför' at Folke säger så, oaktat at Tysken säger welt ok Hollendar'n werelt, ty hwadhar jag i min skrifning mäd dem at beställa? Jag wil skrifwa wärd derföre at folke säger så, fast än wärd betyder okså wärdig. Han är henne wärd. fast än wärd betyder en huus-wärd eller Hus-herre på köpet. Han är min wärd. Alt-täcke hörs eller måste höras af contextu eller sammanhanget [...].²⁹⁸

²⁹⁷ Columbus. *Orde-Skötsel*. 99, 104. ‘Zu diskutieren, welche von ihnen von der anderen gekommen ist, das Schwedische aus dem Deutschen oder das Deutsche aus dem Schwedischen, ist eitel, da sie gar nicht von einander abstammen, sondern Schwestern sind, deren Vater und Mutter lange tot sind. [...] Aus solchem scheint mehr Neugier, seltsame Meinungen zu haben, als irgendeine Gewißheit. Das Sicherste, das man sagen kann, ist, daß die europäischen Sprachen eine Gemeinsamkeit haben, und aus der gleichen Quellen zu kommen, doch durch Raum- und Zeitunterschiede eine gewisse Ungleichheit bekommen zu haben scheinen. Man kann also mit welcher Sprache auch immer das Gleiche machen, was Becanus mit dem Holländischen oder Niederdeutschen tat, nämlich es als Grund und Quelle setzen und die anderen von ihr ableiten. [...] Am besten tut meiner Meinung nach jener, der jetzt nicht herumsitzt und in dunklen, längst vergangenen Dingen herumstolpert und -kramt, sondern das Gegenwärtige nimmt und seinem rechten Gebrauch zuführt.’

²⁹⁸ Columbus. *Orde-Skötsel*. 82-83. ‘Die Etymologie wiederum beklagt sich darüber, daß die Kinder

So erklärt sich, weshalb der Text den Weg der substantialistischen Argumentation nicht beschreitet und, wie es das Eingangszitat zeigte, sich zum Sprachpurismus weder eindeutig bekennen noch ihn explizit abzuweisen vermag: Lehn- und Fremdwörter, die in der Gegenwart funktionieren und eine Nutzanwendung haben, können gar nicht ohne Verlust aus der schwedischen Sprache entfernt werden; dies ist möglich nur bei ‘nutzlosen’ Wörtern, deren Abstammung ebenfalls irrelevant ist. Indes führt auch der Weg der Praxis in einen Konflikt, denn die Präferenz des Alltäglichen befindet sich in direkter Abhängigkeit von der zentralen Darstellungsschwierigkeit des *Orde-Skötsel*.

Es sei überflüssig, die Gesetzmäßigkeiten der Elision näher zu erläutern: ‘der Text selbst gebe schon genügend Beispiele’,²⁹⁹ heißt es an einer Stelle. So setzt die Darstellung sich selbst (den Text) im Gebrauch, den sie von einer Regel macht, welche sie aber nicht als These formuliert und argumentativ begründet, als Substitut für Regel und Argumentation: sie läßt das Augenscheinliche an den Ort des Beweises treten. Der Text umgeht damit die Schwierigkeit, abstrahieren zu müssen: Objekt- und Metasprache fallen in seinem eigenen Sprachgebrauch zusammen. Er gibt sich selbst dort als Darstellung auf, wo er seine inszenierende, praktizierende Seite hervorkehrt und sich gerade als Text ausgibt. Daß dieses Verfahren sich über die gesamte Länge des *Orde-Skötsel* fortsetzt, ist nicht zufällig, da das offenkundige Schreibprojekt seinerseits darin besteht, Rede und Schrift, zwei Signifikationspraktiken, miteinander in Übereinkunft zu bringen und dabei die phonetische anstelle der historischen Schreibweise im schwedischen Idiom zu implantieren. Und so kommt es erneut dazu, daß Verfahren und Gegenstand der Darstellung eins werden.

Die klassische jüdisch-christliche Wertehierarchie, derzufolge die Mündlichkeit der Schriftlichkeit an Authentizität, Unmittelbarkeit und damit Wahrheitsgehalt überlegen ist, wird dergestalt vom *Orde-Skötsel* im gleichen Augenblick repetiert und arretiert: der schriftlichen Äußerung soll zwar das Gewand der mündlichen übergestreift werden, oder besser, die Schrift als Rede inszeniert werden, nur findet der Text für diese Maßnahme kein besseres Argument als den Verweis auf die Rede-

von ihren Eltern nicht anerkannt werden. Bei Pflanzen, die in fremde Länder geführt werden, muß gut darauf geachtet werden, daß ihre Wurzel nicht vergeht. Die Etymologie will etwa, daß man — — insignement schreibt. Da es von in und signum kommt. Signare. Und dann ist da noch die Schreibgewohnheit, die oft weder der Etymologie noch der Aussprache folgt und ebenfalls ihr Recht hat. Wie und (*och, ock*): manchmal wird auch *ock, ock-så* gesagt. Meistens *og*. [...] Müßte ich einer Partei den Vorrang geben, so würde ich eher die Rede- als die Schreibgewohnheit wählen. Ich will Welt (*werd*) oder (*wärd*) schreiben, weil die Leute wärd sagen, und es den Gelehrten überlassen, nach seinem Ursprung zu suchen, ob es etwa aus wirren, wirblen (*wirra, wirfla, hwirfla*) oder was auch immer kommt. Ich will *wärd* schreiben, weil die Leute es so sagen, ungeachtet dessen, daß der Deutsche *welt und der Holländer *werelt sagt, denn was hat meine Schreibweise mit ihnen zu bestellen. Ich will *wärd* schreiben, weil die Leute es so sagen, obwohl *wärd* auch würdig *wärdig* bedeutet. Er ist ihrer würdig. Obwohl *wärd* auch noch Hauswirt *huus-wärd* oder Hausherr *Hus-herre* bedeutet. Er ist mein Wirt. Aus dem Kontext oder Zusammenhang wird alles gehört oder muß alles gehört werden [...].’

²⁹⁹ Columbus. *Orde-Skötsel*. 75. „Dä görs föga behof att sätta hijt nå’ exempel, mädan täxt’n sielf geer Exempel noog.“

praxis selbst. ‘Die Gewohnheit bestimmt die Rede’, ‘man soll so schreiben, wie man lebt’,³⁰⁰ heißt es im Text, und tatsächlich stützt sich das Projekt des *Orde-Skötsel* allein auf *Redewendungen* und *Sprichwörter*. Der aus der bzw. aus dieser Praxis entstehende konzeptionelle Zwiespalt des Textes wird hier besonders offensichtlich. Da der Text nach eigener Aussage vorführen will, wie zu schreiben und zu reden sei, diese Vorführung aber ausschließlich im Medium der Schrift inszeniert, ist der Übergang, oder um in den Bildern des Textes zu bleiben, der Grenzübertritt zwischen Rede und Schrift schon vollzogen: das *Orde-Skötsel* bezieht seine Autorität gerade aus seinem Status als schriftliche Äußerung, und es stellt die *écriture* auch in seinen formalen Merkmalen überdeutlich aus. Kann also die eingeforderte Dichotomie nicht aufrechterhalten werden, wird die Unterscheidung von ähnlichen Praktiken zur Hauptschwierigkeit der Darstellung.

Allerdings wird auch diese problematische Differenz – analog zu derjenigen zwischen Fremd- und Muttersprache – als Widerspruch im Text ausgetragen. Das *Orde-Skötsel* ist hinsichtlich des Gebrauchs erneut gezwungen, Unterscheidungen zu treffen, die ihm nicht leicht fallen: denn wenn das Kriterium der Herkunft keine Rolle mehr spielt, stellt sich etwa die Frage, welche alten, ‘götischen’ Wörter und Flexionen im Sprachgebrauch beizubehalten, wieder einzuführen oder zu ersetzen sind. Wie kann gerechtfertigt werden, daß das kleine Lexikon jener schwedischen Vokabeln und Phrasen, die auf Wunsch des *Orde-Skötsel* in den Schriftbrauch übernommen werden sollen, eine Abteilung enthält, die ‘Alte Wörter’ rubriziert ist und sich auf altschwedische Gesetzesurkunden, die Bibel und die Psalmen stützt,³⁰¹ während an dernorts dazu aufgefordert wird, die alttümlichen, wiewohl verbreiteten Flexionsendungen auf -a zu vermeiden?³⁰²

Der Ausweg, den Columbus hier findet, ist ein klassifikatorischer. Das Konzept der Praxis wird aufgespalten: in (schlechte) Gewohnheiten und (Nutz-) Anwendungen. Auch dieser Text versucht also, mit den und nicht gegen die Risiken der über ihn hereinbrechenden Zeitlichkeit zu arbeiten: erkennt er an, daß die Sprache, die ihn selbst schafft, contingent ist, Produkt zufälliger Überlieferungsvorgänge, Abnutzungerscheinungen nicht enthoben, so ist es ihm auch möglich, sein Darstellungsproblem zu lösen, indem es die Zeit instrumentalisiert. Das Kriterium der Identität wird dabei ersetzt durch dasjenige der Performativität. In diesem Sinne

³⁰⁰ Columbus. *Orde-Skötsel*. 95. „Sedwane regerar talen“, „som at lefwa så ok skrifwa“.

³⁰¹ Vgl. Columbus. *Orde-Skötsel*. 32-8.

³⁰² Vgl. Columbus. *Orde-Skötsel*. 84. „Så tycker mig at Swenskarne må umbära deras myckle a. Hur kunna wij weta at en amma haar bättre blood än moora. Skrijf. hur kunne wij weta om amman är af bättre blod än Modren? eller Mooren. Så ok Götarne somlige deras a. som i plurali *Hästara*, *pigera*. skrijf *hästarne*, *drängiarne*, säg *drängiane*, *Hästane*.“ – ‘Und dann denke ich, daß die Schweden ihre zahlreichen a entbehren könnten. Wie können wir wissen, ob die Amme besseres Blut als die Mutter [„moora“] hat. Schreibe. Wie können wir wissen, ob die Amme von besserem Blut als die Mutter [„Modren“] ist? oder „Mooren“. In gleicher Weise auch die Götar einige ihrer a. wie im Plural *Pferde*, *Mädchen* [„Hästara, pigera“]. Schreibe *Pferde*, *Kerle* [„Hästarne, drängiarne“], spreche „drängiane, Hästane“.’

vertritt der Text die Auffassung, Gewohnheiten seien unreflektiert und alt im Sinne von eingeschliffen, woraus die Gefahr, die das *Orde-Skötsel* in dieser Form von Praxis sieht, leicht konstruiert werden kann. Durch die schleichende Gewöhnung wird die Trennschärfe zwischen dem, was durch die Immission ungewollter Fremder sich im Pelz der Nation festgesetzt hat, und dem (man vergleiche das untenstehende Zitat) abzulehnenden autochthonen Usus, sich die Nase am Hemdsärmel abzuwischen, verwässert. Beide, fremde und alte Gewohnheit, haben keine andere Daseinsberechtigung als die Zeit, die Aufenthaltsdauer; beide müssen ersetzt werden durch etwas Eigenes: etwas, das zugleich neu ist *und* nützt.

Das *Orde-Skötsel* erteilt dem fremden Augenschein jener Orthographie, die es sich zum Darstellungsziel genommen hat, die Absolution, und es stellt sein eigenes Projekt mit den bildungspolitischen Innovationen der lutheranischen Gelehrten auf eine Stufe:

Men mig tyckes at någon grunkar, at däd inte är så wist at stafningen må efterlåtas at förandras. Blij wed dää gamle maneere, säijer han, ok skrif som faar-din har skrifwit. Du som så säger, wille du betänckia at om icke faar min, dock far-fars-far min, kunde föga skrifwa. Ok kanskee din ey heller. Ok om de kunde skrifwa, så war dä Kyrie Eleison på ett Munk-perman. Om i de Skolastiktijder, Skrifwaranes wett ey wijdare sig sträckte än at skrifwa en sång-book i Choren, eller en hoop å grill-disputationer i ett Vaporario Philosophico, har Erasmus Roterodamus derföre giordt illa, at han fördämpade tanke-grillren ibland de studerande! Wijste dem wägen til de fägre Studier, som äre Eloquentia, Historia, ok wackre Authorer. [...] Om barnen somlig-staans i Sverige krypa på ugn när främmande kommer, där de titta fram ok räkna bärarne i munn på den ätande, sku di altij så göra? Om de nu stryka snoorn mäd tröij-ärmen, sku di alti' så göra? Om man altij skulle blij wed dä gamle, så skulle alti efterkommanden vara åsnor, eller stumme dummar, som inte wackert skulle kunna komm' tilwäga sielfwe.³⁰³

Nun laufen die Abgrenzungsversuche zwischen Nützlichem und Überflüssigem auf die Festschreibung eines Raumes hinaus, in dem die schwedische Identität sich konstituieren kann: das Nützliche ist schwedisch, das Überflüssige fremd. Der nationale Raum konzipiert sich, wie zahlreiche Belege zeigen, einerseits in der Kon-

³⁰³ Columbus. *Orde-Skötsel*. 4-5. ‘Doch mir scheint, als würde jemand grübeln, es sei nicht so gewiß, daß man erlauben dürfe, die Rechtschreibung zu verändern. Bleib bei den alten Manieren, sagt er, und schreibe, wie Dein Vater geschrieben hat. Du, der so spricht, willst Du wohl bedenken, daß, wenn auch nicht mein Vater, so doch mein Urgroßvater kaum hat schreiben können. Und Deiner vielleicht auch nicht. Und wenn sie schreiben könnten, dann war es Kyrie Eleison auf einem Mönchspergament. Wenn sich in den Zeiten der Scholastik der Witz der Schreiber nicht weiter erstreckte als zur Abschrift eines Chorgesangbuchs, oder zu einem Haufen versponnener Disputationen in einem Vaporarius Philosophicus, hat Erasmus Roterodamus deshalb schlecht gehandelt, weil er den Studierenden die Grillen austrieb! Ihnen den Weg zu den schönen Studien wies, zu Redekunst, Geschichte und schönen Autoren. [...] Wenn die Kinder mancherorts in Schweden auf den Ofen klettern, wenn Fremde kommen, und hervorschauen und den Essenden die Bissen im Mund abzählen, sollen sie es immer so tun? Wenn sie sich jetzt den Rotz am Jackenärmel abwischen, sollen sie es immer so tun? Wenn man immer beim Alten bleibt, dann werden alle Nachkommenden Esel sein oder stumme Dummköpfe, die nicht schön selbst zu rechtkommen werden.’

trastierung von Vergangenheit und Gegenwart als historischer (temporaler), andererseits durch die regionalen Unterscheidungen als territorialer (spatialer) Raum. Hilfreich sind in diesem Zusammenhang die Differenzierungen des Historikers Dan Diner. Dieser gibt einer in dieser Weise definierten Nationalidentität den Namen *Ethnos* und den Zunamen *kollektives Gedächtnis*,³⁰⁴ wodurch sich die Eigenschaften der im *Orde-Skötsel* nur bedingt transzendenten textimmanenten Widersprüche zwischen Bluts- und performativer Zugehörigkeit auf die Rivalität zweier Konzeptionen von nationaler Identität, die ethnische und die politische, verdichten:

Auf welchen Attributen von Zugehörigkeit beruht Ethnos? Welche Anteile historischer Erinnerung, welche historischen Zeiten bedingen die Selbstdefinition und werden für das kollektive und von Generation zu Generation übertragene ‘Wir’ in Anspruch genommen? Handelt es sich hierbei vornehmlich um die Geschichten und Geschichte der Erkämpfung und Erhaltung politischer Institutionen und Rechtsformen, die das kollektive Gedächtnis begründen – also menschheitlich gerichtete, universalistische Werte –, oder fußt das kollektive Gedächtnis wesentlich auf solchen Anteilen von Selbstidentifikation und Zugehörigkeit, die auf nicht mehr zugänglichen Zeiten, auf geschlossenen Vergangenheiten beruhen? Solche Attribute der Zugehörigkeit rationalisieren sich vornehmlich über Herkunft, sozusagen einen *ethnischen Ethnos*.³⁰⁵

Da das institutionell-politisch bestimmte kollektive Gedächtnis sich auf universalistische Prinzipien und ihre konkrete politische Umsetzung beruft, das ethnisch bestimmte hingegen auf partikularen, vergangenen, oft mythischen Stiftungsmomenten gründet, zeitigt ersteres gegen außen Öffnungstendenzen, das zweite Abwehrmechanismen. Das eine muß das Begehrn Anderer auf Einlaß und Teilhabe an seinen universellen Grundlagen (etwa Freiheit und Gleichheit) eben dieser Grundlagen wegen zulassen, das andere verwehrt Fremden den Zutritt in die nationale Gemeinschaft, indem es ‘Unveränderlichkeiten stark macht’ und ‘allem widersteht, was seinen Wandel herausfordern könnte: jenes ist inklusiv, dieses exklusiv.’³⁰⁶

Es ist gerade dieser Kampf zwischen den Bewegungen der Inklusivität und der Exklusivität, der das Sprachpflegeprojekt des *Orde-Skötsel* verwirrend und interessant macht. Denn die Darstellung macht nationale *qua* Sprachidentität an Eigenarten fest, die beiden Modellen von Ethnos zuzurechnen sind.

[T]o transform [...] identity from the sort of thing that could be acquired (through naturalization) into the sort of thing that had to be inherited (from one’s parents). Insofar the family becomes the site of national identity, nationality becomes an effect of racial identity.³⁰⁷

³⁰⁴ Vgl. Diner, Dan. „Gedächtnis und Institution. Über zweierlei Ethnos.“ *Kreisläufe. Nationalsozialismus und Gedächtnis*. Von Diner. Berlin: Berlin Verlag, 1995. 113-21.

³⁰⁵ Diner. „Gedächtnis und Institution.“ 115-6.

³⁰⁶ Vgl. Diner. „Gedächtnis und Institution.“ 116-7.

³⁰⁷ Michaels. Land of the Kike. 8.

Fremdes als Störenfried markiert zu halten, heißt nichts anderes, als die Herkunft, die Linie des Blutes, als Identitätsgrundlage festzuschreiben und dem Anderen „das Kainsmal der Fremdheit“³⁰⁸ ohne Aussicht auf Rücknahme aufzudrücken. Hingegen von funktionierenden Lehnwörtern, von Handhabbarkeit, von Wörtern mit ‘Bürgerrecht’ zu sprechen bedeutet die Privilegierung einer bürgerrechtlich-universalistisch verfaßten Nationalidentität, die Privilegierung der Institution vor dem Mythos. Die Affinität und Aversion gegenüber dem Mythos von Babel sind Indizien für den historischen Ort des *Orde-Skötsel* am Ausgang der Zeit schwedischer Großmacht, in der Nationalidentität nur über restriktive kollektive Vergangenheitserfahrung gewinnbar und rationalisierbar ist, und auf der Schwelle zur Epoche neuzeitlicher, ‘aufgeklärter’ Despotie mit zunehmend menschenrechtlich reflektierten nationalen Identitätskonzeptionen.

Was macht eine schlechte Gewohnheit schlecht? Sie korrumpt. Genau dies wird angedeutet, wenn es heißt, daß die Fremden vom Mark der Schweden zehren: sie bringen über jene den moralischen Verfall. Die Analogie macht die Einwanderer zu schlechten Gewohnheiten der Schweden, die unter dem Vorwand, als Kaufleute, Gelehrte, Handwerker nützen zu wollen, ins Land kommen und sich im Kern Schwedens festsetzen wie die Fremdwörter, welche schwedische Sprachstudenten nach Hause mitbringen. Nagen die Fremden an der Scholle, so verderben die Fremdwörter das bodenständige Idiom der Bauern; beide sind nicht abzugewöhnen, sie machen sich seßhaft und werden Bürger Schwedens, ohne je schwedisch sein zu können.³⁰⁹ Wenn Identität in dieser Form sowohl vom bürgerrechtlichen Status, welchen Wort und Person im kulturellen System innehaben, als auch von ihren tatsächlichen Funktionen und Praktiken losgelöst wird, wenn also in Columbus Optik Kulturzugehörigkeit nicht an performative Kriterien – an das, was gebraucht oder praktiziert wird – gebunden ist, dann stellt sich Kultur als etwas dar, das ‘verloren, gestohlen, wiedererobert oder verweigert werden kann’.³¹⁰

Diese Angst vor dem Verlust nationaler Identität zeichnet sich hinter den materiellen Verlustszenarien des *Orde-Skötsel* ab, das sich Mensch und Wort als äquivalent denkt, und aus ihr lassen sich alle inhaltlichen und alle formalen Entscheidungen

³⁰⁸ Diner. „Gedächtnis und Institution.“ 116.

³⁰⁹ Vgl. Columbus. *Orde-Skötsel*. 9. „Så hämtas ok en stoor hoop ord ur Frankrike, Tyssland ok Nederland genom de reesande, Iag menar dem som wandra til at lära Språk ok exercitier, stater ok studier til sitt fäderneslands bästa. När sådane komma heem, kunne de ey af-wänja sig månge ordesätt, nappa ti huad först förewiskar, andre taga efter, til dess Boo'n mä' taar på säya, wij will *agdera*, af accordéra [...].“ – ‘Und dann wird noch ein großer Haufen Wörter aus Frankreich, Deutschland und den Niederlanden durch die Reisenden mitgebracht, Ich meine jene, die wandern, um Sprachen und Exerzitien, Staaten und Studien zum Besten ihres Vaterlandes zu lernen. Wenn solche heimkommen, können sie sich viele Redeweisen nicht mehr abgewöhnen, und andere übernehmen sofort, was kaum vorgeflüstert wird, bis schließlich auch der Bauer zu sagen beginnt, wir werden zustimmen [„agdera“], von accordéra [...].’

³¹⁰ Vgl. Michaels. *Land of the Kike*. 15-6.

des Textes ableiten. Da es kein Kriterium sein kann, ob eine Person ein guter Bürger ist oder ein Wort seinen Zweck angemessen erfüllt und damit die Haupt Schwierigkeit der Spracherneuerung sich darin offenbart, daß äußerliche Ähnlichkeiten zwischen inhaltlich zu trennenden Dingen bestehen, wird es zum Projekt des *Orde-Skötsel*, den fremden Signifikanten ihre ursprüngliche Fremdheit zurückzugeben. Dadurch, daß ihnen die signifikative Differenz neu zugewiesen wird, sollen sie wieder zu den Störenfrieden werden, die sie ‘ursprünglich’ waren: Gedächtnisstützen, die, in das eigene Idiom eingeschlossen, daran erinnern, daß ihre eigentlich Heimaten jenseits der schwedischen Grenzen liegen.

Dieses Darstellungsprojekt ist nicht einfach zu bewerkstelligen, da das *Orde-Skötsel* verwirrenderweise selbst ein Zeichenmodell vorlegt, das die Insignifikanz der Signifikanten postuliert:

Ett språk är tankans afbildning, tankan tingets. Skriften både tankan ok språkets, altså ju närmare tankan kommer til tinget, språket till tankan, skriften till språket, iu fulkomligare är däd. Tankan har Gud ok Naturen oss gifwit, språket föräldrarne eller umgenges-folket, skriften de booklärde. Derföre ärre Tankarne meer universelle ok allmänne än Språken och Skriften, efter som i alle land ärre folk, män inte i alle land Tyskar, Swänskar, ok så bort åt.³¹¹

Während Gott den Gedanken gibt, so der Text, ist die Sprache konventionell; sie wird von einer Sozietät geschaffen, genutzt, geprägt und verändert. Performativität und Kontingenz sind in dieser Perspektive deckungsgleich. Für die poietische Konzeption hat das zur Folge, daß die Abbildungsfunktionen, welche von der Sprache als Signifikationssystem geleistet werden, in bezug auf das Signifikat, auf Objekte und Gedanken, unspezifisch sind. Wenn keine Sprache größere mimetische Kapazität als die anderen aufweist, alle vielmehr über Vollzugsidentitäten definiert werden, ist eine Hierarchiebildung, die ein schwedisches einem eingeschwedischten Wort aus dem Deutschen, Französischen oder Lateinischen vorzieht, aus sprachtheoretischen Gründen nicht zu rechtfertigen.

Dennoch beharrt das *Orde-Skötsel* auf der materiellen Seite der Zeichen, und zwar in mehrfacher Hinsicht und mit Nachdruck. Es markiert erstens auf seiner Oberfläche den Schreibprozeß, der es als Text konstituiert, stellt zweitens die sinnliche Qualität der Signifikanten aus, wenn es die mündliche Rede als mimetisches Ideal der Schrift setzt und beschäftigt sich drittens eingehend mit den Vorzügen einer neuen Handschrift:

³¹¹ Columbus. *Orde-Skötsel*. 47-8. ‘Eine Sprache ist Abbildung des Gedankens, der Gedanke jene des Dinges. Die Schrift ist Abbildung sowohl des Gedankens als auch des Dinges, je näher also ein Gedanke dem Ding kommt, die Sprache dem Gedanken, und die Schrift der Sprache, umso vollkommener sind sie. Den Gedanken haben Gott und die Natur uns gegeben, die Sprache die Eltern und die Leute, mit denen wir zu tun haben, die Schrift die Buchgelehrten. Deshalb ist der Gedanke universeller und allgemeiner als Sprache und Schrift, da es in allen Ländern Leute gibt, aber nicht in allen Ländern Deutsche, Schweden und so fort.’

Däd första som lär' stöta min läsare i ögonen, är utan twifwel dä' främmande anseende som ded swenske språket här winner genom Latinske bok-stäfwer. Derför ska ded ok blij ded första som iag ska swara til. Bokstäfr ärte teckn som mäd mångaleds hijt ok dijt dragne streek, prickar ok linier, liksom af-copiera tanckan, ok dess tolk, Språket. Om däd nu skeer mäd sådane stråk ok characterer som Judarne, eller Grekerna, eller de Romare, eller Americaner, eller Indianer eller Africaner bruka, är icke däd lika mycket, så wijda läsaren däd förstår. Men så wijda dä ene sättet är lättare, reenligare, fägre än däd andre, så wijda winner däd ok en förmohn. [...] Nu måtte hwar ok en bekänna däd de-här Latinske bokstäfren stå reenare än de andre här tils brukade i Swenskan, derföre etc. Motte iag ok gärna wetta, huarför icke vårt Språk så wäl där mäd må skrifwas som Fransyskan, Spanskan ok Italienskan? Om någon swarar at Italienskan, Fransyskan ok Spanskan ärte Latinens döttrar ok derföre må beholla dess klädedräckt, will iag fråga den samme om icke den ene får taa mode ok maneer af den andre, där i som han märcker den andres kläder stå wäl?³¹²

Wirkt das manifeste semiotische Konzept der Darstellung also zum einen dahin, angesichts der Verschmelzung von fremd und eigen die Bedeutsamkeit von Äußerlichkeiten als solche herunterzuspielen, die Darstellungsschwierigkeit gleichsam zu verbergen, so wirkt, wie sich hier zeigt, die gesamte Textpraxis gerade in die andere Richtung, und zwar daraufhin, das Augenmerk eben auf die Form der Bedeutung zu lenken. Der hier angelegte Selbstwiderspruch wird vom *Orde-Skötsel* wiederum reflektiert; um ihn zu verdecken, gibt es vor, von der zeichentheoretischen auf die ästhetische Ebene überzublenden: es sei zwar gleichgültig, wie etwas bedeute, allerdings sehen die lateinischen Typen ‘reiner und schöner’ aus, und dies sei der einzige Grund, sie statt des üblichen Handstils zu verwenden.

Das ästhetische Kriterium hängt nun mit ebenfalls verschleierten Vorentscheidungen des Textes zusammen, die sich jetzt rückblickend präzisieren lassen. Und zwar teilen schlechte Gewohnheiten wie Fremdwörter, fremde Menschen und rohe Manieren als Eigenschaften nicht allein, daß sie resistent und sittenverderbend sind, sondern auch, daß sie schmutzig (nicht ‘rein’) und häßlich (nicht ‘schön’) sind. Das xenophobische Übertragungsmodell, das der Text dergestalt in sich einschreibt, klingt für das Ohr des heutigen Lesers auf unheimliche Weise vertraut. Es stellt eine

³¹² Columbus. *Orde-Skötsel*. 3. ‘Das erste, was meinem Leser ins Auge springen wird, ist zweifelsohne das fremde Aussehen, das die schwedische Sprache hier durch lateinische Buchstaben gewinnt. Deshalb soll es auch dies sein, auf das ich zuerst antworte. Buchstaben sind Zeichen, die mit zahlreichen Strichen, Punkten und Linien in diese und jene Richtung gleichsam den Gedanken und seinen Dolmetsch, die Sprache, abkopieren. Ob es nun mit solchen Strichen und Buchstaben geschieht, wie sie die Juden, oder die Griechen, oder die Römer, oder Amerikaner, oder Inder oder Afrikaner verwenden, gilt nicht viel, soweit der Leser es versteht. Doch soweit die eine Art leichter, reinlicher, schöner als die andere ist, soweit gewinnt sie auch den Vorzug. [...] Nun muß jeder bekennen, daß diese lateinischen Buchstaben reiner aussehen als jene, die bisher im Schwedischen gebraucht werden, deshalb etc. Möchte ich auch gerne wissen, weshalb unsere Sprache nicht genauso gut damit geschrieben werden kann wie das Italienische, das Spanische und das Italienische? Wenn jemand antwortet, daß Italienisch, Französisch und Spanisch die Töchter des Lateinischen sind und deshalb seine Kleidung behalten sollen, möchte ich denselben fragen, ob nicht die eine Mode und Manieren von der anderen übernehmen darf, wenn sie merkt, daß ihr deren Kleider gut stehen?’

analogische Verbindung zwischen Läusen, Ratten, schmutzigem Ungeziefer und den Parasiten am schwedischen Wohlstand her, in der Aufzählung des Textes angeführt von den ‘zweiten Vätern des Josephlandes’, d.h. hier wohl jüdischen Händlern. Der Text suggeriert durch Analogiebildung, diese an einem häßlichen Äußeren erkennen zu können, und in seinen oben beschriebenen Verfahren, die Darstellung mit Lesewiderständen zu durchsetzen, wiederholt er diese ästhetische Unterscheidung zwischen Eigenem und Fremdem als die schönen und nicht-schönen Stellen der Darstellung. Zugleich aber repetiert er die Aporie, in die ihn die Absage an und die Zusage zu äußerlichen Unterschieden als Kriterien steuert.

Gerade das Insistieren auf diesem Darstellungsnotstand hat Methode. Denn die beiden Textbewegungen finden an einer einzigen Schnittstelle ihre Aussöhnung, die deshalb umso stärker ins Gewicht fällt, und zwar im *Regionalen* als das,

what seems locally good or true, which is to say, it invokes the identity of the group as the grounds for the justification of the group’s practices. Thus, although the move from racial identity to cultural identity appears to replace essentialist criteria of identity (who we are) with performative criteria (what we do), the commitment to pluralism requires in fact that the questions of who we are continue to be understood as prior to questions about what we do.³¹³

Das Regionale als das Instrument der Strategie, welches den Darstellungskonflikt zwischen Identität und Performativität auszusöhnen vermag, findet sich dort, wo das *Orde-Skötsel* den dialektalen Sprachgebrauch anwendet und erörtert.³¹⁴ In seiner Praxis führt der Text vor, welchem schwedischen Dialekt der Vorzug zu geben ist – es ist die Mundart aus Dalarna, der Heimat des Verfassers Columbus – und schreibt er zugleich das Dialektale als Normsprache fest: „[T]alewanan för alting må tagas i ackt. ok der utdrages den bästklingande af alle Dialecter.“³¹⁵

Fordert das *Orde-Skötsel*, die schwedische Sprache sei auf der Grundlage ihrer Dialekte zu erneuern, so darum, weil die Mundart über eine formale Attraktion verfügt, die kein anderer Sprachgebrauch aufbieten kann. Denn sie lebt von der Ausstellung ihrer sinnlichen und strukturellen Differenz zu anderen Mundarten und Sprachgebrauchen, ohne selbst fremd zu sein. *Reden wie* eine Person aus Dalarna bedeutet nämlich, eine Person aus Dalarna *zu sein*; der Dialekt ermöglicht insofern die größtmögliche Übereinkunft mit der nationalen Identität gerade auf der Basis jener äußerlichen Unterschiede, die zu denken die Darstellung sich dauernd hatte herausfordern lassen:

Since [...] what we do can be justified only by reference to who we are, we must [...] begin by affirming who we are; it is only once we know who we are that we will be able

³¹³ Michaels. *Land of the Kike*. 14-5.

³¹⁴ Zur Stellung der Dialekte in skandinavischen Wörterbüchern vgl. Jacoby, Michael. „Dialekt im Lexikon.“ *Jacoby 1990*. 714-52.

³¹⁵ Columbus. *Orde-Skötsel*. 84. [D]ie Redegewohnheit muß um jeden Preis beachtet werden. Und daraus der bestklingende aller Dialekte ausgewählt werden.'

to tell what we should do; it is only when we know which race we are that we can tell which culture is ours.³¹⁶

Daß der Dialekt auch überholte Gewohnheiten einschließt, daß die eine Variante mehr, die andere weniger schön klingt, ist für das *Orde-Skötsel* gerade kein Grund (wie es beim aufgrund seiner kulturellen Identität Fremden der Fall ist), diese Gewohnheiten summarisch auszuschließen. Vielmehr heben sich in der Mundart alle ästhetischen Differenzen auf, und es besteht beispielsweise die Möglichkeit einer gezielten Selektion des bestklingenden.³¹⁷ Im Dialekt zeigt sich schließlich, daß trotz der semantischen Übereinstimmung der verschiedenen regionalen Varianten das *Wie* der Bedeutung, die materielle Seite des Zeichens, von größter Relevanz ist. Die Beherrschung der formalen Seite der Signifikation ist identitätsbildend. Was sich hinter der Anweisung, ‘Schreibe den Dialekt genauso, wie er ist’, verbirgt, ist die xenophobische Differenz des *Schibboleth-Sibboleth*: nur die Mundart ist schwedisch, und deshalb nur wer Mundart spricht, ein Schwede.

³¹⁶ Michaels. *Land of the Kike*, 14-5.

³¹⁷ Columbus. *Orde-Skötsel*. 83. „Men däd wärsta är at Taal bruket är så åtskilt. Hwart Lanskap i Swerjes rijke har någon serdeles taal-art. grund-oohlen, som Gud, Himmel, Herre, stool, huus etc. komma fulle öfwer-eens all-stans. Men böjelserne, ut-språket ok hoop-sättringen är inte alti samaleds. Där moot måtte wij finna något råd ok någon utväg. Wällj’ ut dä bästa af allehanda Dialecter. ok skrijf seen just så som den är.“ – ‘Doch das Schlimmste ist, daß der Sprachgebrauch so unterschiedlich ist. Jede Landschaft im schwedischen Reich hat eine besondere Sprechweise. Die Grundwörter, wie Gott, Himmel, Herr, Stuhl, Haus etc. stimmen überall voll überein. Doch die Beugungen, die Aussprache und Zusammensetzung sind nicht überall gleich. Man muß dagegen einen Rat und Ausweg finden. Wähle den besten aus verschiedenen Dialekten aus und schreibe ihn dann genauso, wie er ist.’

Die Farbe der Seele: Jesper Swedberg

Auch im Fall des 1716 erschienenen *Schibboleth*, des jüngsten und zugleich letzten Textes meiner Auswahl, handelt es sich um eine muttersprachliche Grammatik. Mit ihren Ansichten darüber, was die schwedische Sprache denn sei und wie mit ihr umgegangen werden müsse, bildet sie zu Columbus *Orde-Skötsel* allerdings einen erheblichen Kontrast. Obwohl der Titel dies nahelegt,³¹⁸ spricht sich nämlich der Verfasser des Textes, der Bischof zu Skara und Sprachpfleger Jesper Swedberg (1653-1735), vor dem Hintergrund stark präskriptiver linguistischer Kategorien gegen die Transzendierung eines bereits antiquierten Standards durch das Dialektale aus. Der Titel des Buches lautet vollständig:

Schibboleth. | Swenska Språketz | Rycht och Richtighet. | Med Kongl. Maj:tz nådiga frihet, | Och wederbörandes skärskodande och tilstånd, | Vpsatt och vtgifwit | Af | JESPER SWEDBERG, | Biskop i Skara. | [...] SKARA, Tryckt hos sal. Kiellbergs Änckio, åhr 1716.³¹⁹

Das *Schibboleth* macht es sich zur Aufgabe, die schwedische Sprache durch Eingriffe in ihre Orthographie, Prosodie und Formenlehre ‘in Ordnung’ – *i skick* – zu bringen, denn diese befindet sich, wie es heißt, schon seit hundert Jahren in großer Verwirrung.

Flere hafwa ock nu begynt se, huru nödigt thet är, at språket kommer i skick igen; och önska, at thet snart motte med besked och welsignat efftertryck ske. Men kunna icke alle wara så hema vti thetta; hafwa ei heller tid at sådant nödorffteligen skiöta. [...] Förthenskul, i anseende til alt thetta, hafwer jag, wid lediga stunder, tagit mig thetta före. Och thet endteligen, genom thens Högstas bistånd, effter tretijo åhrs frist och vtrymme, som thet nu är, fullbordat.³²⁰

In den temporalen Bestimmungen – ‘wieder’, ‘keine Zeit haben’, ‘in freien Augenblicken’, ‘endlich’, ‘Frist und Dauer von 30 Jahren’ – äußert sich (wie in anderen frühneuzeitlichen Texten und insbesondere in sprachwissenschaftlichen Projekten) auch im *Schibboleth* die Beschäftigung mit dem Phänomen sprachlich-textueller Kontingenzen auf ostentative Weise. Doch ist die ganz spezifische Kontingenzerfahrung, aus der das *Schibboleth* resultiert, auch innerhalb meines Textkorpus singulär:

³¹⁸ Vgl. das Motto des vorangehenden Kapitels.

³¹⁹ ‘Schibboleth. Pflege und Richtigkeit der schwedischen Sprache. Mit gnädiger Erlaubnis der königlichen Majestät und Durchsicht und Zustimmung der Zuständigen aufgesetzt und herausgegeben von Jesper Swedberg, Bischof von Skara. [...] Skara, gedruckt bei der Witwe des seligen Kiellberg, im Jahr 1716.’

³²⁰ Swedberg. *Schibboleth*. [e1']. ‘Immer mehr beginnen nun einzusehen, wie nötig es ist, daß die Sprache wieder in Ordnung gebracht wird, und wünschen, daß es schnell, mit Entschiedenheit und segensreichem Nachdruck geschehen möge. Doch nicht alle können in gleicher Weise darin zu Hause sein, haben auch keine Zeit, desgleichen notdürftig zu pflegen. [...] Deshalb und angeichts all dessen habe ich in freien Augenblicken mir dies vorgenommen. Und es nun endlich durch Beistand des Höchsten, nach einer Frist und einer Dauer von dreißig Jahren, vollendet.’

für diesen Text ist es geradezu ein Skandal, daß es so etwas wie Sprachwandel und Textgeschichte überhaupt gibt, und ich möchte im folgenden sowohl die Spuren dieser kontingenzoetologischen Haltung wie auch die ihr anhängigen textuellen Praktiken nachvollziehen.

Zunächst gehört zu den Symptomen der Kontingenzzangst des Textes die große Ausführlichkeit, mit der die vom *Schibboleth* als Gefahren angesehenen Folgen der nachbabylonischen Sprachverwirrung in zwei Vorwörtern und einem Nachwort (die insgesamt gut ein Drittel des Textes ausmachen) diskutiert werden. Anders als das im letzten Kapitel behandelte *Orde-Skötsel*, das mit dem Faktum aktueller Sprachentwicklung geschickt umzugehen versteht, vertritt das *Schibboleth* hier das geradezu anachronistische, aus der Renaissance überkommene Sprachideal einer Universalsprache, die sich mit Wolf Peter Klein wie folgt charakterisieren läßt:

Sie müßte über eine vollständige unzweideutige Nomenklatur der Sachwelt verfügen; über die Bedeutung aller Wörter sollte völliger Konsens herrschen; die Konstruktionsregeln zur Anwendung der Sprachen in allen möglichen Situationen müßten verbindlich festgelegt sein. Diese Bedingungen sollten sich konkret realisieren lassen in einem umfassenden Verzeichnis, das die gesamte Welt in Worte überführte, in einem Lexikon, das die Bedeutungen aller Wörter intersubjektiv verpflichtend festschriebe, und in einer erschöpfenden Grammatik, die Sprachmechanismen zum Ausdruck sämtlicher Mitteilungen parat hielte.³²¹

Stärker noch aber fällt auf, daß das *Schibboleth* über die generelle, v.a. in den Vor- und Nachwörtern angesiedelte Erörterung des Kontingenzzproblems hinaus gerade auch jene besonderen Erfahrungen zur Darstellung bringt, die es selbst mit seiner eigenen Historizität resp. Kontingenzz macht. Die eingangs erwähnten, im ganzen Text rekurrierenden Zeitbestimmungen bilden diesbezüglich, wie bereits angeprochen, nur einen Teil dieser Selbstverortung. Als noch bedeutsamer hebt sich nämlich das Zeugnis ab, welches das *Schibboleth* von seinem eigenen Anfang ablegt. Dieser steht in Zusammenhang mit einem katastrophalen Zufall, der im Vorwort (also auch wörtlich genommen am Anfang des Textes) folgende Erwähnung findet:

Bätre och fullkomligare hade wercket wel blifwit, om icke thet, tå thet longt mera vtarbetad war och til trycket ferdigt, med alt mitt bokförråd och alla mina skriffter, hade omkommit i wådelden här på Brunsbo, när altsammans i ene nattetid gick i rök. [...] Jag sade; Effter trettijo åhrs vttrymme. Så lenge hafwer jag åflats här med. Här wil rummer tid, mykit bokläsande, monga anmerkningar, och digert arbete, och mykit omhugsande och försiktighet til.³²²

³²¹ Klein. *Am Anfang war das Wort*. 330-1.

³²² Swedberg. *Schibboleth*. [e1']. ‘Besser und vollkommener wäre das Werk wohl geworden, wenn es nicht, als es weit ausgearbeiteter und druckfertig war, mit meinem ganzen Buchbestand und all meinen Schriften in einem Brand hier auf Brunsbo umgekommen wäre, als alles in der Dauer einer Nacht in Rauch aufging. [...] Ich sagte: nach dreißig Jahren. So lange habe ich mich hiermit getragen. Dazu benötigt man Zeit, viel Buchlesens, zahlreiche Anmerkungen, anständige Arbeit und viel Umsicht und Vorsicht.’

Die textuelle Identität des *Schibboleth* ist so für die Lesenden von Beginn des Textes an mit dem Bild der brennenden Bibliothek verbunden, in welcher ein Generationenwerk im Laufe einer Nacht ins Nichts gerissen wird. Dadurch macht der Text eindrücklich klar, daß auch in der weiteren Perspektive seiner Zeichen-, Sprach- und Textreflexion Geschichtlichkeit resp. Kontingenz die *conditio sine qua non* sein wird. Den falschen Anfang hinter sich zu lassen, der im Text auch später noch häufig im Begriff *willerwallo*, ‘Wirrnis’, ein traumatisches Echo findet, offenbart sich als vordringlichste Aufgabe der Darstellung. Gleichzeitig kann der Text aber nicht umhin, in seinen Mängeln und Lücken, in seiner ganzen Unvollkommenheit diesen vom geschichtlichen Ereignis durch Verlust gezeichneten Anfang immer wieder zu zeigen. Das vorliegende *Schibboleth* ist in mehrfacher Hinsicht weniger als seine verbrannten Vorläufer, das sog. ‘große und kleine Schibboleth’, deren Vernichtung Swedberg durch Gebrauch des Verbs *omkomma* (‘umkommen’) personalisiert und denen er auf diese Weise die Rollen von toten Geschwistern des jetzt existierenden, seinerseits in die Rolle des ‘überlebenden’ gedrängten Textes zuweist. (Auch durch die Insistenz auf dem dreißigjährigen – also eine Familiengeneration umfassenden – Entstehungszeitraum des ersten *Schibboleth* wird natürlich eine Personalisierung betrieben, die Swedberg zum Vater zweier verbrannter und eines überlebenden Kindes macht.)

Der schon mehrfach bestätigte Befund, daß frühneuzeitliche Texte die Kontingenz immer auch in ihrem jeweiligen Verhältnis zu ihren Anfängen (Autor, Entstehungskontext) reflektieren, wird vom *Schibboleth* beispielhaft vorgeführt. Wie sehr die Darstellung von ihren verbrannten Geschwistern aber schließlich eingeholt wird, zeigt sich an der steten Wiederkehr des traumatischen Anfangs auf der Inhaltsebene des Werkes. Denn im Rahmen seiner sprachtheoretischen Erörterungen entwickelt das *Schibboleth* in bezug auf den biblischen Text und mit der Folie der biblischen Geschichte ein Narrativ, das zwei gegensätzliche Verlustszenarien durchspielt: einmal verliert der Text (das Wort Gottes) seinen Anfang (d.h. Gott), das andere Mal verliert der Anfang (Gott) seinen Text (d.h. das Wort Gottes). Die kontingenzpoetologische Identifizierung von Verlust mit Vernichtung und die Identifizierung semantischer mit physischer Vernichtung, welche das *Schibboleth* hinsichtlich dieser beiden Szenarien vornimmt, ist Gegenstand der nachstehenden Ausführungen.

Textgeschichte und Inhaltsübersicht

Die einzige neuere, zwar ausführliche, doch in erster Linie linguistische Würdigung haben Swedbergs Wortbuchprojekte durch Lars Holm erfahren.³²³ Am Rande seiner Analyse des (wie verschiedene andere Manuskripte Swedbergs) nie gedruckten, großangelegten *Swensk Ordabok* finden sich auch einige Querverweise auf den Entstehungskontext und die lexikographischen Passagen des *Schibboleth*. Auch Michael

³²³ Vgl. Holm, Lars. „Swedbergs ‘Swensk Ordabok’ – yttré dokumentation.“ *Nysvenska studier* 64 (1984): 83-121.

Jacoby hat sich im Abschnitt „Lexikographische Teile in Jesper Swedbergs *Schibboleth* (1716)“³²⁴ kurz mit dem Text auseinandergesetzt. Aus älterer Zeit liegen mit Hugo Hernlunds Beitrag zur fröhlaufklärerischen Sprachpflege und Bengt Wahlströms Untersuchung zum Psalmenbuch von 1695 umfangreichere Darstellungen der Arbeiten Swedbergs vor.³²⁵ Deren Wirkungsgeschichte beschränkt sich ansonsten aber v.a. darauf, daß sie als Exzerptfundus für spätere Lexika, etwa das SAOB, dienen.³²⁶

Holm beurteilt das *Schibboleth* in dreierlei Hinsicht als repräsentativ für Swedbergs Situierung als Sprachtheoretiker: der Text vertritt eine konservative, sprachpuristische Haltung,³²⁷ bezieht Material und Normen vornehmlich aus der Bibel³²⁸ und trifft auf starke offiziell-staatliche Opposition. Vom ersten Ansuchen um Druck-erlaubnis für das *Schibboleth* im Jahre 1701 (der Text wird 1716 publiziert) blockiert das Kanzleikollegium noch weitere dreißig Jahre lang die Publikation der sprachnormierenden Lexika Swedbergs.³²⁹ Das *Schibboleth* liegt in handschriftlichen Vorarbeiten schon 1695, in großen Teilen druckfertig bereits 1701 vor. Am 11. Februar 1712 gerät, wie der Text selbst berichtet, Swedbergs Wohnsitz Brunsbo in Brand. Dabei werden – den Aussagen in Briefen und anderen autobiographischen Zeugnissen zufolge – die Erträge einer dreißigjährigen Arbeit, bestehend aus dem großen und einem kleineren *Schibboleth* und einem umfassenden schwedischen Wörterbuch, vernichtet. Holm bezweifelt jedoch, daß innerhalb vierer Jahre das Textvolumen des vorliegenden *Schibboleth* hätte erreicht werden können und geht davon aus, daß dieses zumindest in Fragmenten den Brand überdauert habe.³³⁰ Den Inhalt des Buches bewertet Holm wie folgt:

Schibboleths innehåll är rikt och brokigt. Vissa kapitel utgör tillsammans en svensk grammatik med bl.a. ortografi, interpunktionsregler, etymologiska resonemang och formlära. Allt emellanåt faller Swedberg in i rollen som förkunnare, och vissa partier är till sin karaktär mera teologiska än språkvetenskapliga. *Schibboleth* rymmer emellertid också en ordbok, eller rättare sagt en rad separata större och mindre ordlistor med olika syften och innehåll. Dessa upptar gemensamt inemot hälften av bokens sidantal.³³¹

³²⁴ Vgl. Jacoby. *Historische Lexikologie*. 155-66.

³²⁵ Vgl. Hernlund, Hugo. *Förslag och åtgärder till svenska skriftspråkets reglerande 1691-1739 jämte en inledande översikt af svenska språkets ställning under den föregående tiden*. 1883; Wahlström, Bengt. „Studier över tillkomsten av 1695 års psalmbok.“ Akad. avh. Uppsala U. 1951. Vgl. zur Biographie Tottie, H. W. *Jesper Svedbergs liv och verksamhet. Bidrag till svenska kyrkans historia*. Akad. avh. Upsala U. 1885-6. 2 Bde.

³²⁶ Vgl. zur Wirkungsgeschichte Holm. „Swensk Ordabok“. 83-4.

³²⁷ Die ihm die ständige Auseinandersetzung mit seinem früheren Freund Urban Hiärne einträgt; vgl. Holm. „Swensk Ordabok“. 103.

³²⁸ Zur Bibel im Sprachgebrauch und als Materialquelle in frühneuzeitlichen skandinavischen Lexika vgl. Jacoby, Michael. „Die Bibel im Lexikon.“ *Jacoby* 1990. 753-95.

³²⁹ Vgl. Holm. „Swensk Ordabok“. 94-5.

³³⁰ Vgl. Holm. „Swensk Ordabok“. 94, 95, 100.

³³¹ Holm. „Swensk Ordabok“. 101-2. ‘Der Inhalt des *Schibboleth* ist reich und bunt. Bestimmte Kapitel bilden gemeinsam eine schwedische Grammatik mit u.a. Orthographie, Interpunktions-

Wie ich bereits erwähnt habe, findet die Diskussion der textuellen Kontingenz in Rahmentexten statt, welche die Entscheidungskriterien für die Sprachnormen formulieren, welche der Text in seinem Hauptteil vorführt und mit Beispielen illustriert. Zum Rahmen gehören die beiden Vorwörter (an Karl XII.³³² und den sog. „Christeliga och oweldoga Läsaren“³³³), ferner das 19. Kapitel (rubriziert „Hela Werckets Nödwendighet och Bruk“³³⁴) sowie zwei Indizes zu Bibelstellen und Schlagwörtern.³³⁵ Der grammatischen Hauptteil stellt in 18 Kapiteln Regeln und Beispiele zu folgenden Gebieten auf: Buchstaben und ihre Verwendung, Groß- und Kleinschreibung, Vokalverdoppelung, Konsonantenverdoppelung, Interpunktionsregeln, Wortakzent, Etymologie, Deklination, Adjektive und Pronomen, Konjugation, Gebrauch von „Och/Ock“, veraltete Wörter, Lexikon ungewöhnlicher Wörter in der Bibel, Fremdwörter, Lexikon der Fremdwörter in der Bibel, Lexikon unnötiger Fremdwörter, Lexikon erhaltenswerter alter Wörter und Ausdrücke, Lexikon der neuen Rechtschreibung.³³⁶

Die mehr als fünfhundert Seiten sind mit akribischer Genauigkeit in Kapitel und die Kapitel wiederum in ca. halbseitige Paragraphen unterteilt. Jeder Darstellungsabschnitt des Textes wird durch Ein- und Überleitungen klar motiviert. Doch kann das *Schibboleth* auch auf diese Weise nicht verheimlichen, daß nach dem Verlust der Erträge einer dreißigjährigen Arbeit durch den besagten Brand sein Material begrenzt ist und es nach Wegen suchen muß, das zur Verfügung Stehende so ökonomisch wie möglich zu verarbeiten. Der Text ist im de Certeauschen Sinne Produkt einer Bricolage: ein einziges Textkorpus in geringfügig voneinander abweichenden Versionen – die Bibeln der Jahre 1541, 1618 und 1703 – bildet das Kapital seiner Sprachanalyse. Dialekte und Umgangssprache, die außerhalb des Gesichtskreises dieser Quelle liegen, schließt das *Schibboleth* explizit aus:

regeln, etymologischen Erörterungen und Formenlehre. Immer wieder fällt Swedberg in die Rolle des Predigers, und verschiedene Partien sind von ihrem Charakter her eher theologisch als sprachwissenschaftlich. Das *Schibboleth* enthält jedoch auch ein Wörterbuch, oder besser gesagt, eine Reihe größerer und kleinerer Wortlisten unterschiedlicher Zielsetzung und Inhalts. Diese nehmen insgesamt etwa die Hälfte der Seiten ein.'

³³² Vgl. Swedberg, *Schibboleth*, a2^r-[d4^r].

³³³ Vgl. Swedberg, *Schibboleth*, [d4^v]-g1^r. ‘Christlicher und unparteiischer Leser’.

³³⁴ Swedberg, *Schibboleth*, 441-68. ‘Notwendigkeit und Nutzen des ganzen Werkes’.

³³⁵ Swedberg, *Schibboleth*, 468-[Nnn2^r]. Dem Hauptteil vorangestellt sind zusätzlich noch drei Grußgedichte an den Verfasser (g1^r-[g4^v]). Den Schluß des Textes bildet ein Druckfehlerindex ([Nnn2^v]).

³³⁶ Im einzelnen gliedert sich der Inhalt wie folgt: 1. Buchstaben und ihre Verwendung: [1]-35; 2. Groß- und Kleinschreibung: 36-57; 3. Vokalverdoppelung: 58-80; 4. Konsonantenverdoppelung: 80-3; 5. Interpunktionsregeln: 83-9, 6. Wortakzent: 92-110; 7. Etymologie: 111-8, 8. Deklination: 118-32; 9. Adjektive und Pronomen: 132-48; 10. Konjugation: 148-55; 11. „Och/Ock“: 155-9; veraltete Wörter: 160-83; 12. Lexikon ungewöhnlichere Wörter in der Bibel: 183-203; 13. Fremdwörter: 204-22; 14. Lexikon der Fremdwörter in der Bibel: 222-45; 15. Lexikon unnötiger Fremdwörter: 246-304; 16. Lexikon erhaltenswerter alter Wörter und Ausdrücke: 305-421; 17. Lexikon der neuen Rechtschreibung: 421-40.

Jag talar nu intet om the ord och ordalag, som wi dageligen bruke vti algement tal. [...] Icke heller, menar jag then skilnad i orden, som i wissa landzorter äro i bruk, the ther på andra orter ei aldeles så wel lyda.³³⁷

Wie das Register über die im *Schibboleth* verwandten Schriftstellen andeutet, versteht sich der Text in der Tat vor allem als Bibelkonkordanz. Sein Beispielbestand beschränkt sich fast ausschließlich auf sorgsam nachgewiesene Verse aus Bibel, apokryphen Büchern und anderer geistlicher Literatur. Ausnahmen gibt es hinsichtlich der erhaltenswerten alten Wörter, die u.a. den poetischen Schriften Stiernhielms, Columbus und Brenners entnommen werden.³³⁸ Sein Volumen erreicht der Text durch die fast zwei Drittel des Gesamtumfangs einnehmenden Lexika. Dennoch versteht er es, seinen Mangel hinter theoretischen Reflexionen zu verbergen und sogar als Vorteil zu präsentieren:

Intet får man säija; så och så skal thet skrifwas och talas. Vtan; så och så skrifwer och talar then, som alle kenna fullgodan för en gill kennefader och lärmestare. Vtan; så och så skal thet skrifwas och talas som thet, i the tider, då tungomålet war i sitt lag och fullkomliga flor, skrefs och talades. [...] Men wi moste gå til them, som wi nu lenge hafwe vårt regelbundna och artiga målsnilde vtaf; ther wi hafwe språkets renhet, riktighet och stadighet. [...] Och thet är vår heliga Swenska Bibel. Si ther hafwe wi then renaste och stadigaste Swenskan, så i artig sammansettning och regelbundna ordawäf, som i skrifwandet. [...] Med Bibelen, då then vtgick, holla jemnähriga skrifter, och the som näst ther effter, då then Evangeliska rena läran skulle hos oss komma i stånd, och stadighet, vtgingo: [...] Sammaledes wäre gamle psalmer, böner, tacksäijelser och läsningar, som alment vptagne äro, them wi i församlingenne och hema husen dagliga brukom.³³⁹

Dem *Schibboleth* liegt, wie eingangs angedeutet, ein Sprachideal zugrunde, das die schriftliche Form der Äußerung gegenüber der mündlichen – der Umgangssprache, dem Dialektalen – eindeutig bevorzugt. Die Bibel als Repräsentantin aller Schriftlichkeit zu wählen, scheint naheliegend innerhalb einer solchen Perspektive. Und

³³⁷ Swedberg. *Schibboleth*. 160. ‘Ich spreche jetzt nicht von Wörtern und Ausdrücken, die wir in der Alltagssprache verwenden. [...] Noch meine ich die Abweichungen der Wörter, die in einigen ländlichen Dörfern gebraucht werden, und die an anderen Orten gar keinen guten Klang haben.’

³³⁸ Vgl. den Quellennachweis in Swedberg. *Schibboleth*. 305-8.

³³⁹ Swedberg. *Schibboleth*. el^r, [e3^r], [e3^v]. ‘Man darf nicht sagen: so und so soll geschrieben und gesprochen werden. Sondern: so und so schreibt und spricht jener, den alle als geschätzten Lehrvater und Meister anerkennen. Und: so und so soll geschrieben und gesprochen werden wie zu jenen Zeiten, in denen die Sprache in ihrer Ordnung und vollkommenen Blüte war, geschrieben und gesprochen wurde. [...] Doch wir müssen dorthin gehen, von wo wir schon seit langem unsere gesetzmäßige und artige Sprachweisheit hergenommen haben, wo wir die Reinheit, Richtigkeit und Beständigkeit der Sprache haben. [...] Und das ist unsere heilige schwedische Bibel. Sieh, dort haben wir das reinste und beständigste Schwedisch, sowohl hinsichtlich artiger Zusammensetzung und geordnetem Wortgefüge, als auch in bezug auf die Schrift. [...] Mit der Bibel, als sie [erstmals] herauskam, stehen auf einer Stufe gleich alte Schriften, und jene, die gleich danach, als die reine evangelische Lehre bei uns Einzug hielt und Bestand bekam, veröffentlicht wurden [...]. Auch unsere alten Psalmen, Gebete, Danksagungen und Lesungen, die allgemein aufgenommen wurden, und die wir in den Gottesdiensten und zu Hause täglich brauchen.’

dadurch wirkt die aus dem traumatischen Anfang erwachsene Beschränkung der Darstellung auf ein Weniges an Untersuchungsmaterial gar nicht als kontingente – d.h. auf eine Gelegenheit/Gegebenheit reagierende – Notlösung, sondern vielmehr als – nichtkontingente – Notwendigkeit.

Hwar och en läs, ju bör läsa, sin Bibel. [...] Men willerwalla och intet litet bryderi skulle ther blifwa vtaf, om the skulle förandras. När wi läse eller höre läsas Biblen, bönerna och psalmarna, så sker ju thet förståndeliga; at man thet strax, såsom sitt medvpfostrade modersmål, naturliga och lett förstår. Så följer ju oförnekliga; at wi ock för thet öfriga så mogom tala, och så skrifwa.³⁴⁰

Michael Jacoby weist darauf hin, daß die von Swedberg aus der Bibel zusammengetragenen Fremdwörter „in ausgefeilter, gelehrter Schriftsprache formuliert sind“ und eine Sprache repräsentieren, „die [...] nicht zum Dialekt“, sondern vielmehr der Fachsprache der Geistlichkeit zugehört.³⁴¹ Swedberg präsentiert sich im *Schibboleth* demnach als „ortodoxins talesman som räknar inte bara tron utan också språket som sin domän“.³⁴² Doch läuft die Verbindung der beiden Bereiche Sprachwissenschaft und Theologie nicht nur über die öffentlichen Funktionen des Autors Swedberg. Tatsächlich nämlich denkt das *Schibboleth* sich die Strukturen der Sprache selbst als eindeutige Relationen von Zeichenform und Zeichensinn, der sich in der Allegorese offenbart. Diese Konzeption unterliegt bspw. der Phonologie des *Schibboleth*, welche Interesse für die Klanggestalt des Signifikanten nur solange aufzubringen vermag, wie diese eine Übertragung auf die Heilsgeschichte ermöglicht:

A, lyder hos oss altid a, antingen thet giör för sig sielft, eller med en consonante eller medlydig en stafwelse. [...] Elliest lära oss lärde män, at alt folck begynnars sitt a, b, c, d, af A. Vtan twifwel effter man skal gemenligen höra, thet första späda barnen begynna jola, så säija the A. [...] Sedan, som A fordrar en öpen munn, så påminner thet ock oss at altid komma i hog hwad Salomo wisligen lärde. Nemliga: tala hafwer sin tid och sina stund. Pred. 3:7. [...] Ännu saligare är at tenckia ther vppå, thet vår Frelsare Jesus Christus kollar sig, A och O, Begynnelsen och Enden. [...] Ty af Honom hafwer alt sin begynnelse och sin enda; och alt, om lyckligit skal gå, bör i Jesu begynnas, och til Jesu ähro drifwas och yrkias, och i Jesu lychtas. [...] Och säger än en gång, och hierteligen beder; ‘O JESU A och O, Begynnelse och Ende, I Af högden mig Tin nåd til thetta werck nu sende!'³⁴³

³⁴⁰ Swedberg. *Schibboleth*. [e3^v]. ‘Jeder lese die Bibel, ja muß die Bibel lesen. [...] Doch Wirnis und nicht kleines Durcheinander würde es geben, sollte sie geändert werden. Wenn wir die Bibel, die Gebete und Psalmen lesen oder hören, so geschieht es ja auf verständliche Weise, daß man sie sofort, wie seine angeborene Muttersprache, natürlich und leicht versteht. Daraus folgt unvermeidlich, daß wir auch in allen sonstigen Situationen so reden und schreiben sollen.’

³⁴¹ Jacoby. *Historische Lexikologie*. 754.

³⁴² Holm. „Swensk Ordabok“. 108. ‘Wortführer der Orthodoxie, der nicht nur den Glauben, sondern auch die Sprache als seine Domäne betrachtet’.

³⁴³ Swedberg. *Schibboleth*. 3. ‘A, klingt bei uns immer wie A, ob es jetzt für sich selbst, oder mit einem Konsonanten oder Mitalaut eine Silbe bildet. [...] Sonst haben uns gelehrt Männer beigebracht, daß alle Völker ihr ABC mit A beginnen. Zweifelsohne deshalb, weil man Kleinkinder als erstes immer A lallen hört. [...] Dann, weil A einen offenen Mund erfordert, erinnert es uns auch immer an die weise Lehre Salomons. Nämlich: Reden hat seine Zeit und seine Stunde. Pred. 3:7.

Zeichen ohne Referenz, leere Formen oder das Spiel der Signifikanten – wie sie Arvidis *Manuductio* bspw. anwendet – sind dieser Semiotik fremd. In der Lektüre des *Schibboleth* etwa verweist der Buchstabe B sowohl über seine phonetische Funktion als auch in einem allegorischen Sinn auf die Kategorie der Unnötigkeit. Die orthographischen Regeln, die das *Schibboleth* nach Maßgabe dieser Klassifikationen aufstellt, dienen insofern dazu, die materielle Seite des Zeichens ökonomisch an eine heilsgeschichtliche Bedeutung zu koppeln:

B, Synes vti några ord förr vara onödigt brukadt: såsom vti; kamb, himblar, gambla, sambla, hambna. [...] Såsom A påminne oss at hafwa en öpen munn, när oss bör tala til Gudz lof, och där nästas tienst och hielp: så påminner oss bokstafwen B, at ock komma sammaledes i hog them wisa Salomos språk: tiga hafwer ock sin tid. Pred. 3:7. Ty innan jag får bruka och vtsäija b, hållas lepparna wel tilsammans. Wiste monger widöpen munn thet, wore han myken sorg och olycko qvitt, som tungan förer honom vppå.³⁴⁴

Für das *Schibboleth* gilt also das, was Arno Borsts Untersuchung des Verhältnisses zwischen Sprache und Religion in verschiedenen Kulturen festhält, nämlich daß kulturübergreifend nicht nur die Sprachwissenschaft, sondern auch die Exegese sich in dem Moment zu entwickeln beginnt, in dem „der Abstand zwischen Heiliger Schrift und gesprochener Rede bewußt wird“. Dadurch, daß das Heilige Wort in der kodifizierten Form „der Heiligen Bücher über den Wandel hinausgehoben wird“, erhält deren „Sprache kanonischen Wert“.³⁴⁵

Die oben beschriebene, geradezu apodiktische Setzung Swedbergs, daß eindeutige Signifikation möglich sei, scheint mit ihrer Insistenz auf etwas zu reagieren, etwas zudecken zu wollen: die ganz spezielle Kontingenzerfahrung des *Schibboleth*, seinen eingangs schon angesprochenen, von einem traumatischen Verlust gezeichneten Anfang. Gerade durch die Abstützung der Argumentation auf die Heilige Schrift schleicht sich hier und andernorts nun aber das Problem der Kontingenz in die Darstellung hinein. Das läßt sich beispielhaft an folgender Stelle zeigen, in der Swed-

[...] Noch seliger ist es, dessen zu gedenken, daß unser Retter Jesus Christus sich A und O, Beginn und Ende nennt. [...] Denn von ihm nimmt alles seinen Ausgang und sein Ende, und alles, das glücklich gehen soll, muß in Jesus begonnen werden, und zur Ehre Jesu betrieben und getan werden, und in Jesu enden. [...] Und so sage [ich] noch einmal, und bete von Herzen, „O Jesus, A und O, Anfang und Ende, | Aus der Höhe mir Deine Gnade zu diesem Werk nun sende!“

³⁴⁴ Swedberg. *Schibboleth*. 3-4. ‘B, scheint früher in einigen Wörtern unnötig gebraucht worden zu sein, wie in Kamm [„kamb“], Himmel [„himblar“], alt [„gambla“], sammeln [„sambla“], ankommen [„hambna“]. [...] Wie A uns daran erinnert, daß wir einen offenen Mund haben müssen, wenn wir zu Gottes Lob sprechen, und dem Nächsten zu Dienste und zur Hilfe sein sollen, so erinnert uns auch der Buchstabe B an einen Spruch des weisen Salomon: Auch das Schweigen hat seine Zeit. Pred. 3:7. Denn bevor ich B gebrauchen und aussprechen kann, werden die Lippen gut zusammengehalten. Wüßte so mancher weitgeöffnete Mund dies, so wäre er viel Sorge und Unglück los, in die seine Zunge ihn hineinführt.’

³⁴⁵ Borst. *Turmbau*. 108.

berg sprachgeschichtliche und kirchengeschichtliche Ereignisse in einen analogischen Verweisungszusammenhang bringt mit dem Ziel, den Vorbildern seines Sprachideals – die erste volkssprachliche Bibel und gleichaltrige Sakraltexte – normative Gültigkeit zu verleihen. Es bleibt indes nicht bei einer Analogiebildung; Swedberg konstruiert zwischen Reformation und Sprachwandel sogar einen Kausalzusammenhang:

Si, tå kom, säger jag, vti ett huy vårt Swenska Tungomål, vtan menniskio kloket, wisdom och snille i sådant skick och sådana fullkomlighet, at näpliga något tungomål i werldenne, ehuru ock kloke och idoge män thet skrifwit och rychtat hafwa, renare och fullkomligare hafwer warit eller är. Här hos oss wore icke, som i andra lender warit hafwa och äro i thenna dag, någre i språket wellärde och förfarne män, som samfellt hade trådt tilsammans, och samråds om något hielprede, såsom Grammatica och Syntaxi; huru ordet alt jemt skrifwas skulle; och hwad ordalag och ordawäf, eller artiga stadiga sammanbindning the i ett så gudeligit werck, som Bibelen och then Evangeliska läran är, alt städigt bruka skulle. Vtan, effter Gudz Heliga Ödnalag, igenom Gudz Andas besynnerliga inskiutelse och styrsel, skrefwo alle them som Gud tå wille i thet heliga wercket betiena sig vtaf, enahanda och lika. Then ene Swenske lärde mannen skref lengst norr; then andre söder; then tridie öster; then fierde wester; then femte, siette, siunde etc. här och ther fierranstadde ifrå hwar andra, sina gudeliga skriffter. Then ene lät tryckia sin bok i Lybeck, then andre i Wittenberg, then tridie i Rostock, then fierde i Riga, then femte i Hamborg, then siette i Stockholm, och så bortt åt. Behollande alle fast lika maner at bokstafwera och skrifwa, och holla sin ordawäf och sammanbindning (syntaxin) oförrykt. När the doch icke, kan ske, stort kende hwar andra, eller hade talts wid; än sider at the skulle hafwa samfellt sig om ett wisst sett til at så skrifwa, tala och tryckia låta. När likwel förr alt war i olag; såsom nu i vår tid. Tå vti en endast skrifwarekammar, så mong maner äro at skrifwa, som skrifwarenas hofwud och hender äro monga til.³⁴⁶

³⁴⁶ Swedberg. *Schibboleth*. b1^v-b2^r. ‘Sieh, da kam urplötzlich unsere schwedische Sprache ohne menschliche Klugheit, Weisheit und Gewitztheit in eine solche Vollkommenheit, daß kaum eine Sprache in der Welt, selbst wenn kluge und tüchtige Männer sie geschrieben und gerichtet haben, reiner und vollkommener war oder ist. Hier bei uns gab es nicht, wie es in anderen Ländern der Fall war und ist, in der Sprache bewanderte und erfahrene Männer, die zusammengetreten wären und gemeinsam über ein Hilfsmittel beratschlagt hätten, wie Grammatik und Syntax, wie jedes Wort geschrieben werden sollte, welche Schreibung und Wortfolge, oder artige beständige Zusammensetzung in einem so göttlichen Werk, wie es die Bibel und die evangelische Lehre sind, immer gebraucht werden sollten. Sondern, nach Gottes heiligem Richtschluß, durch Eingebung und Leitung des Heiligen Geistes, schrieben alle jene, deren Gott sich in seinem Heiligen Werk bedienen wollte, einförmig und gleich. Der eine schwedische Gelehrte schrieb ganz im Norden, der andere im Süden, der Dritte im Osten, der vierte im Westen, der fünfte, sechste, siebte etc. hier und da, weit voneinander entfernt, ihre göttlichen Schriften. Der eine ließ sein Buch in Lübeck drucken, der andere in Wittenberg, der dritte in Rostock, der vierte in Riga, der fünfte in Hamburg, der sechste in Stockholm, und so weiter. Sie behielten alle beinahe die gleiche Art zu buchstabieren und zu schreiben und ihre Wortfolge und Zusammensetzung (Syntax) unverrückt zu lassen. Obwohl sie sich doch vielleicht gar nicht groß kannten oder miteinander gesprochen hatten; noch sich über eine bestimmte Art zu schreiben, zu sprechen und drucken zu lassen abgesprochen hätten. Obwohl doch früher alles in Unordnung war. Wie in unserer heutigen Zeit. Wo in einer einzigen Schreibstube so viele Arten zu schreiben wie Köpfe und Hände der Schreiber zugegen sind.’

Die hier entscheidende Aussage, allein der ‘Eingebung und Leitung des Heiligen Geistes’ (*Gudz Andas besynnerliga inskiutelse och styrsel*), nicht dem menschlichen Erfindungsreichtum (*menniskio kloget, wisdom och snille*) sei es geschuldet, daß die schwedische Sprache mit Einzug der lutherischen Lehre standardisiert (*enahanda och lika*) wurde, reformuliert das Problem der Textkontingenz und steht in direktem Gegensatz zum Projekt des *Schibboleth*. Das Gesagte läuft ja auf nichts anderes hinaus, als daß die Sprachkontingenz/-geschichte sich der Kontrolle durch ihre menschlichen Anwender gänzlich entzieht und damit auch der Versuch des *Schibboleth*, in der Sprachnormierung eine linguistische Entsprechung zum göttlichen Schöpfungsakt zu setzen, *in toto* zum Scheitern verurteilt ist. Das *Schibboleth* hat es zuwege gebracht, sich genau an jenen anfangs prophezeiten, gefürchteten Abgrund des Selbstverlustes zu bringen, an sich selbst den Verlust seiner Geschwister zu wiederholen. (Daß es sich hier in der Tat um eine selbsterfüllende Prophezeiung handelt, zeigt sich v.a. darin, daß das *Schibboleth* Momente der menschlichen Beeinflussung der Sprache – mediengeschichtliche und kommunikationstechnische Entwicklungen etwa – zwar erwähnt, dann aber wieder vergißt oder als irrelevant abtut.) Bevor ich aber darauf eingehe und zu zeigen versuche, wie das *Schibboleth* sich, den Text, doch noch vor der Vernichtung rettet, muß das Augenmerk auf den größeren Argumentationszusammenhang gerichtet werden, in dem die Sprachgeschichte nur als ein Zugehör der Heilsgeschichte betrachtet wird.

Dieser wird auf der Grundlage eines semiotischen Dispositivs entwickelt, das seinerseits von den zwei Voraussetzungen ausgeht, daß Sprache ein von Gott Gegebenes sei und daß ihr Zweck in der Sicherstellung eindeutiger Signifikation bestehe. Beide Prämissen werden gleich im ersten Satz des *Schibboleth* offenkundig:

Ibland Gudz marga och dräpliga welgierningar, som enkannerliga oss menniskiom bewista äro är oförnekeligen också thenna; at wi våra tanckar i tal och skrifft vppenbara kunne, och förnuffteligen och tydeligen wår ord föra.³⁴⁷

Mit seiner so zusammengefaßten Zeichentheorie situiert sich der Text – seinem späten Entstehen zum Trotz – im Kreis sprachhumanistischer Renaissanceprojekte, die ihren Ausgang vom Postulat der Wahrähnlichkeit oder *verisimilitudo* der Sprache selber nehmen wie auch von der Voraussetzung, daß Sprache sich vor aller logisch-begrifflichen Kontrolle der Wahrheit nähern kann, und dies nicht nur in ihrem Gebrauch, sondern aufgrund ihres Wesens. Zur Gabe Gottes wird die Sprache in den Augen des *Schibboleth* dadurch, daß sie die „Unmittelbarkeit der Wörter zu den Dingen“ garantiert, die eindeutige Verbindung von Wirklichkeit und Darstellung sicherstellt. Der Text bemüht sich, kurz gesagt, das, was Sprache sei, aufgrund essentialistischer und nicht performativer (im Kapitel zu Messenius habe ich hierfür

³⁴⁷ Swedberg, *Schibboleth*, a2^r. ‘Unter Gottes zahlreichen und herrlichen Wohltaten, die uns Menschen erwiesenermaßen entgegengebracht wurden, ist unbestreitbar auch jene, daß wir unsere Gedanken in Rede und Schrift offenbaren können und unsere Worte vernünftig und deutlich führen können.’

auch den Begriff ‘pragmatistisch’ verwandt) Kriterien einzufangen.

In der Praxis allerdings zeigt sich im *Schibboleth*, wie gerade schon erörtert wurde, daß zwischen Zeichen und Bezeichnetem eben aufgrund der Geschichtlichkeit der sprachlichen Zeichen Brüche entstehen, aus denen Uneindeutigkeit resultieren kann. Im Phänomen der in Babel ‘gefallenen Sprachen’, dem der Text sich mit großer Ausführlichkeit widmet, wird diese Diskontinuität sogar in den Mittelpunkt der Darstellung gerückt. In regelmäßigen Intervallen der Menschheitsgeschichte ereignet sich, so liest man im *Schibboleth*, die Auflösung einer homogenen Sprache in eine chaotische, in welcher eindeutige Verständigung nicht mehr möglich ist, angefangen bei der von Gott gestifteten vorbabylonischen Sprache. Diese war zunächst darauf ausgerichtet, die Menschheit (trotz stetigen Zuwachses) an einem einzigen Ort als Handlungs- und Kult(ur)gemeinschaft zu zentrieren. Deshalb wertet der Text es als „ett stort Gudz straff“ für den Turmbau zu Babel, daß

theras enahanda mål, thetaf the af Gud fätt hade, thetaf the ock alle then tiden talade, förbistrades [...]. Så at then ena slechten och thetaf ena huset, för otydelig mål skul, moste skiljas, och gä ifrå thy andro.³⁴⁸

Die hier beschriebene Teilung eines Ganzen in einzelne Elemente, d.h. der durch die gemeinsame Sprache gestifteten und zusammengehaltenen Kulturgemeinschaft in sprachliche und ethnische Gemeinschaften verurteilt das *Schibboleth* und übernimmt darin die von mir in der Einleitung angesprochene kreationstheologische Kontingenzauffassung. Die auf den zweiten Sündenfall (der menschlichen Hybris) folgende Sprachverwirrung ist seiner Ansicht nach eine gerechte Strafe. Nach Ansicht des *Schibboleth* funktionieren die an den zeitgenössischen Volkssprachen ablesbaren sprachlichen Differenzen als Kainsmale, die auf diese erste und auch alle späteren Differenzen zwischen Gott und Menschheit zurückverweisen.

Ausgehend von seiner Festschreibung der sprachlichen Diversifizierung als Ursache für ethnische Diversifizierung und indem es verallgemeinernd gleich *jeglicher* Markierung von Differenz stigmatisierende Wirkung zuschreibt, gelangt der Text zu seiner Auffassung von Geschichte, in der diese – als jener Raum, in dem Differenzen ganz unterschiedlicher Register entstehen – insgesamt entwertet wird. Sie ist Zeugnis dafür, daß der autorisierende Ursprung – Gott, vertreten durch die Sprache, in der er sich den Menschen offenbart – sich entzieht, sich entfernt. Im Feld der kontingenten Sprache, mit der sich das *Schibboleth* auseinandersetzt, findet dieses Narrativ – *der Ursprung verläßt den Text* – fraglos ganz besondere Bestätigung und Nahrung. Denn gerade in bezug auf die Sprachen läßt das *Schibboleth* keine Hoffnung aufkommen, der Verlust dessen, was man heute wohl eher als den Autor bezeichnen würde, sei nicht endgültig. So wird betont, daß das Pfingstwunder,

³⁴⁸ Swedberg, *Schibboleth*, a2^v. ‘[E]ine große Strafe Gottes’, [daß] ‘ihre eine Sprache, die sie von Gott einst bekommen hatten, und auch alle in dieser Zeit sprachen, verwirrt wurde [...]. So mußte das eine Geschlecht und das eine Haus wegen der undeutlichen Sprache sich trennen und von einander gehen.’

durch das, wie es heißt, jede Sprache für sich wieder geheiligt wird,³⁴⁹ den Makel der Differenz und das Skandalon der Geschichtlichkeit keineswegs ungeschehen gemacht hat. Deshalb auch wird das dort und damals geschehene Phänomen der Glossolalie – also der sprachübergreifenden Verständigung – nicht zum Normalfall, sondern bleibt, wie es im *Schibboleth* heißt, auf eine Dauer von etwa hundert Jahren beschränkt.

Daß der Autor seine Texte verläßt, hindert ihn nach Auskunft des *Schibboleth* allerdings nicht daran, (wie etwa im Pfingstereignis) immer wieder punktuell in die diversen Geschichten einzugreifen. Wird ein bestimmtes Volk vom Herrn ‘ausgewählt’, soll es das Wort Gottes in Form der biblischen Schriften vernehmen und annehmen, so geht diesem Geschehen jeweils eine formale Standardisierung des jeweiligen volkssprachlichen Idioms voraus:

När Gud är sinnad at sticta i ett land och rike sin dräpliga werck, plägar Han, näst förvt, låta thess rikes tungomål få sitt fullkomliga lag och skick och sin tecka behagelighet. Hwar igenom Gudz vnderliga försyn thy folcke vppenbarad warder.³⁵⁰

Sind, wie der Text hier annimmt, Signifikant und Signifikat in gleicher Weise an der Produktion von Bedeutung beteiligt, dann ist es nicht erstaunlich, daß es für das *Schibboleth* von immenser Wichtigkeit ist, daß die alle Bedeutung sicherstellende (göttliche) Autorität sich gerade an der Oberfläche der Zeichen der in Babel gegebenen, gefallenen Sprachen *in Form einer Handschrift* offenbart. Und dies ist wiederum eine Konzeption, die sich im größeren Entstehungskontext des Textes durchaus situieren läßt: christliche Lehre und normative Sprachwissenschaft erneuern in der Zeit des „uniformitetssträfvan“, der Zeit Karls XI., in den verschiedensten, Liturgie und Sakraltext betreffenden Bereichen ihre Verbindung. Als Kommissionsmitglied und Übersetzer ist auch Swedberg an dieser Engführung maßgeblich beteiligt; 1695 erscheint unter seinem Vorsitz das neue sog. *Svedbergska Psalmenbuch*, seit 1691 ist er offizielles Mitglied des Planungsstabs, der eine Neuübersetzung der Bibel in die Wege leiten soll. Die Richtlinien, die Swedberg sich durchzusetzen bemüht, stoßen nicht auf große Gegenliebe und decken sich mit den im *Schibboleth* applizierten. Statt nämlich mit der Ratsmehrheit – die sich auch durchsetzt, als 1703 die neue Bibel erscheint – für das Beibehalten der ersten schwedischen Vulgataversion zu plädieren und für geringfügige Verbesserungen an den Texten der Gustav-Adolf-

³⁴⁹ Vgl. Swedberg. *Schibboleth*. a2^v. „Helgade ock Gud the Helige Ande, på the Christnas första Andans högtid, all tungomål. [...] Och lät sina dräpliga werck strax, och sedan i Apostlarnas öfriga tid, och något ther effter, snart i samfellt hundrade åhr, i mong tungomål, predikas.“ – ‘Auch heilige Gott, der Heilige Geist, beim ersten Geistesfest der Christen, alle Sprachen. [...] Und ließ seine herrlichen Werke damals, und später, in der restlichen Zeit der Apostel, und noch etwas darüber hinaus, zusammengenommen fast hundert Jahre lang, in vielen Sprachen predigen.’

³⁵⁰ Swedberg. *Schibboleth*. [a3^r]. ‘Wenn Gott den Ratschluß faßt, in einem Land und Reich seine großartigen Werke zu vollbringen, so pflegt er zu allererst die Sprache dieses Reiches in vollkommene Ordnung und Struktur und schöne Wohlgefälligkeit kommen zu lassen. Wodurch die wunderbare Voraussicht Gottes dem Volk offenbart wird.’

Bibel aus dem Jahre 1618 (die ihrerseits die Gustaf-Wasa-Bibel von 1541 fast vollumfänglich übernimmt), spricht sich Swedberg für eine ‘wortgetreue’ Neuübersetzung aus dem Hebräischen aus.³⁵¹ Die Vorstellung, daß nur hier Gottes Wort eindeutig zu haben sei, kleidet das *Schibboleth* in Worte:

Aldraförst giorde Gud thet med thet Ebraiska tungomålet. Hwar vti Gamla Testamentsens förbund blef skrifwit. Thet wardt så vårdat och skiött, at ock hwart och ett ord och ordalag, ja nästan hwar punct och prick, blef af Skrifflärda Judarnas mestare noga reknad, i en bok vpteknad, och granneliga giömd och förwahrad. [...] Och så lenge Gudz folck samma Gudz ord vårdade och wyrdade: [...] då gick them alt wel i hand. Tå dukade ingen fiende vp emot them [...]. Ja, Gud skaffade them ena sådana myndighet, och injagade omliggande riken ena sådana rädzlo; at ingen åstundade effter theras land, then stund the gingo tre resor om åhret (på the tre stora högtider) til at hafwa sig fram för Herran sin Gud. Och då sade alt folck vnder solen med förvndran, om Judarna; Si, hwilket wist och förständigt folck thetta är, och ett herligit folck.³⁵²

Bevor das göttliche Wort in einer Sprache vernommen werden kann – so die Vorstellung des *Schibboleth* –, muß das Gefäß des Wortes, die Sprache, gereinigt werden, und zwar durch den Eingriff des Göttlichen. In dieser Form – man könnte sagen: nur in der Form – denkt sich der Text Heils-, Sprach- und Kulturgeschichte zusammen. In einem Buch, so imaginiert es der Text, wird der Alte Bund aufgezeichnet; er tritt durch die Verzeichnung und in der Schrift erst in Kraft. Nun schützt die Schrift, in die der Vertrag zwischen Gott und seinem Volk gekleidet ist, nicht nur den Gehalt des Vertrags in der Weise, wie die hebräische Sprache, in Ordnung/*i skick* gebracht durch göttliche Hand, als Sprachrohr das Behältnis der Stimme Gottes ist: die Schrift *ist* dieser Vertrag, und das Buch ist nicht *pars pro toto* der Beziehung zwischen Gott und Juden, sondern ist diese Beziehung selbst. Deshalb bedeutet die Veränderung auch nur eines I-Tüpfelchens die Veränderung dieses Verhältnisses, und der Verlust einer Buchseite markiert den Anfang vom Ende eines herrlichen Volks, eines Volkes des *Herren*, das dann ein vom Herren verlassenes, fremdes Volk wird:

Men då the, öfvergifwande Gudz lag, bod, seder och retter, begynte alt mer och mer gapa och apa effter fremmande seder; då lät och Herren them få fremmunda öfwer nog. Först fremmande gester, och sedan fremmande husbönder i sitt land. Och the sielfwe

³⁵¹ Vgl. Schück, Henrik. *Sveriges litteratur till frihetstidens början*. 519.

³⁵² Swedberg. *Schibboleth*. [a3^v]. ‘Zuerst machte Gott es mit der hebräischen Sprache, in der der Bund des Alten Testamentes geschrieben wurde. Es wurde so sehr gepflegt und geschützt, daß jedes Wort und jede Wendung, ja fast jeder Punkt und jeder Strich von den Meistern der schriftgelehrten Juden sorgfältig gezählt, in einem Buch aufgezeichnet und sorgsam versteckt und verwahrt wurde. [...] Und so lange, wie dieses Volk Gottes das Wort Gottes bewachte und in Würden hielt, [...] ging ihnen alles gut von der Hand. Da tauchten keine Feinde auf [...]. Ja, Gott schuf ihnen eine solche Autorität, und jagte den umliegenden Reichen eine solche Furcht vor ihnen ein, daß niemand sich ihr Land anmaßte, wenn sie drei Mal im Jahr (zu den großen Festlichkeiten) auf Reisen gingen, um ihren Herrn und Gott zu sehen. Und da sagten alle Völker unter der Sonne mit Erstaunen über die Juden: Was für ein weises und verständiges Volk dies ist, und ein herrliches Volk.’

endteligen blefwo fremmande och elende, en del i sitt egit, större delen i fremmande land. [...] Och effter the förlossade fengelses barn intet höllo sig stadeliga til sin Gud och Frelsare: [...] då wardt Gud endteligen ledsen wid them; och wende sig mer och mer til Hedningarna. Först til the Chaldeer, som på then tiden woro the ypperste och mest rådande i hela werdenne.³⁵³

Hier zeigt sich erneut, wie in der Vorstellung des *Schibboleth* ethnische Identität und Sprach- (in diesem Falle: Text-) Identität direkt gekoppelt sind: der Verlust der (materiellen) Identität des Vertrags mit sich selbst durch das Übergreifen der Sprachgeschichte in die Sprache des Bundes entspricht in der Geschichte des jüdischen Volkes den „kriegerische[n] Invasionen Fremder“, die

den Bruch der Kontinuität hervorrufen, die historische Reflexion anregen, zu genealogischen und sprachlichen Rückgriffen auf den verlorenen Besitz der Vergangenheit führen, die Sprachvergleichung provozieren, oft ist mit ihnen auch ein Neubeginn der Sprachentwicklung verbunden.³⁵⁴

Im Anschluß an diese sprachtheologische Urszene bietet das *Schibboleth* einen kurzen Überblick über die Weltgeschichte, deren einzelne Etappen strukturell immer gleich verlaufen, wobei das wesentlichste Strukturmerkmal der fortwährende Wechsel von Formgewinn zu Formverlust ist. Wendet sich ein Volk vom rechten Glauben ab, zieht Gottes Wort weiter, dann wird eine andere Volkssprache normiert und die Bibel in diese andere Sprache übersetzt. Die biblischen Schriften wandern so von den Juden zu den Chaldäern, von dort zu den Griechen, dann den Römern, schließlich auch nach Deutschland und Skandinavien. Die Treulosigkeit gegen Gott zieht jeweils kriegerische Überfälle anderer Völker nach sich.³⁵⁵

Wenn das *Schibboleth* schließlich die Strukturen der Sprach- und Religionsgeschichte auf seinen eigenen Kulturraum überträgt, wird deutlich, daß diese in Wahrheit aus dem allgemeinen, ahistorisch-allegorischen Deutungsrahmen der Heilsgeschichte ausgelöst und auf konkrete politische Ereignisse bezogen sind. Denn was die Hebräer nach dem Verlust der geschlossenen Form des Kodex im Verlust ihrer eigenen Landesgrenzen nachvollziehen müssen, droht auch den Schweden seit der Schließung des sog. Westfälischen Friedens.

Wi hafwe nu på thessa ethundrade åhr, enkannerliga sedan thet stora och widafrägdadt Fridzfördraget i Ossnabrygg vprettades, most mykit fremmande folck, tyg och wesende last- och skippomtahls emottaga och bongus med här i Sverige. Wi

³⁵³ Swedberg, *Schibboleth*, [a3^v]. ‘Doch als sie, Gottes Gesetz, Gebot, Sitten und Rechte aufgebend, immer mehr fremden Sitten nachzugaffen und zu -äffen begannen, da ließ der Herr Fremde im Überfluß über sie kommen. Zuerst fremde Gäste und später fremde Verwalter in ihrem Land. Und sie selbst wurden endlich fremd und elend, ein Teil in seinem eigenen, der größere Teil in fremdem Land. [...] Und nachdem die verlassenen Kinder der Gefangenschaft sich nicht beständig an Gott und den Erlöser hielten, [...] da wurde Gott ihrer schließlich überdrüssig, und wandte sich mehr und mehr den Heiden zu. Zuerst den Chaldäern, die zu jener Zeit die höchsten und mächtigsten in der ganzen Welt waren.’

³⁵⁴ Borst, *Turmbau*, 109.

³⁵⁵ Vgl. Swedberg, *Schibboleth*, [a 4^v].

hafwe, enkannerliga ifrå then tiden, begynt gapa och apa effter fremmande klädedregt och seder, och ther hos effter fremmande språk; med våra gamla alfwarsamma seders och språks föracht och förnedring. Hwar igenom thet Swenska språket är råkat i fast oboteligt olag och förderwelig willerwallo. Wi äre nu fremmande blefne hema i vårt egit födelse- och fosterland. Hiertat och sinnet är nu mera med fremmande språk och seder helt och hollit intagit.³⁵⁶

Zentral ist hier m.E., daß die Kontingenz just der schwedischen Sprache (erfaßt im Wort *willerwallo*/‘Wirrnis’) eben davon ausgelöst wird, daß Schweden als internationale Garantiemacht einen profanen Codex unterschreibt, sich auf einen weltlichen Vertrag verpflichtet. Dieser rivalisiert, so deutet das *Schibboleth* an, mit dem göttlichen Codex und konkurrenzieren eben jenen Vertrag, den das schwedische Volk mit Gott geschlossen hat. Zur Strafe werden die Schweden – wie vor ihnen die Hebräer – *Fremde im eigenen Land*. Sie gehen sich selbst verloren.

Im *Schibboleth* wird die Geschichtlichkeit der Sprache betrauert, doch nicht bestritten: die Vielzahl der Idiome, ja das skandalöse Phänomen sprachlicher Varietät sogar in nur einem einzigen Idiom nimmt das *Schibboleth* als Gegebenheit hin. Um so größer wird damit der Druck auf die Darstellungspraxis des Textes, der Kontingenz performativ etwas entgegenzusetzen, das den Verlust sprachlicher Einheit nicht leugnen, sondern innerhalb der Varietäten Momente von Identität gerade auf der Grundlage von sprachlicher Veränderung ausweisen würde. Die Wirkmacht, die der Text den Praktiken und ihren Praktikern zuschreibt, zeigt sich v.a. an der Auffassung, die der Text gegenüber dem Problem der Eigennamen vertritt und in der sich das eben diskutierte Problem des ethnischen Identitätsverlustes auf der Mikroebene der Subjektidentität wiederholt: auf der Grundlage des Kontingenzentscheides und der Konvention des Eigennamens entsteht die Identität der benannten Person nur durch den *wiederholten* Vollzug der Benennung, im *Gerufenwerden*. Bricht diese Konvention ab, wird die Person bei einem anderen Namen gerufen, dann gerät sie in *willerwallo*, ‘Wirnis’:

Ett moste blifwa ett; ther wid moste man också alt städigt förblifwa. [...] Så wil Gud, så wil naturen, at hwart skapat och oskapat ting skal hafwa sin natur, sin art och sitt skick; och ther effter sitt namn, såsom ett ofelbart merke. [...] At menniskian strax förstår och kenner hwad thet är, när hon thet ser, eller ther om hörer talas; och intet tager wilse och i tökno thet ena för thet andra. Then i dag heter oc ropas Johannes, moste i

³⁵⁶ Swedberg, *Schibboleth*, c2^v. ‘Wir haben nun hier in Schweden hundert Jahre lang, namentlich vom großen und vielerwarteten Friedensvertrag von Osnabrück an, viel fremdes Volk, Zeug und Wesen fuder- und schiffsweise entgegennehmen und gutheißen müssen. Wir haben, namentlich von dieser Zeit an, angefangen, auf fremde Sitten und Gebräuche zu schielen und sie nachzuäffen, und dazu noch auf fremde Sprachen, und dabei unsere alten ehrlichen Sitten und unsere Sprache verachtet und erniedrigt. Wodurch die schwedische Sprache in schier unheilbare Unordnung und verderbliche Wirrnis geraten ist. Wir sind nun Fremde daheim in unserem eigenen Geburts- und Vaterland. Das Herz und der Sinn sind nun von fremder Sprache und Sitte ganz und gar eingenommen.’

morgen ei heta Andreas. Tå råkar han som ropar, och then som ropas, i idel willer-wallo. Så med bokstäfwers skrifwande och vtnemnande, som äro tekn och tolck, til thet jag tencker, och wil hafwa talat, och en annar skal höra och förstå.³⁵⁷

Es ist klar, daß auch dieser Thematisierung von Selbstverlust das Trauma der verbrannten Geschwister/Kinder unterlegt ist und damit alle performativen Taktiken des *Schibboleth*, der Geschichte (der zur Strafe gegebenen Zeit) einen positiven Anstrich zu verleihen, Selbstrettungsversuche sind. Jener Selbstrettung, die nur um den Preis eines anderen Verlustes vollzogen werden kann und die in ihren Verfahren und Funktionen Zeugnis ablegt vom geschichtlichen Ort des *Schibboleth* – zwischen Früher Neuzeit und Neuzeit – seien die letzten Seiten meines Buches gewidmet.

In einem ersten Schritt bemüht sich also der Text, den Gegebenheiten, die sich in der kontingenten Sprache offenbaren, eine positive Wendung zu geben: hätten die Hebräer, so argumentiert das *Schibboleth*, die Form gewahrt und wäre das Hebräische kodifiziert geblieben, so wäre heute der Rest der Menschheit heidnisch und von der Erlösung ausgeschlossen. Nur daß das geschichtliche Potential in einer anderen – kontingenzen – Weise aktualisiert wurde, führt zur christlichen Heils geschichte in ihrer bekannten Gestalt:

Och är intet twifwel, emädan Daniel ther vpsatt war til en Första öfwer hela landet Babel, och til en Öfwersta öfwer alla the wisa i Babel; at ju then Helga Skrifft wardt them i theras mål kunnig. Som ock sedermera, ehuru wel en long tid ther effter, en god del af Bibelen på the Chaldeers tungomål vtgick. Hwar igenom Gudz ord wida vtkom, och blef bekant i werldenne ibland mongt folck.³⁵⁸

Es geht hier weniger um eine inhaltliche Veränderung gegenüber dem weiter oben unter der Rubrik *Ursprung verläßt Text* erörterten Geschichte; vielmehr handelt es sich um eine Umperspektivierung, ein neues Narrativ, formulierbar als *Text verläßt Ursprung*. Denn hatte im ersten Narrativ Gott (der Ursprung) über punktuelle Eingriffe die Heilsgeschichte gestaltet und die Menschheit damit gelenkt, so sieht es in der gerade zitierten Passage doch eher so aus, als sei Gott von der Sprach- und Textgeschichte abhängig: Gott muß dafür sorgen, daß sein Wort *trotz* der Sprach geschichte verstanden wird. Insofern er aber nicht ist als in seinem Wort, droht ihm

³⁵⁷ Swedberg. *Schibboleth*. 6. ‘Eins muß eins bleiben, dabei muß man immer bleiben. [...] So will Gott, und so will es die Natur, daß jedes geschaffene und ungeschaffene Ding seine Natur, seine Art und Weise hat, und danach seinen Namen, wie ein unverkennbares Zeichen. [...] Damit der Mensch sofort versteht und erkennt, was es ist, wenn er es sieht oder was er nennen hört, und sich nicht irrt und das eine für das andere hält. Wer heute Johannes heißt und so gerufen wird, der darf morgen nicht Andreas heißen. Da gerät derjenige, der ruft, und derjenige, der gerufen wird, in eitle Verwirrung. So ist es auch mit dem Schreiben und Benennen der Buchstaben, die Zeichen und Dolmetscher dessen sind, was ich denke und von dem ich möchte, daß ich es ausspreche und ein anderer es hören und verstehen kann.’

³⁵⁸ Swedberg. *Schibboleth*. [a 4']. ‘Und es besteht kein Zweifel, daß die Heilige Schrift, als Daniel als Fürst und oberster Weiser im Lande Babel eingesetzt war, ihnen in ihrer Sprache kundgetan wurde. Wie auch später, wenn auch eine lange Zeit danach, ein guter Teil der Bibel auf der Sprache der Chaldäer veröffentlicht wurde. Wodurch das Wort Gottes weit herum kam, und unter vielen Völkern in der Welt bekannt wurde.’

genau das, was das *Schibboleth* sich beständig selbst prophezeit, nämlich der Identitätsverlust. Das göttliche Signifikat ist in dieser Sichtweise bedingungslos vom menschlichen, konventionell-kontingenzen Signifikanten abhängig und damit (man erinnere sich an den Überblick in der Einleitung über die Bedeutungsnuancen des Terminus) ebenfalls kontingent. Genauer betrachtet zeigt das *Schibboleth* gerade dadurch performativ, d.h. in seiner Darstellungspraxis, daß es aus denselben, *gegebenen* Elementen der Geschichte der gefallenen Sprachen eine neue Geschichte herstellt, ohne wirklich etwas zu *schaffen*; es führt an sich selbst die Leistungsfähigkeit von Darstellungen vor und gewinnt sich dadurch selbst.

Im Rahmen des zweiten Narrativs – Text verläßt Ursprung – bildet auch der Turm zu Babel keineswegs die Portalfigur des kulturellen Verfalls, sondern markiert im Gegenteil den Beginn kulturellen Aufschwungs auf der Grundlage der neuen sprachlich-ethnischen Identitäten. Die Chaldäer sind, so liest man, zunächst das höchste und mächtigste Volk der Welt, doch sobald sie ‘undankbar’ werden, vermehrt sich die Gewalt und der Wohlstand der Griechen. Und wenn Gott nun ‘sein Wort bei ihnen im Überfluß wohnen lassen’ will und ‘ihre Sprache in ein hohes Ansehen und würdigen Stand’ gesetzt hat, hat dies zur Folge, daß ‘die Griechen [...] des Wortes Gottes überdrüssig werden’.³⁵⁹ Dann wendet sich der Herr an andere Völker, bis ‘Gottes Wort in der ganzen Christenheit, selbst in Ost- und Westindien, herausgekommen ist’.³⁶⁰

Die Wohnstatt des Herrn ist nicht von langer Dauer. In seinem Wort ist er selbst der Geschichte unterworfen, ein Reisender wie die Hebräer des ersten poetologischen Narrativs des *Schibboleth*. Der Umstand, daß der Darstellung des Textes zufolge ein Großteil der Menschheit heil- und kulturlos geblieben wäre, wenn sie keine Veränderungen am göttlichen Wortlaut vorgenommen hätte, wirft implizit – der Text bleibt durchgängig bei seiner performativ-praktischen Problematisierungstechnik – auch grundsätzlich die Frage auf, ob die Kontingenz überhaupt eine Strafe und nicht eher ein Segen ist. Die Darstellungspraxis des Textes steht damit im offenen Widerspruch zur traumatisch informierten Darstellungskonzeption, und dieser Widerspruch wird noch deutlicher, wenn das *Schibboleth* seine Gedanken zur Sprache des himmlischen Paradieses äußert:

Ty at Paulus skrifwer; thet tungomålen skola afkomma i thet ewiga lifwet, [...] är intet meningen; at menniskian ther mållös blifwer. Ther blifwer wisseliga mykit språk och tal, och myken lofsong. [...] Och tå skole wi strax lära ferdigare och snellare tala än Adam och Eva i paradiset, talade; än Apostlarna och the förste Christne, som i en huy, vplyste af them Helga Anda, talade allahanda tungomål. At wi skole tala med Abraham, Isac och Jacob theras mål på Ebraisko; med Petro, Jacobo, Johanne och Paulo Grekisko eller Syrisko: med en annan på thess språk: och the tillika med oss på vårt mål. Och när wi alle begynne tillika siunga Mose Gudz tienares och Lambsons

³⁵⁹ Vgl. Swedberg, [a4^v]. „[W]ille låta sitt ord hos them rikeliga bo“, „lät theras tungomal komma i ett högt anseende och digert werde“, „när the Greker [...] begynte at ledas wid Gudz ord“.

³⁶⁰ Vgl. Swedberg, *Schibboleth*, b1^v. „Ifrå then tiden afsattes Bibelen i hwarjo rike, i hvor theras modersmål: och Gudz ord vtkom rjkeliga i hela Christenheten, ja ock til Ost- och West-Indien.“

song, skole wi alle siunga på alt ett tungomål, såsom then eller then Gudz Engel, eller thet och thet Gudz helgon songen begynnar. Är then Swensk, siunga alle på Swensko: är then en Ebree, siunge wi alle på Ebraisko; är then en Grek, siunge wi alle på Grekisko: är then en Latiner, siunge wi alle på Latin.³⁶¹

Was Swedberg hier so anschaulich in Szene setzt, ist die Auffassung, daß auch die unsterbliche Seele eine Farbe hat, die sich über eine Nationalsprache vermittelt. Hält das *Schibboleth* aber an der Weiterexistenz sprachlicher Differenz über das Welten- und v.a. Zeitenende hinaus fest, bedeutet dies, daß es sowohl sein universalsprachliches Ideal als auch seine Vorliebe für das Hebräische zusammen mit der Angst vor der Kontingenz selbst abgelegt zu haben scheint.

Vor dem Hintergrund dieser veränderten Situation verlieren freilich die diversen sprachpflegerischen Maßnahmen, die die Kontingenz des göttlichen Signifikanten reduzieren, die christliche Bedeutungsökonomie stabilisieren und die Kontingenz des Schwedischen rückgängig machen sollen (Neuübersetzungen aus dem Hebräischen, Verwendung anachronistischer Wörter und Formen etc.) die Aufmerksamkeit des Textes und werden an den Ursprung der Kontingenz zurückdelegiert. Gott, so legt das *Schibboleth* nahe, wird schon in eigenem Interesse dafür sorgen, daß ‘sein heiliger Wille in seinen heiligen Sprachen unverrückt und unverändert bewahrt bleibt’, und zwar bis zum Ende der Welt.

Och hafwer Gud fordom, förmedels sin Son, Ordet, och sina heliga Propheter och Apostlar, förkunnat sin heliga wilja igenom sina heliga tungomål, och i Skriften oss lemnat. Hafwer them jemwel så oförryckt och oförkrenkt bewarat, och in til werldenes enda så bewara wil; at ock icke then minste bokstafwen warder förgången, icke heller en prick af lagen. [...] Ty samma tungomål inneholla och föra Gudz heliga ewiga ord. Therföre bär Gud ock en så enkannerlig ständig omsorg och omvärdnat för them.³⁶²

³⁶¹ Swedberg. *Schibboleth*. f2^v-[f3^r]. ‘Denn daß Paulus schreibt, die Sprachen sollen im ewigen Leben verschwinden, [...] soll nicht heißen, daß der Mensch dort sprachlos würde. Dort wird es sicher viele Sprachen und Reden geben und viel Lobpreis. [...] Und da werden wir alle vollkommener und schöner reden als Adam und Eva im Paradies sprachen und als die Apostel und die ersten Christen, die wie im Hui, erleuchtet vom Heiligen Geist, in allen möglichen Zungen sprachen. Auf daß wir mit Abraham, Isaak und Jakob in deren hebräischer Sprache reden sollen, mit Petrus, Jakob, Johannes und Paulus Griechisch oder Syrisch, mit anderen in ihren Sprachen und doch zugleich auch mit uns selbst in unserer Sprache. Und wenn wir alle zugleich das Lied des Gottesdieners Mose und des Lamms zu singen beginnen, so werden wir alle in einer Sprache singen, so, wie dieser und jener Engel Gottes oder dieser und jener Heilige Gottes das Lied beginnen. Ist es ein Schwede, singen alle auf schwedisch, ist es ein Hebräer, singen wir alle hebräisch, ist es ein Grieche, singen wir alle griechisch, ist es ein Lateiner, singen wir alle auf lateinisch.’

³⁶² Swedberg. *Schibboleth*. [a3^r]. ‘Und Gott hat ehedem, durch seinen Sohn, durch das Wort und durch seine heiligen Propheten und Apostel seinen heiligen Willen durch seine heiligen Sprachen verkündet und uns in der Schrift gelassen. Hat sie auch so unverrückt und unverändert bewahrt, und wird sie bis zum Ende der Welt bewahren, so daß auch nicht der kleinste Buchstabe

Viel eher beschäftigt jetzt ein anderes Problem das *Schibboleth*: wie läßt sich das Schwedische gerade in seinen Differenzphänomenen gegenüber dem Hebräischen stärken und konsolidieren, Differenzen also, die im ersten Narrativ des Textes als Symptom der gefallenen, geschichtlichen Welt funktionierten? Im Chor der Engel wird, wie im letzten Abschnitt zu lesen war, eine schwedische Seele Syrisch oder Griechisch singen müssen, falls die schwedische Sprache bis zur Rückkunft des Herrn ausgestorben sein sollte. Dies gilt es zu verhindern. Deshalb rückt nun an die Stelle des Augenmerks für die qualitative Seite des sprachlichen Zeichens das Augenmerk für Quantitäten. Die Frage, wie der Veränderungsprozeß der schwedischen Sprache aufgeschoben werden könne, bereitet dem *Schibboleth* mit einem Mal weitaus weniger Sorge als jene, wie eine möglichst großflächige Verbreitung des schwedischen Idioms zu bewerkstelligen wäre. Und das wiederum heißt, daß die Kontingenz von der Darstellung gar nicht mehr ausgegrenzt wird, sondern vielmehr temporale Verfahren zu wichtigen Taktiken der Darstellung werden.

So entdeckt das *Schibboleth* plötzlich das Potential der Mediengeschichte und führt die vorbildliche Entwicklung der deutschen Sprache darauf zurück, daß sie (in Schreibstuben und später Druckereien) zu größerer Frequenz gebracht wird:

[K]eisar Karl hin Store befalte, thet alle bref och handlingar, som vpsattes och vtferdades i thess cancellerie, skulle skrifwas och vtgifwas på ren Tyska. Ja i så stort och ansenligt werde, at ock Keisaren sielf berettes hafwa vpsatt en Tysk Grammaticam. [...] At ther igenem bana wägen för Luther, som komma skulle, och på ren och god Tyska afsettia, vttolcka och låta vtgå Bibelen.³⁶³

Fast notwendig kommt der Text deshalb auch dazu, Darstellung und Marktökonomie miteinander in Verbindung zu bringen. Daß das Schwedische keine weitere territoriale Verbreitung findet, begründet das *Schibboleth* damit, daß nicht genügend muttersprachliche Bücher gedruckt und in den Buchläden zum Kauf angeboten werden. In dem Maße jedoch, wie dadurch die (poietische) Handlung des anonymen Textverbrauchers zum sprachgeschichtlich relevanten Eingriff erhoben wird, verliert der göttliche Autor der Sprachgeschichte an Bedeutung:

[I]ngen fremmande wil lära vårt språk; ingen, ja hemafödd, will kiöpa och läsa Swenska böker. [...] Kommer man i våra bokläder i Stockholm eller annorstädens inrikes, så äro the vpfylda med fremmande böker af allahanda tungomål. Men swenska böker finnas ther fögo. [...] Reser man kring hela Christenheten, och kommer i andra lenders boklädor; hwad geller, om ther icke finnes, i största förråd, the böker som ther

oder auch nur ein Punkt des Gesetzes vergangen sein wird. [...] Denn nämliche Sprachen enthalten und führen Gottes heilige ewige Worte. Deshalb umgibt Gott sie auch mit einer so ausgeprägten und ständigen Pflege und Sorge.'

³⁶³ Swedberg. *Schibboleth*. b1^r-b1^v. 'Kaiser Karl der Große befahl, alle Briefe und Handlungen, die in seinen Kanzleien aufgesetzt und ausgeschickt wurden, auf reinem Deutsch schreiben und herausgeben zu lassen. In so großem und ansehnlichem Wert stand sie, daß auch der Kaiser selbst eine deutsche Grammatik verfaßt haben soll. [...] Um damit den Weg für Luther zu bahnen, der kommen und auf reinem und gutem Deutsch die Bibel aufsetzen, deuten und publizieren lassen würde.'

i landet och staden skrefna äro på theras modersmål? Hwad geller, om the icke sökias och kiöpas? Hwad geller, om the icke flitigt läsas? Men här icke så. Hwad fremmande är, si thet fråges effter och kiöpes.³⁶⁴

Der Bezug zwischen Wirtschaft und Religion, zwischen Textproduktion und -konsum wird vom Text explizit angesprochen. So in folgender Passage, in der Swedberg sich für einen institutionalisierten Vertrieb der Bibel durch Verleih, Verkauf, ja gar Auktion im Gotteshaus einsetzt, damit das Wort Gottes in möglichst viele Hände und unter die Leute kommen möge.

Thet war wisseliga intet wel, at thet gudeliga förslag [...], at en skiön Swensk Bibel skulle tryckias och försäljas för twå daler silfwermynt, blef om intet. Hade thet gudeliga vpsätet och förslaget nått sitt endamål, hade Gudz ord kommit i fleras hender, och myken timelig och ewig salighet med sig fördt. Men ännu hopp och tröst. Sedan then stora nyja Bibelen är kommen til alla kyrkior, äro ther några gamla Biblar, the ther liggia til ingens nytto, och möglas bortt. Förthenskul hafwer jag, wid församlingarnas besökiande funnit, med therrs [!] fegnad och bifall, rådeligit och helsosamt, at vtbjuda samma Bilar [!] (then store nyje blifwer altid wid kyrkion) samt andra gudeliga böker, [...]: at för en liten penning them på en wiss tid låna och nyttia. Then då mest biuder får boken låna. Penningarna komma kyrkionne til godo. Hwar igenom then fattige menige hopen får Gudz ord i huset; och kyrkian medel, at effter hand lösa flera böker. [...] Til at vttermrra [!] befordra Gudz ord, at the må rikeliga bo hos oss, är jag tillika med en gudelskande man och rett Christen til sinnes, at låta med egen bekostnad tryckia små, doch läsliga och beqwema Biblar: som kunna lösas af then fattiga för en daler S:mt.³⁶⁵

³⁶⁴ Swedberg. *Schibboleth*. [c3^r]-[c3^v] '[K]ein Fremder will unsere Sprache lernen, niemand, nicht mal ein Einheimischer, will schwedische Bücher kaufen und lesen. [...] Kommt man in unsere Buchläden in Stockholm oder sonstwo im Reich, so sind sie von fremden Büchern in allen möglichen Sprachen vollgestopft. Doch schwedische Bücher finden sich nur wenige. [...] Reist man durch die ganze Christenheit, und kommt man in die Buchläden anderer Länder, wetten, daß man dort in großem Überfluß jene Bücher findet, die dort im Land und in der Stadt auf ihrer Muttersprache geschrieben wurden? Wetten, daß sie begehrt und gekauft werden? Wetten, daß sie fleißig gelesen werden? Doch hier ist es anders. Sieh, was fremd ist, das wird verlangt und gekauft.'

³⁶⁵ Swedberg. *Schibboleth*. d2^r-d2^v. 'Es war gewiß nicht gut, daß der gottgefällige Vorschlag [...], daß eine schöne schwedische Bibel gedruckt und für zwei Silbertaler verkauft werden solle, zunichte geworden ist. Hätte das gottgefällige Vorhaben und der Vorschlag sein Ziel erreicht, und wäre das Wort Gottes in viele Hände gekommen, dann hätte dies viel zeitliche und ewige Seligkeit mit sich geführt. Doch es gibt noch Hoffnung und Trost. Seit die große neue Bibel in alle Kirchen gekommen ist, gibt es alte Bibeln, die dort zu niemandes Nutzen herumliegen und verschimmeln. Deshalb habe ich beim Besuch der Versammlungen bemerkt und damit deren Gefallen und Zustimmung gefunden, daß es angeraten und förderlich wäre, die genannten Bibeln (wobei die große neue immer in der Kirche bleibt) mit anderen göttlichen Büchern [...] gegen ein kleines Geld für eine gewisse Zeit zur Ausleihe und Benutzung anzubieten. Wer am meisten bietet, darf das Buch ausleihen. Das Geld kommt den Kirchen zugute. Wodurch der arme einfache Haufen das Wort Gottes ins Haus bekommt und die Kirche Mittel, um nach und nach noch mehr Bücher zu kaufen. [...] Um das Wort Gottes noch weiter zu befördern, damit es reich bei uns wohnt, bin ich zusammen mit einem gottesfürchtigen Mann gesinnt, auf eigene Kosten kleine, doch lesbare und bequeme Bibeln drucken zu lassen: die von den Armen für einen Silbertaler gekauft werden könnten.'

Dadurch, daß das *Schibboleth* sich die Heilige Schrift hier ganz konkret in ihrer physischen Präsenz, als Buch in verschiedenen – billigen und teuren, großen und kleinen, intakten und schadhaften – Ausgaben vorstellt, gerät der ursprüngliche Bezug zwischen Schrift und Wort Gottes, von dem ‘kein I-Tüpfelchen geändert werden darf,’ völlig aus dem Blick. In zahlreichen Details wird hingegen die Geldökonomie beschrieben, die helfen soll, den bereits in zahlreichen Formen existierenden Text noch weiter zu versprengen, in noch mehr Materialitäten zu realisieren, indem der mit Verkäufen und Ausleihe gewonnene Erlös zum Ankauf noch weiterer Bücher genutzt wird. Hat aber das Wort Gottes einen monetären Gegenwert und kann ein Geldstück oder ein Leihchein stellvertretend seinen Platz in der Wirklichkeit einnehmen, dann scheint es so, als sei die Darstellung des Wortes Gottes letztlich nicht möglich, ohne das zu provozieren, was Jean Baudrillard unter dem Stichwort „mort du référentiel divin“ folgendermaßen beschreibt:

[L]’affaire renvoie à la religion, et au simulacre de la divinité: ‘Je défendis qu’il y eût dans les temples aucun simulacre parce que la divinité qui anime la nature ne peut être représentée.’ Justement elle le peut. Mais que devient-elle lorsqu’elle se divulgue en icônes, lorsqu’elle se démultiplie en simulacres? Demeure-t-elle l’instance suprême qui simplement s’incarne dans les images en une théologie visible? Ou bien se volatilise-t-elle dans les simulacres qui, seuls, déploient leur faste et leur puissance de fascination – la machinerie visible des icônes se substituant à l’idée pure et intelligible de Dieu? C’est bien ce dont avaient peur les iconoclastes, dont la querelle millénaire est encore la nôtre aujourd’hui. C’est bien parce qu’ils pressentaient cette tout-puissance des simulacres, cette faculté qu’ils ont d’effacer Dieu de la conscience des hommes, et cette vérité qu’ils laissent l’entrevoir, destructrice, anéantissante, qu’au fond Dieu n’a jamais été, qu’il n’en a jamais existé que le simulacre, voire que Dieu lui-même n’a jamais été que son propre simulacre – de là venait leur rage à détruire les images.³⁶⁶

Damit erweist sich die über weite Strecken obsessive Beschäftigung des *Schibboleth* mit der textuellen Kontingenzen und das Festhalten am Code der Heiligen Schrift als gescheiterte Systemstrategie, welche die Realität des göttlichen Referenten wieder in die poietische Konzeption hatte einführen sollen.³⁶⁷ Die Textpraxis hat diese Strategie unterlaufen und Taktiken verwandt, die das genaue Gegenteil bewirkten, nämlich die Auflösung der Realität Gottes in inflationäre Sprachzeichen, die schließlich weder die Präsenz noch die Absenz des göttlichen Sprechers verbergen, sondern auf nichts anderes verweisen als sich selbst, die Zeichen der Sprache.³⁶⁸ So hat dieser

³⁶⁶ Baudrillard, Jean. *Simulacres et simulation*. Débats. Paris: Galilée, 1981. 14.

³⁶⁷ Vgl. Baudrillard. *Simulacres*. 39. „La seule arme du pouvoir, sa seule stratégie contre cette défection, c’est de réinjecter partout du réel et du référentiel, c’est de nous persuader de la réalité du social, de la gravité de l’économie et des finalités de la production. Pour cela il use de préférence du discours de la crise.“

³⁶⁸ Vgl. die Skizze der verschiedenen Phasen der Repräsentation bei Baudrillard. *Simulacres*. 17. „[L’image] est le reflet d’une réalité profonde – elle masque et dénature une réalité profonde – elle masque l’absence de réalité profonde – elle est sans rapport à quelque réalité que ce soit: elle est son propre simulacre pur.“

Text letzten Endes in der schwedischen Sprache zwar nicht, wie er angekündigt hatte, eine formale Ordnung – *skick* – reinstalled, doch hat er etwas anderes geleistet: durch die Emanzipierung vom Kodex verleiht das *Schibboleth* der Sprache selbst Identität und Autorität als Darstellungsordnung, aus der Narrative und Repräsentationen entstehen können. Diese Selbststrettung der Sprache und damit des Textes aber ist nicht billig zu haben, sie wurde mit einem Verlust erkauft: mit dem Verlust des metaphysischen Signifikats.

Bibliographie

Texte der frühen Neuzeit

Arvidi, Andreas.

Manuductio ad poesin svecanam, thet är, en kort handledning til het swenske poeterij, versz- eller rijmkonsten. Strängnäs: Zacharias Brocken, 1651. [=Arvidi. *Manuductio.*.]

Manuductio ad poesin svecanam, thet är, en kort handledning til het swenske poeterij, verß- eller rijm-konsten. 1651. Neudruck. Hg. Mats Malm. Einl. Mats Malm und Kristian Wåhlin. Svenska författare N.S. Stockholm: Svenska Vitterhetssamfundet, 1996. [=Arvidi 1996]

Bärgbo, Skogekär.

Thet Swenska Språketz | Klagemål, | At thet, som sigh borde, icke ährat | blifwer. Stockholm: Keyser, 1658.

Campanius, J.

Lutheri Catechismus | Öfversatt på American-Virginiske Språket. Stockholm: o. Drukker, 1696.

Columbus, Samuel.

En Swensk Orde-Skötsel af Samuel Columbus. Hg. Bengt Hesselman. Upsala: Akademiska Bokförlaget, 1908.

Fornelius, Laurentius.

Poetica | tripartita. | Ex probatissimis u-l triusque lingvæ scri-l ptoribus confor-mata, | editaque. [...] Upsala: Eschillus Matthiæ, 1643.

Harsdörffer, Georg Philipp.

Poetischer Trichter. Die deutsche Dicht- und Reimkunst, ohne Behuf der lateinischen Sprache, in VI. Stunden einzugiessen. 1647. Bd. 1. 1647. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft Darmstadt, 1969. 3 Bde.

Kempe, Anders. [Simon Simplex.]

Die Sprachen des | Paradises, | das ist, | Gegebene Anleitung der Na-l tur, zu erken-nen, was vor Sprachen | im ersten Anfange der Welt, im Pa-l radeis, absonderlich beym Fall Adams und | Eve seynd geredet worden. Üs. Albrecht Kopman. O. O, 1688.

Lagerlöf, Petrus.

Inledning till det Swenska Poeteriet sammanfattat af Petro Lagerlööf Eloqventia Profess: Reg.: Hs. Uppsala U.B. R 650 b: 17^v-28^r.

Lodge, Thomas.

Defence of poetry, music, and stage plays. 1579. *Elizabethan critical essays.* Bd. 1. 6. Aufl. Hg. G. Gregory Smith. Oxford: Oxford U P, 1967. 61-86. 2 Bde.

Messenius, Johannes.

Sanfärdigt och Rättmägtig | Geenswar, | Emoot then lögnachtige smä-l deskriftt, som een Dansk man PETRUS | PARVUS ROSEFONTANUS benämndt, Åhr M.DLX. | effter Christi bördh, haffuer aff trycket, på | then lofflige Swea och Götha nation, | aff ijdhel haat och affwund, | vthgå låthet [...]. Stockholm: Reusner, 1628.

Opitz, Martin.

Buch von der deutschen Poeterey. 1624. Hgg. Richard Alewyn und Wilhelm Braune. Neudrucke deutscher Literaturwerke, N.F. 8. Tübingen: Niemeyer, 1963.

- Ravn, [Corvinus], Hans Mikkelsen.
Ex Rhythmologia Danica Msc. Epitome Brevissima. 1649. *Fra Bielke til Gerner.* Bd. 1 von *Danske Metrikere.* Hgg. Arthur Arnholtz et al. Universitets-Jubilæets danske samfunds skrifter 365. København: Schultz, 1953. 147-325. 3 Bde.
- Rudbeck, Olof.
Atland eller Manheim. 1679, 1689. Bde. 1-2. Hg. Axel Nelson. Lychnos-Bibliotek 2.1-2.2. Stockholm: Almqvist & Wiksell, 1937, 1939. 4 Bde.
- Scaliger, Iulius Caesar.
Poetices libri septem. Sieben Bücher über die Dichtkunst. Hgg., Üs. und Einl. Luc Deitz und Gregor Vogt-Spira. Stuttgart-Bad Cannstatt: fromann-holzboog, 1994ff. XXXII-LXIII. 5 Bde.
- Sidney, Philip.
An apology for poerie. 1595. Bd. 1. Smith 1967. 148-207.
- Sleidanus, Johannes.
Een kort och ganska nyttigh | HISTORIA | Om the Fyre högste och förenligest Rege- menter vthi | werldenne, hwilke elliest kallas Monarchier, | nembligen thet Babyloniske, Persiske, Grekiske och Rö-l merske, alt ifrån Syndfloden intil Keyser Carl then Fem-l tes tidh [...]. Stockholm: o. Drucker, 1610.
- Smith, Gregory, Hg.
Elizabethan critical essays. 6. Aufl. Oxford: Oxford U P, 1967. 2 Bde.
- Swedberg, Jesper.
Schibboleth. | Swenska Språketz | Rycht och Richtighet. Skara: Kiellberg, 1716.
- Tiällmann, Nils.
D. D. | Grammatica | Suecana, | Äller: | Enn Svensk | Språk=| Ock | Skrif=Konst [...]. Stockholm: Keiser, 1696.
- Von Zesen, Philipp.
Deutsches Helicons Erster und Ander Theil. 1641. *Sämtliche Werke* 9. Von von Zesen. Hg. Ferdinand van Ingen. Ausgaben Deutscher Literatur des XV. bis XVIII. Jahrhunderts. Berlin und New York: de Gruyter, 1971.

Referenztexte

- Alenius, Marianne et al., Hgg.
Digternes paryk. Studier i 1700-tallet. Festschrift til Thomas Bredsdorff. København: Museum Tusculanum, 1997.
- Andersson, Aksel.
 „Columbi Ordeskötsel“. *Samlaren* 4 (1883): 65-7.
- Andersson, Henrik, Ebba Hjorth, und Merete K. Jørgensen.
 Man skal ikke give bagerbørn hvedebrød. En artikel om leksikografisk brødarbejde. *Ord, Sprog oc artige Dict. Et overblik og 28 indblik 1500-1700. Festschrift til Poul Lindegård Hjorth.* Red. Flemming Lundgreen-Nielsen et al. Universitets-jubilæets danske samfunds skriftserie 544. København: Reitzel, 1997. 101-14.
- Barmeyer, Eike.
Die Musen. Ein Beitrag zur Inspirationstheorie. Humanistische Bibliothek 1:2. München: Fink, 1968.
- Barner, Wilfried, Hg.
Der literarische Barockbegriff. Wege der Forschung 358. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1975.

Barth, Heinrich.

Altertum und Mittelalter. 2. Aufl. Basel und Stuttgart: Schwabe, 1966. Bd. 1 von *Philosophie der Erscheinung. Eine Problemgeschichte*. Von Barth. 2 Bde.

Barthes, Roland.

„Denotation und Konnotation.“ *Elemente der Semiole*. Von Barthes. Üs. Eva Moldenhauer. Frankfurt a. M.: Syndikat, 1979. 75-81. Franz.: *Éléments de sémiologie*. Paris: Seuil, 1964.

Baßler, Moritz; Brecht, Christoph; Niefanger, Dirk, und Gotthart Wunberg.

Historismus und literarische Moderne. Tübingen: Niemeyer, 1996.

Baßler, Moritz.

Die Entdeckung der Textur. Unverständlichkeit in der Kurzprosa der emphatischen Moderne 1910-1916. Studien zur deutschen Literatur 134. Tübingen: Niemeyer, 1994.

Baudrillard, Jean.

Simulacres et simulation. Débats. Paris: Galilée, 1981.

Bauer, Barbara.

Intertextualität und das rhetorische System der Frühen Neuzeit. *Kühlmann und Neuber* 1994. 31-61.

Baumgartner, Hans Michael, Hg.

Zeitbegriffe und Zeiterfahrung. Grenzfragen 21. Freiburg, München: Alber, 1994.

„Zeit und Zeiterfahrung.“ Baumgartner 1994. 189-211.

Baur, Rolf.

Didaktik der Barockpoetik. Die deutschsprachigen Poetiken von Opitz bis Gottsched als Lehrbücher der 'Poeterey'. Mannheimer Beiträge zur Sprach- und Literaturwissenschaft 2. Heidelberg: Winter, 1982.

Benner, Margareta, und Emin Tengström.

On the interpretation of learned Neo-Latin. An explorative study based on some texts from Sweden (1611-1716). Studia graeca et latina gothoburgensia XXXIX. Göteborg: Acta universitatis gothoburgensis, 1977.

Bergfeldt, Börje.

Den teokratiska statens död. Sekularisering och civilisering i 1700-talets Stockholm. Acta universitatis Stockholmiensis. Stockholm studies in economic history 25. Almqvist & Wiksell, 1997.

Bergh, Gunhild.

Litterär kritik i Sverige under 1600- och 1700-talen. Stockholm: Bagge, 1916.

Blank, Anton.

Den nordiska renässansen i sjuttonhundratalets litteratur. En undersökning av den 'götiska' poesiens allmänna och inhemska förutsättningar. Stockholm: Bonniers, 1911.

Blocher, Sabine.

Altertumskunde und Sammlungswesen in Schweden von den Anfängen im Mittelalter bis zur Regierungszeit Gustavs II. Adolf. Texte und Untersuchungen zur Germanistik und Skandinavistik 31. Frankfurt a. M. etc.: Lang, 1993.

Blumenberg, Hans.

„Kontingenzen.“ *Die Religion in Geschichte und Gegenwart. Handwörterbuch für Theologie und Religionswissenschaft*. 3. überarb. Aufl. Tübingen: Mohr, 1957-65. 6 Bde.

Borer, Christine, und Katharina Ley.

Und sie paaren sich wieder. Über Fortsetzungsfamilien. Soziopsychanalytische und ethnopsychanalytische Forschungen 1. Tübingen: discord, 1992.

Borsò, Vittoria.

„Barock, Literaturtheorien des.“ *Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie*.

Borst, Arno.

Der Turmbau von Babel. Geschichte der Meinungen über Ursprung und Vielfalt der Sprachen und Völker. 6 Bde. Stuttgart: Hiersemann, 1957-63.

Braak, Ivo.

Poetik in Stichworten. Literaturwissenschaftliche Grundbegriffe. Eine Einführung.

3. Aufl. Kiel: Hiert, 1969.

Brogan, T. V. F., und Earl Miner.

„Poetics, Western.“ *The new Princeton encyclopedia of poetry and poetics.* Princeton: Princeton U P, 1993.

Brugger, Walter.

„Kontingenz.“ *Historisches Wörterbuch der Philosophie.* Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1971-99. 10 Bde.

Bürger, Peter.

Das Verschwinden von Bedeutung. Versuch einer postmodernen Lektüre von Michel Tournier, Botho Strauß und Peter Handke. *‘Postmoderne’ oder Der Kampf um die Zukunft.* Hg. Peter Kemper. Frankfurt a. M.: Fischer, 1988. 294-312.

Castrén, Gunnar.

„Stormaktstiden.“ *Svenska litteraturens historia* 1. Hgg. Fredrik Böök et al. Stockholm: Norstedt, 1919. 197-327.

Cave, Terence.

The cornucopian text. Problems of writing in the French renaissance. Oxford: Clarendon Press, 1979.

Chartier, Roger.

L'ordre des livres. Lecteurs, auteurs, bibliothèques en Europe entre le xiv^e et xviii^e siècle. Collection de la pensée. Aix-en-Provence: Alinea, 1992.

Lectures et lecteurs dans la France d'Ancien Régime. Paris: Seuil, 1987.

Hg. *Pratiques de la lecture.* Marseille: Rivages, 1985.

Hg. *Les usages de l'imprimé.* Paris: Fayard, 1987.

Cipolla, Carlo M.

Gezählte Zeit. Wie die mechanische Uhr das Leben veränderte. Berlin: Wagenbach, 1997.

Collijn, Isak.

Sveriges bibliografi 1600-talet. Bidrag till en bibliografisk förteckning. Uppsala: Svenska litteratursällskapet, 1942-46. 2 Bde.

Costa, Dennis.

Domesticating the divine economy: Humanist theology in Erasmus's *Convivia. Creative imitation. New essays on Renaissance literature in honour of Thomas M. Greene.* Hgg. David Quint et al. Medieval & Renaissance texts and studies 95. Binghamton, New York: Medieval & Renaissance texts and studies, 1992.

Curtius, Ernst Robert.

„Der göttliche Wahnsinn der Dichter.“ *Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter.* Von Curtius. 9. Aufl. Bern: Francke, 1978. 467-8.

Darnton, Robert.

The great cat massacre and other episodes in French cultural history. New York: Basic Books, 1984. Dt.: *Das große Katzenmassaker: Streifzüge durch die französische Kultur vor der Revolution.* München: Hanser, 1989.

Deitz, Luc.

„Zur Wirkungsgeschichte.“ *Julius Caesar Scaliger, Poetices libri septem. Sieben Bücher über die Dichtkunst.* Bd. 1. Hgg., Üs. und Einl. Luc Deitz und Gregor Vogt-Spira. Stuttgart-Bad Cannstatt: frommann-holzboog, 1994ff. XXXII-LXIII. 5 Bde.

de Certeau, Michel.

L'invention du quotidien. I. Arts de faire. Paris: Union Générale d'Editions, 1980.

Dt.: *Kunst des Handelns*. Üs. Ronald Voullié. Berlin: Merve, 1988.

de Man, Paul.

The rhetoric of temporality. 1969. *Blindness and Insight. Essays in the rhetoric of contemporary criticism.* Von de Man. 2. überarb. Augs. Hg. Wlad Godzich. Theory and history of literature 7. Minneapolis: University of Minnesota Press, 1995. 187-228.
Dt.: Die Rhetorik der Zeitlichkeit. Üs. Jürgen Blasius und Peter Grotzer. *Die Ideologie des Ästhetischen.* Hg. Christoph Menke. edition suhrkamp N.F. 682. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1993. 83-130.

Den svenska boken 500 år. Stockholm: Liber, 1983.

Dietl, Helmut.

Institutionen und Zeit. Die Einheit der Gesellschaftswissenschaften 79. Tübingen: Mohr, 1993.

Diner, Dan.

„Gedächtnis und Institution. Über zweierlei Ethnos.“ *Kreisläufe. Nationalsozialismus und Gedächtnis.* Von Diner. Berlin: Berlin Verlag, 1995. 113-21.

Dux, Günter.

Die Zeit in der Geschichte. Ihre Entwicklungslogik vom Mythos zur Weltzeit. Mit kulturvergleichenden Untersuchungen in Brasilien (J. Mensing), Indien (G. Dux / K. Kälble / J. Meßmer) und Deutschland (B. Kiesel). Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1989.

Dyck, Joachim.

Ticht-Kunst. Deutsche Barockpoetik und rhetorische Tradition. Ars Poetica 2, Studien 1. Bad Homburg etc.: Max Gehlen, 1966.

Ekholm, Ragnar.

Samuel Columbus. Bidrag till kännedomen om hans levnad och författarskap. Uppsala: Almqvist & Wiksell, 1924.

Engdahl, Horace.

Den romantiska texten. En essä i nio avsnitt. Stockholm: Bonniers, 1986.

Ferro, Marc.

Colonization: a global history. London und New York: Routledge, 1997.

Fink-Eitel, Hinrich.

„Claude Lévi-Strauss' philosophische Begründung strukturalistischer Ethnologie.“

Die Philosophie und die Wilden. Über die Bedeutung der Fremden für die europäische Geistesgeschichte. Von Fink-Eitel. Hamburg: Junius, 1994. 19-94.

Fischer, Ludwig,

Gebundene Rede. Dichtung und Rhetorik in der literarischen Theorie des Barock in Deutschland. Tübingen: Niemeyer, 1968.

Florén, Anders.

Disciplinering och konflikt. Den sociala organiseringen av arbetet. Jäders bruk 1640-1750. Studia historica Upsaliensia 147. Uppsala: Almqvist & Wiksell, 1987.

Fohrmann, Jürgen, und Harro Müller.

Einleitung: Diskurstheorien und Literaturwissenschaft. *Diskurstheorien und Literaturwissenschaft.* Hgg. Jürgen Fohrmann und Harro Müller. st 2091. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1988. 9-21.

Fokkema, Douwe W.

Literary history, modernism, and postmodernism. Utrecht publications in general and comparative literature 19. Amsterdam und Philadelphia: Benjamins, 1984.

Frede, Dorothea.

Aristoteles und die 'Seeschlacht' – das Problem der Contingentia Futura in 'De interpretatione.' Hypomnemata 27. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1970.

Frick, Werner.

Providenz und Kontingenz. Untersuchungen zur Schicksalssemantik im deutschen und europäischen Roman des 17. und 18. Jahrhunderts. 2 Bde. Hermæa N.F. 55. Tübingen: Niemeyer, 1988.

Friese, Wilhelm.

Nordische Barockdichtung. Eine Darstellung und Deutung skandinavischer Dichtung zwischen Reformation und Aufklärung. München: Francke, 1968.

Fuhrmann, Manfred.

Dichtungstheorie der Antike. Aristoteles – Horaz – 'Longin'. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1992.

Fumerton, Patricia.

Cultural aesthetics. Renaissance literature and the practice of social ornament. Chicago und London: The University of Chicago Press, 1991.

Gebauer, Gunter, und Christoph Wulf.

Mimesis. Kultur – Kunst – Gesellschaft. Rowohlt's Enzyklopädie. Reinbek b. Hamburg: Rowohlt, 1992.

Gohrbandt, Detlev.

Textanlässe, Lesetätigkeiten. Poetik und Rhetorik der Unabgeschlossenheit. Tübingen: Narr, 1998.

Grape, Hjalmar.

Det litterära antik- och medeltidsarvet i Olaus Magnus patriotism. Stockholm: Caslon, 1949.

Grassi, Ernesto.

Die Macht der Phantasie. Zur Geschichte abendländischen Denkens. Königstein/Ts.: Athenäum, 1979.

Greene, Thomas M.

The light in Troy: Imitation and Discovery in Renaissance poetry. The Elizabethan club series 7. New Haven und London: Yale U P, 1982.

Grubmüller, Klaus.

teutonicum subiungitur. Zum Erkenntniswert der Vokabularien für die Literatursituation des 15. Jahrhunderts. *Überlieferungsgeschichtliche Prosafororschung. Beiträge der Würzburger Forschergruppe zur Methode und Auswertung.* Hg. Kurt Ruh. Red. Hans-Jürgen Stahl. Texte und Textgeschichte 19. Tübingen: Niemeyer, 1985. 246-61.

Gumbrecht, Hans Ulrich et al., Hgg.

Postmoderne – globale Differenz. stw 916. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1991.

Hansson, Stina.

Svenskans nyta, Sveriges ära. Litteratur och kulturpolitik under 1600-talet. Skrifter utgivna av litteraturvetenskapliga institutionen vid Göteborgs universitet 11. Göteborg: Litteraturvetenskapliga institutionen, 1984.

Haug, Walter.

Kontingenz als Spiel und das Spiel mit der Kontingenz. Zufall, literarisch, im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit. *von Graevenitz und Marquard* 1998. 151-172.

Haugen, Einar.

Learned lexicographers of the North: seventeenth-century vignettes. *The history of lexicography. Papers from the Dictionary Research Centre seminar at Exeter, March 1986*. Hg. R. R. K. Hartmann. Amsterdam studies in the theory and history of linguistic science. Series III: Studies in the history of the language sciences 40. Amsterdam und Philadelphia: Benjamins, 1986. 99-105.

Hernlund, Hugo.

Förslag och åtgärder till svenska skriftspråkets reglerande 1691-1739 jämte en inledande öfversikt af svenska språkets ställning under den föregående tiden. 1883.

Herrmann, Hans Peter.

Naturnachahmung und Einbildungskraft. Ars Poetica 2, Studien 8. Frankfurt a. M.: Athenäum, 1970.

Hesselman, Bengt.

Förord. *Columbus* 1908. iv-vii.

Heuss, Alfred.

„Kontingenz in der Geschichte.“ *Neue Hefte für Philosophie*. 24/25 (1985): 14-43.

Hilmes, Carola, und Dietrich Mathy,

Hgg. *Die Dichter lügen, nicht. Über Erkenntnis, Literatur und Leser*. Würzburg: Königshausen & Neumann, 1994.

Hoffmeister, Dieter.

Mythos Familie. Zur soziologischen Theorie familialen Wandels. Opladen: leske + budrich, 2001.

Hoffmeister, Gerhart.

„Zur Begriffsgeschichte von ‘Barock’.“ *Deutsche und europäische Barockliteratur*. Von Hoffmeister. Sammlung Metzler. Realien zur Literatur 234. Stuttgart: Metzler, 1987. 1-8.

Holm, Lars.

„Swedbergs ‘Swensk Ordabok’ – yttra dokumentation.“ *Nysvenska studier* 64 (1984): 83-121.

Holm, Lars, und Hans Jonsson.

„Swedish Lexicography.“ *Wörterbücher. Dictionaries. Dictionnaires. Ein internationales Handbuch zur Lexikographie*. Hgg. Franz Josef Hausmann et al. Bd. 2. Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 5.2. Berlin und New York: de Gruyter, 1990. 1933-43. 2 Bde.

Holz, Hans Heinz.

Leibniz. Die Konstruktion des Kontingenten. Erkenntnisgewissheit und Deduktion. Zum Aufbau der philosophischen Systeme bei Descartes, Spinoza, Leibniz. Hgg. Hans Heinz Holz et al. Marburger Beiträge zur Philosophie und Gesellschaftstheorie 1. Darmstadt und Neuwied: Luchterhand, 1975. 129-178.

Jacobs, Carol.

Telling time. Lévi-Strauss, Ford, Lessing, Benjamin, de Man, Wordsworth, Rilke. Baltimore und London: The Johns Hopkins U P, 1993.

Jacoby, Michael.

Historische Lexikologie zum nordgermanischen Raum: Lexika als Kultur- und Sprachdokumente zwischen Mittelalter und Neuzeit. Einflüsse von Toledo bis Paris, von London bis Berlin. Wiesbaden: Harrassowitz, 1990.

Jauß, Hans Robert, Hg.

Nachahmung und Illusion. Poetik und Hermeneutik 1. München: Fink, 1969.

Johannesson, Kurt.

Gotisk renässans. Johannes och Olaus Magnus som politiker och historiker. Stockholm: Almqvist & Wiksell, 1982.

Johansson, Monica.

Lexicon lincopense. En studie i lexikografisk tradition och svenskt språk vid 1600-talets mitt. Meijerbergs arkiv för svensk ordforskning 21. Göteborg: Meijerbergs arkiv, 1997.

Jonsson, Inge.

Idéer och teorier om ordens konst. Från Platon till strukturalismen. Lund: Gleerup, 1971.

I symbolens hus. Nio kapitel litterär begreppshistoria. Stockholm: Norstedt, 1983.

Källquist, Eskil.

Thet swenska språketz klagemål. Litteraturhistorisk undersökning jämte text och tolkning. Uppsala: Wretman, 1934.

Kamlah, Wilhelm.

Utopie, Eschatologie, Geschichtsteologie. Kritische Untersuchungen zum Ursprung und zum futuristischen Denken der Neuzeit. BI-Hochschultaschenbücher 461.

Mannheim und Zürich: Bibliographisches Institut, 1969.

Kamper, Dietmar.

Zur Geschichte der Einbildungskraft. Reinbek b. Hamburg: Rowohlt, 1990.

Kebbel, Gerhard.

Geschichtengeneratoren. Lektüren zur Poetik des historischen Romans. Communatio 2. Tübingen: Niemeyer, 1992.

Kinder, Hermann, und Werner Hilgemann.

Von den Anfängen bis zur Französischen Revolution. 4. Aufl. München: dtv, 1996.

Bd. 1 von *dtv-Atlas zur Weltgeschichte: Karten und chronologischer Abriß.* 2 Bde.

Klein, Wolf Peter.

Am Anfang war das Wort. Theorie- und wissenschaftsgeschichtliche Elemente frühneuzeitlichen Sprachbewußtseins. Berlin: Akademie Verlag, 1992.

Klopsch, Paul.

Einführung in die Dichtungslehren des lateinischen Mittelalters. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1980.

Körner, Josef.

Einführung in die Poetik. 3. Aufl. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1968.

Konrad, Joachim.

,,Vorsehung.“ *Religion in Geschichte und Gegenwart.*

Koselleck, Reinhart.

Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten. 2. Aufl. stw 757. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1989.

Kühlmann, Wilhelm, und Wolfgang Neuber, Hgg.

Intertextualität in der Frühen Neuzeit. Studien zu ihren theoretischen und praktischen Perspektiven. studien 2. Frankfurt a. M. etc.: Lang, 1994.

Kühlmann, Wilhelm.

Kombinatorisches Schreiben – ‘Intertextualität’ als Konzept frühneuzeitlicher Erfolgsautoren (Rollenhagen, Moschersch). *Kühlmann und Neuber 1994.* 111-39.

Kühnel, Jürgen.

,,Barock.“ *Metzler Literatur Lexikon. Begriffe und Definitionen.* Hgg. Günther Schweikle und Irmgard Schweikle. 2. überarb. Aufl. Stuttgart: Metzler, 1990.

,,Poetik.“ *Metzler Literatur Lexikon.*

Lamm, Martin.

Upplysningstidens romantik. Den mystiskt sentimentalala strömningen i svensk litteratur. 1918, 1920. Vorw. Inge Jonsson. Lund: Hammarström & Åberg, 1963. 2 Bde.

Lachmann, Renate.

Zum Zufall in der Literatur, insbesondere in der phantastischen. *von Graevenitz und Marquard* 1998. 403-432.

Levertin, Oscar.

„Andreas Arvidis ‘Manuductio’.“ *Samlaren* 15 (1894): 79-96.

Lévi-Strauss, Claude.

Das wilde Denken. 9. Aufl. Üs. Hans Naumann. stw 14. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1994. Franz.: *La pensée sauvage.* Paris: Plon, 1962.

Lieske, Stephan.

„Poetik.“ *Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. Ansätze – Personen – Grundbegriffe.* Hg. Ansgar Nünning. Stuttgart und Weimar: Metzler, 1998.

Lindberg, Bo.

De lärdes modersmål. Latin, humanism och vetenskap i 1700-talets Sverige. Acta universitatis Gothoburgensis. Gothenburg studies in the history of science and ideas 5. Göteborg: Göteborgs Universitet, 1984.

Lindegren, Jan.

Utskrivning och utsugning. Produktion och reproduktion i Bygdeå 1620-1640. Studia historica Upsaliensia 117. Uppsala: Almqvist & Wiksell, 1980.

Lindroth, Hjalmar.

J. H. Bureus. Den svenska grammatikens fader. Samlingar utgifna av svenska forn-skrift-sällskapet 42. Lund: Berlingska boktryckeriet, 1911-2.

Lindroth, Sten.

Stormaktstiden. Stockholm: Norstedt, 1975. Bd. 2 von *Svensk Lärdomshistoria.* Von Lindroth. 4 Bde.

Lindström, Arne.

„När skrevs Swenska Språketz Klagemål?“ *Nysvenska studier* 14 (1934): 71-104.

Liu, Alan.

„Local transcendence: cultural criticism, postmodernism, and the romanticism of detail.“ *Representations* 32 (Fall 1990): 75-113.

Lohse, Nicolaus.

Dichterische Inspiration? Überlegungen zu einem alten Topos und zur Frage der Entstehung von Texten. *Die Genese literarischer Texte. Modelle und Analysen.* Hgg. Axel Gellhaus et al. Würzburg: Königshausen & Neumann, 1994. 287-309.

Lüth, Christoph et al., Hgg.

Der Umgang mit dem Fremden in der Vormoderne. Studien zur Akkulturation in bildungshistorischer Sicht. Beiträge zur historischen Bildungsforschung 17. Köln etc.: Böhlau, 1997.

Luhmann, Niklas. *Die Gesellschaft der Gesellschaft.* Frankfurt: Suhrkamp, 1997.

Luyten, Norbert A., Hg.

Zufall, Freiheit, Vorsehung. Freiburg, München: Alber, 1975.

Das Kontingenzproblem. Das Zufällige und das Einmalige in philosophischer Sicht. *Luyten* 1975. 47-64.

Lytard, Jean-François.

Eine post-moderne Fabel über die Postmoderne, oder: In der Megalopolis. *Gumbrecht et al.* 1991. 291-304.

- La condition postmoderne. Rapport sur le savoir.* Paris: Minuit, 1979. Dt.: *Das postmoderne Wissen. Ein Bericht.* Üs. Otto Pfersmann. Edition Passagen. Graz, Wien: Böhlau, 1986.
- Macey, Samuel L.
Clocks and the cosmos. Time in Western life and thought. Hamden: Archon, 1980.
- McKeon, Richard.
 Literary criticism and the concept of imitation in antiquity. *Critics and Criticism.* 1952. Abr. ed. Chicago: Phoenix books, 1960. 117-45.
- McKenzie, D. F.
Bibliography and the sociology of texts. The Panizzi lectures 1985. London: The British Library, 1986.
- Mainusch, Herbert.
 „Dichtung als Nachahmung. Ein Beitrag zum Verständnis der Renaissancepoetik.“ *Germanisch-Romanische Monatsschrift* N.F. 10 (1960): 122-138.
- Makropoulos, Michael.
Modernität und Kontingenz. München: Fink, 1997.
- Malm, Mats.
Minervas äpple. Om diktsyn, tolkning och bildspråk inom nordisk göticism. Stockholm/Stehag: Symposion, 1996.
 Andreas Arvidis *Manuductio* och samtiden. Den retoriska och poetiska traditionen. *Arvidi 1996.* VII-XXXIII.
- Malm, Mats, und Kristian Wählén.
 Inledning. *Arvidi 1996.* VII-XLV.
- Manuel, Frank E.
The eighteenth century confronts the gods. Cambridge, Mass.: Harvard U P, 1959.
- Marenco, Franco.
 „Koloniale Aneignung und europäische Autorität: Schreiben und Macht im Diskurs der Entdeckungen.“ *Weimann 1997.* 118-49.
- Markwardt, Bruno.
Geschichte der deutschen Poetik. 1., 2. u. 3. Aufl. 5 Bde. Berlin: de Gruyter, 1964 (³Bd. 1), 1967 (¹Bde. 4-5), 1971 (²Bde. 2-3).
- Meier, A.
 Poetik. *Grundzüge der Literaturwissenschaft.* 2. Aufl. Hgg. Heinz Ludwig Arnold und Heinrich Detering. München: dtv, 1997. 205-18.
- Michaels, Walter Benn.
 Land of the Kike home of the Wop. *Our America. Nativism, Modernism, and Pluralism.* Von Michaels. Durham and London: Duke U P, 1995. 1-16.
- Mittelstraß, Jürgen.
Neuzeit und Aufklärung. Studien zur Entstehung der neuzeitlichen Wissenschaft und Philosophie. Berlin und New York: de Gruyter, 1970.
- Mörth, Ingo.
 Zur Konstitutionsanalyse religiöser Phänomene. Kontingenz und Konsistenz der Lebenswelt. *Religionssoziologie als Wissenssoziologie.* Urban-Taschenbücher 636. Hgg. Wolfram Fischer und Wolfgang Marhold. Stuttgart: Kohlhammer, 1978. 21-37.
- Müller, Jan-Dirk.
 Texte aus Texten. Zu intertextuellen Verfahren in frühneuzeitlicher Literatur, am Beispiel von Fischarts *Ehzuchtbüchlein* und *Geschichtklitterung.* Kühlmann und Neuber 1994. 63-109.

- Münkler, Herfried et al., Hgg.
Die Herausforderung durch das Fremde. Interdisziplinäre Arbeitsgruppen. Forschungsberichte 5. Berlin: Akademie Verlag, 1998.
- Muschg, Walter.
Die dichterische Phantasie. Einführung in eine Poetik. Bern und München: Francke, 1969.
- Nilsson, Sten Åke, und Margareta Ramsay, Hgg.
1600-talets ansikte. Symposier på Kräpperups borg 3. Lund: Fritz & Serenander, 1997.
- Nordström, Johan.
De yverbornes ö. Sextonhundratalstudier. Stockholm: Bonniers, 1924.
- Norrhem, Svante.
Uppkomlingarna. Kanslitjänstemännen i 1600-talets Sverige och Europa. Acta universitatis Umensis. Umeå studies in the humanities 117. Stockholm: Almqvist & Wiksell, 1993.
- Orgel, Stephen.
„The Renaissance artist as plagiarist.“ *ELH. A journal of English literary history.* 48.1 (Spring 1981): 476-95.
- Otto, Stephan, Hg.
Renaissance und frühe Neuzeit. Geschichte der Philosophie in Text und Darstellung 3. Stuttgart: Reclam, 1984.
- Pigmann III, G. W.
„Versions of imitation in the Renaissance.“ *Renaissance Quarterly* 33.1 (Spring 1980): 1-32.
- Platt, David.
The gift of contingency. American university studies 120. New York etc.: Lang, 1991.
- Plett, Heinrich F., Hg.
Renaissance-Poetik. Renaissance Poetics. Berlin und New York: de Gruyter, 1994.
- Poser, Hans, Hg.
Formen teleologischen Denkens. Philosophische und wissenschaftshistorische Analysen. Kolloquium an der TU Berlin, WS 1980/81. TUB Dokumentationen, Kongresse und Tagungen 11. Berlin: TUB, 1981.
- Rath, H.
„Inspiration II.“ *Historisches Wörterbuch der Philosophie.*
- Reisenleitner, Markus.
Der Umgang der modernen Kulturgeschichtsschreibung mit Intertextualität in der Frühen Neuzeit. *Kühlmann und Neuber* 1994. 1-30.
- Reynolds, Suzanne.
Medieval reading. Grammar, rhetoric and the classical text. Cambridge studies in medieval literature 27. Cambridge: Cambridge U P, 1996.
- Riese, Utz.
Repräsentation, postkolonial. Eine euro-amerikanische Assemblage. *Weimann* 1997. 301-354.
- Roberts, Michael.
The Swedish imperial experience 1560-1718. The Wiles lectures given at the Queen's University of Belfast. Cambridge etc.: Cambridge U P, 1979.
- Rorty, Richard.
Philosophy and the mirror of nature. Princeton: Princeton U P, 1979. Dt.: *Der Spiegel der Natur. Eine Kritik der Philosophie.* Üs. Michael Gebauer. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1981.

- Contingency, irony, and solidarity.* 7. Aufl. Cambridge etc.: Cambridge U P, 1991.
 Dt.: *Kontingenz, Ironie und Solidarität.* Üs. Christa Krüger. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1989.
- Rosén, Jerker.
Tiden före 1718. Bd. 1 von *Svensk Historia.* 3. Aufl. Stockholm: Svenska bokförlaget, 1970. 2 Bde.
- Sabel, Barbara.
 [Besprech.] „Mats Malm: *Minervas äpple.*“ *skandinavistik* 27.2 (1997): 142-4.
- Sachsse, Hans.
Kausalität – Gesetzlichkeit – Wahrscheinlichkeit. Die Geschichte von Grundkategorien zur Auseinandersetzung des Menschen mit der Welt. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1979.
- Schällibaum, Urs.
 Alles sagen. Anfang und Horizont philosophischer Texte. *Verflechtungen. Die Textlichkeit des Originären. Aufsätze zur Philosophie für Jean-Pierre Schobinger.* Hg. Jean-Claude Höfliger. Zürich: Howeg, o.J. [1997]. 98-128.
- Scheffczyk, Leo.
 Der christliche Vorsehungsglaube und die Selbstgesetzlichkeit der Welt (Determinismus–Zufall; Schicksal–Freiheit). *Luyten* 1975. 331-353.
- Schmidt, Horst-Michael.
Sinnlichkeit und Verstand. Zur philosophischen und poetologischen Begründung von Erfahrung in der deutschen Aufklärung (Leibniz, Wolff, Gottsched, Bodmer und Breitinger, Baumgarten). Theorie und Geschichte der schönen Künste 63. München: Fink, 1982.
- Schmucker, Josef.
Das Problem der Kontingenz der Welt. Versuch einer positiven Aufarbeitung der Kritik Kants am kosmologischen Argument. Quaestiones Disputatae 43. Freiburg und Basel: Herder, 1969.
- Schöpp, Joseph C.
 Die Er-schöpfung des Romans in der Postmoderne. Dekonstruktion und Rekonstruktion am Beispiel Raymond Federmans. *Scholz und Waedkind* 1991. 31-48.
- Scholz, Bernhard F., Hg.
Mimesis: Studien zur literarischen Repräsentation. Studies on literary representation. Tübingen: Francke, 1997.
- Scholz, Georg, und Hans Waedkind.
Postmoderne. Ende der Avantgarde oder Neubeginn? 2. Aufl. Isele: Deutsch-amerikanisches Institut Freiburg, 1991.
- Schück, Henrik.
Sveriges litteratur till frihetstidens början. 2. überarb. u. erw. Aufl. Stockholm: Geber, 1911. Teil 1 von *Illustrerad svensk litteraturhistoria.* Von Henrik Schück und Karl Warburg.
- Sveriges litteratur intill 1900.* Bd. 1. Stockholm: Geber, 1935.
- Schulz, Walter.
Der Gott der neuzeitlichen Metaphysik. 5. Aufl. Pfullingen: Neske, 1974.
- Spaemann, Robert, und Reinhart Löw.
Die Frage Wozu? Geschichte und Wiederentdeckung des teleologischen Denkens. München und Zürich: Piper, 1981.
- Spariosu, Mihai, Hg.
The literary and philosophical debate. Cultura ludens 1.1. Philadelphia: Benjamins, 1984. Bd. 1 von *Mimesis in contemporary theory. An interdisciplinary approach.*

Stavenow, Ludvig.

Olaus Petri som historieskrivare. Några anmärkningar vid studiet af hans svenska krönikा. Göteborg: Zachrisson, 1898.

Strindberg, Axel.

Bondenöd och stormaktsdröm. Studier över skedet 1630-1718. Stockholm: Bonniers, 1937.

Sylwan, Otto.

Till frihetstidens slut. Bd. 1 von *Den svenska versen från 1600-talets början. En litteraturhistorisk översikt.* Göteborgs Högskolas årsskrift, extrabd. 1. Göteborg: Göteborgs högskola, 1925. 3 Bde.

Thomas, Nicholas.

Colonialism's culture. Anthropology, travel and government. Cambridge: Polity Press, 1994.

Thomas Crane, Mary.

Framing authority. Sayings, self, and society in sixteenth-century England. Princeton, New Jersey: Princeton U P, 1993.

Thomsen, Hans Hagedorn.

Litterær tid. Øjeblik og gentagelse som æstetiske og eksistentielle strukturer. Odense: Odense Universitetsforlag, 1990.

Tigerstedt, E. N.

„The poet as creator.“ *Comparative Literature Studies* 5.1 (March 1968): 455-88.

Tottie, H. W.

Jesper Svedbergs lif och verksamhet. Bidrag till svenska kyrkans historia. Akad. avh. Uppsala U. 1885-6. 2 Bde.

Tuneld, John.

„Till Andreas Arvidis ‘Manuductio ad poesin svecanam’.“ *Samlaren* N.F. 14 (1933): 244-8.

Van den Daele, Wolfgang.

Kontingenzerhöhung. *Die Modernisierung moderner Gesellschaften.* Hg. Wolfgang Zapf. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1990. 584-603.

Vietta, Silvio.

Literarische Phantasie. Theorie und Geschichte. Barock und Aufklärung. Stuttgart: Metzler, 1986.

von Graevenitz, Gerhart, und Odo Marquard in Zusammenarbeit m. Matthias Christen, Hgg.

Kontingenz. Poetik und Hermeneutik XVII. München: Fink, 1998.

von Graevenitz, Gerhart, und Odo Marquard.

Vorwort. *von Graevenitz und Marquard* 1998. XI-XVI.

Wagner, Hans-Peter.

„Repräsentation.“ *Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie.*

Wahlström, Bengt.

„Studier över tillkomsten av 1695 års psalmbok.“ Akad. avh. Uppsala U. 1951.

Wahlström, Lydia.

„Petrus Lagerlöfs kollegium i svensk metrik.“ *Samlaren* 21 (1900): 1-29.

Warnock, Mary.

Imagination and time. Oxford und Cambridge, USA: Blackwell, 1994.

Webster, John.

„‘The methode of a poete’: An inquiry into Tudor conceptions of poetic sequence.“ *English literary Renaissance* 11.1 (Winter 1981): 22-43.

- Weimann, Robert, Hg.
Ränder der Moderne. Repräsentation und Alterität im (post)kolonialen Diskurs. stw 1311. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1997.
 Einleitung: Repräsentation und Alterität diesseits/jenseits der Moderne. *Weimann 1997.* 7-43.
- Weimar, Klaus.
 „Poetik.“ *Enzyklopädie der Literaturwissenschaft.* Von Weimar. 2. Aufl. UTB Wissenschaft 1034. Tübingen und Basel: Francke, 1993. 93-162.
- Welsch, Wolfgang.
Unsere postmoderne Moderne. 2. Aufl. Acta humaniora. Weinheim: VCH, 1988.
- Wetz, Franz Josef.
 Die Begriffe ‘Zufall’ und ‘Kontingenz’. von Graevenitz und Marquard 1998. 27-34.
 Kontingenz der Welt – ein Anachronismus? von Graevenitz und Marquard 1998. 81-106.
- White, Hayden.
 „The value of narrativity in the representation of reality.“ *The content of the form. Narrative discourse and historical representation.* Von White. Baltimore und London: The Johns Hopkins U P, 1987. 1-25.
- Wickler, Wolfgang.
 Zeit als Aufgabe für die Lebewesen. *Baumgartner 1994.* 75-101.
- Wiegmann, Hermann.
Geschichte der Poetik. Ein Abriß. Sammlung Metzler 160. Stuttgart: Metzler, 1977.
 „Poetik.“ *Fischer Lexikon Literatur.* Hg. Ulfert Ricklefs. 3 Bde. Frankfurt a. M.: Fischer, 1996.
- Wierlacher, Alois, Hg.
Kulturthema Fremdheit. Leitbegriffe und Problemfelder kulturwissenschaftlicher Fremdheitsforschung. Beiträge zur Kulturthemenforschung interkultureller Germanistik 1. München: iuridicum, 1993.
- Wieselgren, Otto.
 „Andreas Arvidi.“ *Svenskt biografiskt lexikon.* Bd. 1. Stockholm: Bonniers, 1918. 764-8.
 „Till Andreas Arvidis biografi.“ *Personhistorisk tidskrift* 20 (1919): 28-36.
- Winter, Helmut.
 „Zur Entwicklung des *imitatio*-Konzepts in der englischen Literaturtheorie des 16. und 17. Jahrhunderts.“ *Zur Terminologie der Literaturwissenschaft und Literaturkritik. Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 8.30-1 (1978): 35-47.
- Withrow, Gerald James.
Time in history. The evolution of our general awareness of time and temporal perspective. Oxford und New York: Oxford U P, 1988.
- Wollin, Lars.
 „Donatus och den svenska grammatikens pionjärer.“ *Tiällmannstudier.* Hg. Lars Wollin. Småskrifter från Institutionen för nordiska språk i Lund 4. Lund: Nordlund, 1984. 17-59.
- Wood, David.
The deconstruction of time. Atlantic Highlands, N.J.: Humanities Press International, 1989.
- Zapf, Hubert.
 „Poesis.“ *Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie.*
 „Mimesis.“ *Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie.*

Zheltukhin, Alexander.

Orthographic codes and code switching. A study in 16th century Swedish orthography. Acta universitatis Stockholmensis. Stockholm studies in Scandinavien philology. N.S. 21. Stockholm: Almqvist & Wiksell, 1996.